Neue metaphysische rundschau

NEUE META PHYSISCHE RUNDSCHAU

BAND XII 1905 HEFT 1

CH. P. MORAWE

NEUE METAPHYSISCHE RUNDSCHAU

Monatsschrift für philosophische, psychologische und okkulte Forschungen in Wissenschaft, Kunst und Religion

Herausgegeben von PAUL ZILLMANN

Monatlich ein Heft (1.20 Mk.) Halbjährlich ein Band (6.— Mk. Ausland 7.— Mk.)

Man abonniert bei allen Buchhandlungen oder direkt beim Verlag von
PAUL ZILLMANN, Gross-Lichterfelde bei Berlin

Band XII · Heft I **1905**

INHALT:

NEUE METAPHYSISCHE RUNDSCHAU

Monatsschrift für philosophische psychologische und okkulte Forschungen in Wissenschaft Kunst und Religion

Herausgegeben von Paul Zillmann
Professeur hon. à la Faculté des Sciences Magnétiques de Paris

Band XII 1905

Verlegt bei Paul Zillmann
Gross-Lichterfelde bei Berlin
Ringstrasse 47a

Inhalts-Verzeichnis von Band XII

PHILOPPUS THEOPHRASTVS AVREOLVS PHILIPPVS THEOPHRASTVS BOMBAST PARACELSVS DICTVS

PHIL.[Pe] THEOPHRASTE BOMBAST
dit Paracelse
Né à Einsideln près Zurich en 1493. Mort à Saltzbourg en 1541.

„Da du begeistert bist für das Studium der heilsamen Wissenschaft, um die wahre Weisheit, welche von oben ist, zu erkennen, so reinige deine Seele von jeder Befleckung irdischer Lüste, dann wirst du durch das Studium der Schrift deinen Geist mit Nutzen üben. Je reiner du bist, desto mehr wirst du an Einsicht gewinnen und in demselben Masse Gott inbrünstiger lieben, und je inbrünstiger du Gott liebst, desto mehr wirst du dich der wahren Weisheit nähern. Denn was anderes ist nach der Befreiung der Seele vom Leibe der Genuss der ewigen Seligkeit, als ein gewisser fortwährender dreifüssiger Tanz des Geistes, welcher in Erkenntnis und Liebe des unwandelbaren Gutes unter Beihülfe der Gnade Gottes in diesem Leben durch heilige Studien seinen Anfang gewinnt.

Abt Johannes Trithemius an Rogerius Sycamber. 18. Nov. 1506.

Der Mistelzweig als Symbol der Weihnacht und seine Legende.

„Ram war der erste Mensch der weissen Rasse, der direkt inspiriert wurde. Er ist es, den die Hindus noch heute unter seinem eigentlichen Namen verehren — Rama —; er ist es, den die Tibetaner, Chinesen, Japanesen und die Einwohner des ungeheuren nördlichen asiatischen Reiches noch heute unter dem Namen Lama, Fo, Ta, Pa-pa, Pa-di-shah oder Pa-si-pa kennen."

Philosoph. History of Human Race.

Nicht weit von unserer Wohnung stand bis vor kurzem, umgeben von einem tiefen Sumpfe und Erlengestrüpp, ein kleiner Eichenhain, der oft das Ziel unserer Wanderungen war. Manche Stunde innerer Sammlung sah uns unter den knorrigen Aesten im grünen Moose. Einförmig majestätisch rauschte das dichte Laub und half uns aus diesem Rhythmus eines tönenden Schweigens in ein anderes Rauschen hinüberzugleiten, in dem wir selbst der ewige Ton sind, der das Werden und Vergehen der Welt mit seinen harmonischen Rhythmen durchweht.

Als einst der Herbst kam, das grüne Laub dem braunen und gelben Platz gemacht hatte und mit leisem Metallklang zu Boden klirrte, schauten wir traurig nach den Wipfeln, mit denen wir so gut Freund waren, und die nun schwarz, kraus und knorrig ihre Arme der scheidenden Sonne entgegenreckten, als wollten sie sie festhalten, wie weiland der Zwerg Mime mit seinen russigen Schmiedearmen Jung-Siegfried, als diesen der Tatendrang in die Welt trieb. Und als wollte Allvater ihren Wunsch erfüllen, liess er in den entlaubten Wipfeln eine grüne Sonne wachsen, nicht von Eichenlaub, aber zierliche Blätter, zwei und zwei gegenüber, wie Männlein und Weiblein und zwischen ihnen weisse Beeren, wie das Symbol eines höheren Dritten, das aus der Vereinigung jener geboren schien. Die Aeste waren grün goldenschimmernd, als hätten sie Sonnenstrahlen eingefangen und mit ihrem grünen Leben gefesselt, und

knorrig als hätten sie dieselben Widerstände zu überwinden, wie der Eichbaum. Doch war eines seltsam. Das neue Pflanzenwesen, das den ganzen Sommer unter dem Eichenlaub verborgen war und uns jetzt erst auffiel, hatte keine Wurzel, wie andere Pflanzen, die in der Erde wurzeln und ihre Krone in den Himmel recken. Es wurzelte im Eichenholz und entsandte seine Zweige wie eine Sonne nach allen Seiten. So sollen auch wir in der Kraft wurzeln und nach allen Seiten unser Wesen ausstrahlen, unsere Taten Sonnenstrahlen von unserem Leben, unserer Liebe umschlossen. Welch schöne Lehre gab uns der neue Freund!

Da kam zur Winterzeit ein gewaltiger Sturm und warf uns die grüne Sonne aus dem schwankenden und ächzenden Aestegewirr zu und heim trugen wir die heilige Mistelstaude, denn diese war es, die uns Allvater Wotan zur Julzeit gespendet hatte. Nach altem Druidenbrauche schmückten wir zum Feste der Wiederkunft der Sonne unser Heim mit den heiligen Zweigen und mit ihnen zog der Weihnachtssegen bei uns ein, der dem Hause treu bleibt, wo die Mistel Eingang findet.

Seit jener Zeit fehlt der Mistelzweig an keinem Weihnachtsabend bei uns und wenn wir ihn auch nicht am sechsten Tage des Mondes zu geweihter Stunde im weiss wallenden Gewande mit goldener Sichel schneiden, so ist doch unser Empfinden der Mistel gegenüber kein weniger ehrfurchtsvolles. Uns ist die Mistel mit ihrem immergrünen Laub ein Symbol des ewigen Lebens, das auch dann seine Blüten treibt, wenn die Welt, die ihr Zentrum noch nicht gefunden hat, dem Wechsel des Todes unterworfen ist. Ueber allem, das sterben muss um wiedergeboren zu werden, steht die Seele, die gleich der Mistel ihren Mittelpunkt in sich gefunden hat und so dem schmerzhaften Wechsel der Form Halt gebietet. Jetzt beginnt für sie das ewige Grünen und Früchte-Tragen, das Ewige Spenden aus der Fülle des Göttlichen. So wird die Mistel zum Symbol göttlichen Lebens, ja Gottes selbst.

Ohne Gott sein, lehrt die Mystik, ist krank sein. Gott suchen ist gesund werden, Gott finden ist gesund sein. Und das Mittel der Gesundheit ist: Gott in uns aufnehmen. So wird Gott zur rechten Arzenei des Suchenden.

Die Symbolik aller Religionen enthält diese Lehre. Eine Symbolik ist aber nur dann richtig, wenn ihr Inhalt auf allen Ebenen der Wirklichkeit entspricht; so kommt es uns also auch hier zu, zu prüfen ob unser Symbol auf der materiellen Ebene auch das Allheilmittel ist, das Gott auf der göttlichen ist. Da hätten wir dem geistigen Leben mit seiner Krankheit das leibliche Leben mit seinem Leiden gegenüber zu stellen und dem Allheilmittel Gott die Heilkraft der Mistelstaude.

Die Traditionen des Altertums und des Mittelalters geben unserem Symbole recht, da sie alle die Mistel als ein bedeutendes Heilmittel kennen. Dass die Heilkunst der Neuzeit mit der Heilkraft der Mistel unbekannt ist, liegt nicht am Nichtvorhandensein der Kraft, sondern an der Unfähigkeit der Heilkünstler, das wahre Arcanum aus der Mistel (viscum album) zu bereiten.

Schon Hippocrates kannte die Mistel als Spezificum gegen Fallsucht (Epilepsie). Plinius sagt: Manche glauben, die Mistel werde durch heilige Getränke wirksamer, wenn man sie bei Neumond ohne ein eisernes Werkzeug von der Steineiche sammele. Hat sie die Erde nicht berührt, so hilft sie gegen Fallsucht, befördert die Hoffnung der Frauen, wenn sie dieselbe nur bei sich tragen, und heilt, gekaut und aufgelegt, Geschwüre sehr wirksam." In einem alten Kräuterbuche heisst es (nach Tragus): Mystel mit Harz und so viel wachs vermischt und überlegt, zeitiget, verzehrt, weicht und zeugt zusammen die ohrmützel (Ohrenzwang) und allerlei Geschwulst. Mit weyrauch vermischt und auf alte geschwür gelegt, heilet sie. Er verzehrt und macht klein das milz mit kalch vermischt. In Summa mystel zeucht heraus allerlei subtile und grobe Feuchtigkeit, zerteilt und verzert danach dieselbigen." Nach anderen galt sie als Heilmittel gegen Rotlauf, Pest, Krämpfe, Gicht, Würmer, Fettsucht, Alpdrücken, Verhexung, unter den Druiden als Mittel gegen Unfruchtbarkeit. Besonders geschätzt war sie auch als Blutstillungsmittel!*) Clusius behauptet (nach Culpepper), die auf Birnbäumen wachsende Mistel sei die kräftigste, doch soll sie, um in ihrer magnetischen Kraft nicht verletzt zu werden, nicht die Erde berühren, sondern mit seidenen Tüchern aufgefangen werden. Nach Matthiolus nimmt man Mistel pulverisiert 40 Tage lang in Wein, um die Fallsucht zu heilen. Auch Paracelsus lobt das Mittel wider den Schwindel und die fallende Sucht, gegen schwere Geburt, Spulwurm der Kinder, rote Ruhr, Blutspeyen, Seitenstechen, Quartan-Fieber und Stein (de

*) H. Barfod, Kiel, berichtet nach dem Journal Santé vom 5. Januar 1896 von einem französischen Arzte: Als ich in meiner Jugend in Charolois praktizierte, kam ich einst nach einer Mühle, woselbst ich eine junge Frau an einem Fieber behandelte; über den Hof gehend, bemerkte ich, wie die Schwiegermutter meiner Patientin sechs Butterbrote mit Mistelblättern belegte. Ich sah der guten Alten zu, während sie mir lächelnd zurief: „Ich wette, Herr Doktor, Sie wissen nicht für wen ich diese mit Mistelblättern belegte Butterbrote zubereite." Nachdem sie mit allen fertig war, hiess sie mich folgen, und anstatt zu ihrer Schwiegertochter, wie ich anfangs glaubte, führte sie mich in den Kuhstall, in welchem bei einer kalbenden Kuh die Wehen ausgeblieben waren. Nachdem die Kuh die sechs belegten Butterschnitten verzehrt hatte, stellten sich bald wieder die Wehen ein, und nach einer halben Stunde erschien ein grosses, gesundes Kalb. Diese Tatsache war für mich ein grosser Gewinn, denn bei schweren Geburtsfällen habe ich dies harmlose Mittel stets mit bestem Erfolg angewandt, wodurch die gefährlichen Mittel dieser Sphäre entbehrlich werden."

Tartar.). — Pfarrer Kneipp empfiehlt bei Epilepsie eine Tasse Mistel-tee den Tag, bei Störungen im Blutlauf 2 bis 3 Löffel Mistel- und Zinnkrauttee nebst den nötigen Wasseranwendungen, auch schätzt er sie als Mittel gegen schlaffe, welke Muskeln und Gefässe, bei Blutungen der Lunge, des Magens und des Uterus (in Verbindung mit Santelholz). — Dettling empfiehlt sie gegen Lungenleiden und Schleimflüsse, Halsleiden und Mundfäule.

Die Astrologen sprechen der Mistel den astralen Einfluss der Sonne zu, was ja mit unserer Symbolik übereinstimmen würde. Dieser Einfluss verbindet sich bei der auf Eichen wachsenden Mistel mit den Jupitereigenschaften der Eiche, bei den auf anderen Bäumen herbergenden mit den jeweiligen Einflüssen der betreffenden Pflanzen.*)

Noch eine Stelle möchte ich hier anführen aus der Geschichte der Magie des berühmten französischen Kabbalisten Eliphas Levi, wo es heisst:

„Der Fortschritt des Magnetismus wird eines Tages zur Entdeckung der absorbierenden Eigenschaften der Eichenmistel hinleiten. Wir werden dann das Geheimnis jener schwammartigen Auswüchse entdecken, welche ihre nutzlose Pracht aus anderen Pflanzen ziehen und sich mit fremden Farben und anderer Saft schmücken und erhalten; die Pilze, die Trüffeln, die Galläpfel, die verschiedenen Arten der Mistel, alle werden mit Ueberlegung in einer neuen Heilmethode verwendet werden, deren Ursprung sehr alt ist. Dann werden wir nicht mehr über Paracelsus lachen, der das Usma von den Schädeln der Gehängten sammelte. Aber wir dürfen nicht schneller vorwärtsschreiten, als uns die Erkenntnis erlaubt; sie hält uns nur zurück, um uns desto besser vorwärts zu bringen."

So hat uns denn die Tradition gezeigt, dass unsere Mistel nicht mit Unrecht als Allheilmittel verehrt wurde und die Symbolik der alten Kelten uns recht geleitet hat.

Wie die Mistel als Heilmittel entdeckt und zum Symbol der Weihenacht wurde, davon habe ich vor Jahren einmal einigen Freunden unter dem Lichterbaum erzählt. Ich wiederhole heute die Legende, wie sie mir von Peter Davidson übermittelt worden ist.

Die Legende von der Mistel.

Vier- bis fünftausend Jahre vor unserer christlichen Zeitrechnung deckten dichte Wälder das ganze Skythenland, das sich vom atlantischen Ozean bis zum Polarmeer breitete. Die schwarze Rasse nannte diesen Kontinent, den sie Insel nach Insel hatte aus dem Meere auftauchen gesehen, „das aus den Wellen geborene Land". Auf den grasigen Steppen, unermesslich wie die Pampas, und in den Wäldern vernahm man den Schrei des Hirsches, das Brüllen der Büffel

*) Ich verweise bezügl. der planet. Einflüsse und astrol. Wirkungen der Pflanzen auf den Artikel: „Astrologie, als Teil des medizinischen Studiums von Prof. Dr. A. Wilder in Bd. XII, 2.

und den Galopp ungeheurer Herden wilder Pferde. Der Mensch der weissen Rasse, der jene Wälder bewohnte, war schon kein Höhlenbewohner mehr, schon konnte er sich den Herrn der Erde nennen. Messer und Aexte aus Feuerstein, Bogen und Pfeil und Schlinge hatte er erfunden, und im harten Kampfe hatten sich ihm zwei Gefährten gesellt, unzertrennliche und ergebene Freunde bis zum Tode: Hund und Pferd. Der Haushund wurde der treue Wächter der hölzernen Hütte, auf dem Pferde erlegte der Mensch den Bären, den Wolf, den wilden Stier, den furchtbaren Panther und den Löwen, die zu jener Zeit noch die dichten Wälder bevölkerten. Die Zivilisation hatte begonnen, die ersten Geschlechter, Stämme und Kolonien fanden sich zusammen, und die Skythen — jene Söhne der Hyper-Boreaner — errichteten ihren Vorfahren steinerne Menhirs*).

Starb ein Häuptling, so wurde seine Kriegsausrüstung und sein Pferd mit ihm begraben, denn man glaubte, er könne dann über die Wolken reiten und den feurigen Drachen in der anderen Welt verfolgen. Deshalb galt das Pferd als heilig. Es nimmt ja auch in den Veden und bei den Skandinaviern eine hervorragende Stelle ein. So begann die Religion in einem Kultus der Vorfahren. Wie das semitische Volk den einzigen Gott, den universellen Geist in der Wüste, auf dem Gipfel der Berge, in der Unendlichkeit des Sternenhimmels fand, so fanden die Skythen und Kelten ihre Götter in den Tiefen der Wälder. Dort hörten sie ihre Stimme, dort fühlten sie die ersten Berührungen mit dem Unsichtbaren, die Visionen von einem Jenseits. Daher ist der bezaubernde und der schreckliche Wald der weissen Rasse so teuer.

Schauende Frauen prophezeiten in jenen fernen Zeiten unter den Bäumen. Jeder Stamm hatte seine Prophetin mit ihrem Collegium von Druidinnen, wie die Völuspa der Skandinavier. Aber diese Frauen, die zuerst gut inspiriert waren, wurden ehrgeizig und grausam, aus guten Prophetinnen wurden böse Zauberinnen und Magierinnen; sie richteten Menschenopfer ein, unaufhörlich rann das Blut von den Dolmen**), begleitet von den düsteren Gesängen der Priester und dem Beifallsgeheul der wilden Skythen.

Unter diesen Priestern lebte ein Jüngling in der Blüte seines Alters mit Namen Ram. Er war zur Priesterschaft bestimmt, aber seine Seele schauderte zurück und lehnte sich gegen diesen blutigen Kultus auf. Dieser junge Druide war ein gelehrter und tugendhafter Mann, mild und ernst; er trauerte im Geheimen über die Irrtümer seiner Gefährten und sagte sich ganz klar, dass ihr Kultus statt Gott zu ehren, ihn verletzen müsste. Die Ueberlieferungen seines Landes kannte er, die Natur war sein beständiges Studium gewesen. In der Kenntnis der Pflanzen und ihrer wunderbaren Tugenden, der aus ihnen bereiteten und geläuterten Tränke und Essenzen war er ebenso bewandert, wie unter den Gestirnen und ihren Einflüssen. Viele Dinge sah er voraus, ferne Ereignisse wusste er. Dies alles verschaffte ihm ein grosses Uebergewicht selbst über die ältesten Druiden. Eine grosse magnetische Kraft entströmte seinen Worten, seiner Gegenwart. Seine Weisheit stand im Widerspruch zur Torheit der Druidinnen, zu den Verwünschungen und Verfluchungen, mit denen sie ihre unheilverkündenden Orakel in den Konvulsionen des Deliriums

*) Menhir ist ein pyramidaler Bau, den „die Adepten oder „weissen" Menschen der dritten, vierten und fünften Rasse bewohnten". Viele der vermeintlichen früheren neolithischen Höhlen, der kolossalen, dreieckigen, pyramidalen und konischen „Menhirs" in Morbihan (Carnac) und der Bretagne im allgemeinen, viele der dänischen „Tumuli" und selbst der „Riesengräber" von Sardinien mit ihren unzertrennlichen Begleitern, den „Nuraghi", sind keineswegs Nachahmungen der Pyramiden von Aegypten, sondern vor ungefähr 850 000 Jahren, als sich das Festland von Europa bildete, erbaut worden. Vergl. Geheimlehre II, 367 und II, 795, 96.

**) Opferhügeln.

entweihten. Die Druiden nannten ihn: „Er, der weiss!", das Volk verehrte ihn als den „Verkünder des Friedens".

Inzwischen wanderte Ram, den die Sehnsucht nach göttlicher Wissenschaft trieb, durch Skythien nach dem Lande des Südens. Dort lehrten ihn die Priester der schwarzen Rasse die geheime Wissenschaft und erlaubten ihm, bestrickt durch sein persönliches Wissen und seine Bescheidenheit, einen Teil seiner geheimen Kenntnisse seinen Landsleuten mitzuteilen. Als Ram aber nach dem Norden zurückkehrte, war er nicht wenig erstaunt zu sehen, dass der Kultus der Menschenopfer heftiger und grausamer denn je geübt wurde, und erkannte in diesem Brauch die Ursache zum Untergang seines Volkes. Wie sollte es ihm aber gelingen jene Sitte auszurotten, die von der Herrschsucht der Druidinnen, dem Ehrgeiz der Druiden und dem Aberglauben des Volkes verteidigt wurde?

Zu dieser Zeit aber überfiel die weisse Rasse eine schwere Seuche und richtete unter ihr schreckliche Verwüstungen an. Ram erkannte darin eine göttliche Strafe. Von ihren Streifzügen in das Land des Südens — Afrika — und aus ihrer Verbindung mit der schwarzen Rasse hatten die Kelten oder Weissen die Keime einer unbekannten und fürchterlichen Krankheit heimgebracht, eine Art Pest. Sie war um so fürchterlicher, da sie zuerst die Sexualpartien ergriff und so alle Hoffnung auf Nachwuchs vernichtete. Das Blut war gänzlich vergiftet, der ganze Körper mit schwarzen Flecken bedeckt, der Atem infiziert, die Glieder geschwollen und von fressenden Geschwüren deformiert und die Kranke verschieden unter furchtbarer Todesangst. In kurzer Zeit war diese schwere Krankheit von Süden bis Norden, von Westen bis Osten verbreitet und richtete fürchterliche Verwüstungen an. Der Atem der Lebenden und der Geruch der Toten förderte die Plage noch. Die Kelten, die so plötzlich davon befallen wurden, waren aufs höchste bestürzt; Tausende ihrer Mannen starben dahin und lagen in den Wäldern, selbst von den Vögeln als Beute gemieden. Niemand konnte dem giftigen Hauche widerstehen. Die Völuspa, die man darüber befragte, verordnete vergeblich Sühneopfer. Zu Tausenden wurden Menschenopfer dargebracht ohne die Geissel zu vertreiben. Die Nation ging zu Grunde. Zum ersten Male wurde diesen unbezwinglichen Kriegern klar, dass rohe Kraft nicht das Höchste war. Die Waffen entfielen ihren Händen. Unfähig zur geringsten Anstrengung schlichen sie in ihren einsamen Lagern umher, mehr Gespenstern als Kriegern ähnlich; und wenn die alten Atlantier damals die Kraft gehabt hätten, sie anzugreifen, so wären sie aufgerieben worden.

Sie nannten die Krankheit „Elephantiasis", da auch der Elephant ihr unterworfen schien.

Als nun Ram dies Elend sah, untersuchte er die Krankheit sorgfältig; ihren Ursprung kannte er, aber nach Heilmitteln suchte er vergeblich. Nun hatte er die Gewohnheit unter einer Eiche zu meditieren. Eines Abends wanderte er also wieder in den geheiligten Forst und setzte sich am Fusse seiner Lieblingseiche nieder. Lange dachte er über das Unglück seiner Rasse nach und verfiel endlich in tiefen Schlaf.

Da schien es ihm als riefe ihn eine mächtige Stimme beim Namen. Er erwachte und sah einen Mann von hoher, majestätischer Gestalt vor sich; der trug das Gewand der Druiden und in seiner Hand einen Stab, um den sich eine Schlange wand. Über die Erscheinung erstaunt, fragte Ram nach seinem Begehr. Der Fremde aber nahm ihn bei der Hand, zeigte ihm auf dem Baum, zu dessen Füssen er geschlafen hatte, einen Mistelbusch und sagte: „O Ram! Da ist das Heilkraut, welches Du suchst," Darauf nahm er von seiner Brust eine kleine goldene Sichel, schnitt den Zweig ab und gab ihn Ram. Nach einigen Bemerkungen über die Zubereitung des Mittels verschwand er.

Der Druide erwachte wie aus einem Traume und war sehr glücklich. Er merkte sich alles genau, was er gehört hatte, und zweifelte nicht daran, dass ihm eine innere Stimme ein sicheres Heilmittel gewiesen habe. Er warf sich

vor der heiligen Eiche, unter der ihm die Vision erschienen war, nieder und dankte der göttlichen Vorsehung inbrünstig. Als er dann sah, dass der Baum in Wirklichkeit einen Mistelzweig trug, schnitt er ihn demütig ab, hüllte ihn vorsichtig in ein Stück Seide, das ihm als Binde gedient hatte und trug ihn in seine Hütte. Dort erflehte er im Gebet die Segnungen des Himmels für sein Werk, begann die ihm mitgeteilten Vorbereitungen zu treffen und sah sie gelingen. Als er den Mistelzweig für genügend zugerichtet hielt, ging er zu einem Krieger, der an der schrecklichen Krankheit litt, und nachdem er ihm einige Tropfen von seinem erhabenen Heilmittel in Form eines gegohrenen Saftes eingeflösst hatte, sah er zu seiner unaussprechlichen Freude, dass das Leben, welches zu verlöschen drohte, wieder aufflackerte und dem Tod seine Beute abgezwungen wurde. Alle Versuche, die er anstellte, hatten denselben Erfolg, und in kurzer Zeit verbreitete sich die Kunde von seinen wunderbaren Kuren weit und breit.

Aus allen Teilen des Landes strömten Leute zu ihm. Der Name Ram's war in aller Munde von Tausenden von Segnungen begleitet. Das Priester-Kollegium wurde versammelt, und der oberste Priester verlangte von Ram, dass er offenbare, auf welche Weise ein solches wunderbares Heilmittel, dem die ganze Nation ihr Heil verdankte, in seine Hände kam. Ram hätte das leicht tun können. Da er aber dem Priesterstand eine besondere Macht verleihen wollte, welche derselbe bisher nicht besessen hatte, deutete er dem Oberpriester der Druiden an, dass, wenn er auch dem Volke die von der Gottheit gezeigte Pflanze bekannt machen wollte, um sie als heilig zu seiner Verehrung zu opfern, er nicht die Zubereitungsart preisgeben dürfte; im Gegenteil dieselbe müsse nur auf das allerheiligste beschränkt werden; mit andern Worten sie müsse ein Geheimnis der Priesterkaste bleiben, um der Religion mehr Macht und Ansehen durch weniger gewaltsame Mittel als die bisherigen zu verleihen. Die Schüler Ram's reisten durch ganz Skythien mit den Zweigen der Mistel; sie wurden als göttliche Sendboten und ihr Meister als ein Halbgott verehrt. Der Oberpriester war sich des Wertes dieses Geheimnisses voll bewusst und hiess es gut so; die keltische Nation wusste, dass sie durch göttliche Gnade dem Mistelzweig die Erlösung von der schrecklichen Plage verdankten, aber zugleich erfuhren sie, dass die geheimnisvollen Eigenschaften dieser Pflanze, die Art sie zu pflücken, zuzubereiten u. s. w. alleiniges Eigentum der Priesterschaft war.

Diese Ereignisse wurden der Ursprung eines neuen Kultus, und seitdem war die Mistel eine geheiligte Pflanze. Ram verewigte ihr Andenken, indem er das Fest des Noel (New Jule) oder Neues Heil, oder Neue Gesundheit errichtete, welches er zu Anfang des Jahres festsetzte und Mutter der Nacht (der neuen Sonne) oder der Grossen Erneuerung nannte.

Wie die Nacht in dieser Periode mit all ihrer Dunkelheit den Nordpol bedeckte, so pflegten die Kelt-Germanen die Nacht als die Quelle des Tages zu betrachten und nannten daher die erste Nacht nach der Sonnenwende „Mutter-Nacht". Von ihr ist unsere Weihnachtsfeier abgeleitet worden, den ersten Christen war ein solches Fest unbekannt. Jones geheimnisvolle Wesen, welches Ram in seiner Vision sah, und welches ihn auf den Mistelzweig hinwies, wird in der esoterischen Ueberlieferung der europäischen Weissen „Aese-heyl-hopa" genannt, das bedeutet: — „Die Hoffnung auf Heil im Walde." Die Griechen haben das in Aesculapius verändert, den Genius der Heilkunst, welcher den Magischen Stab, den Caduceus, hält.

Die Ueberlieferung stellt Ram dar, wie er selbst in der dürren Wüste des alten Iran, durch welche er reiste, unerwartete Hilfsquellen findet, denn er entdeckte dort eine Art Manna, dessen Verwendung er dem Volke lehrte. Ausserdem heilte er noch eine andere Epidemie mit dem Saft, den er aus einer Pflanze, die Hom heisst, zubereitete — das ist das persische Ham — das Amomos der Griechen, das lateinische Amomus und das Persea der Aegypter, seines Ursprungs wegen so genannt. Zoroaster sagt von ihr, dass ihr Saft Unsterblichkeit verleihe.

Diese Pflanze wurde unter ihren Vertrauten und Verehrern heilig gesprochen und ersetzte den Mistelzweig, welcher von den Kelten Europas behütet wurde. Man beachte dabei, dass das Wort „Om" das keltische Wort für eine Eiche ist, das ist sehr bezeichnend; man kann dies in interessante Beziehung zu den indischen Namen Aum, Soma, Homa u. s. w. bringen. Mehr als 3000 Jahre vor Christi Geburt sehen wir, wie sich die alten Mysterien von Delphos und Eleusis, wie in Indien, durch die Worte Kunsha, Aoum, Pansha, welche die Brahminen heutzutage Kamska Om Pakscha aussprechen, und die von den griechischen Hierophanten in Kanx-Om-Panx umgewandelt worden sind, öffnen und schliessen.

Aber Ram, „der Verkünder des Friedens", hatte noch höhere Bestimmungen, als die oben geschilderte; er wollte sein Volk von einer moralischen Plage heilen, welche viel unglücklicher als die frühere Krankheit war. Als erwählter Hoherpriester unter seinem Volke gab er allen Kollegien der Druiden und Druidinnen Kunde, dass die Menschenopfer aufzuhören hätten. Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Land; mancher begrüsste sie mit Freuden, andere wieder sahen darin den Versuch einer Entheiligung. Ram wurde von der einen Partei gefeiert, von der anderen verflucht. Aber weit davon entfernt, vor dem Streit zurückzuschrecken, verstärkte er denselben noch, indem er ein neues Symbol aufstellte.

Jeder weisse Stamm hatte damals sein Stammeszeichen in Form eines Tieres, welches seine erwählten Eigenschaften symbolisierte. Unter den Häuptlingen befestigte ein Teil Graniche, Adler, Geier, ein anderer die Köpfe vom wilden Eber oder Büffel an dem Rahmenwerk ihrer hölzernen Hütten. Das ist der primitive Ursprung der Heraldik. Das Banner, welches die Skythen angenommen hatten, war der Stier, der bei ihnen Thor hiess, das Zeichen der rohen Kraft und Gewalt. Ram setzte das Zeichen des Widders, das mutige und friedfertige Oberhaupt der Heerde, dem Stier entgegen und machte es zum Heereszeichen seiner Anhänger. Als diese Standarde im Zentrum von Skythien aufgerichtet wurde, wurde sie zum Signal für einen allgemeinen Aufstand, und unter dem Volke brach die Revolution aus. Die Weissen teilten sich in zwei Feldlager. Selbst die Seele der weissen Rasse teilte sich in zwei Teile, um sich von der entsetzlichen Tierheit zu befreien. So wurde der erste Schritt dem unsichtbaren Heiligtum entgegen getan, das zu wahrer göttlicher Menschheit führt.

„Tod dem Widder!"*) riefen die Anhänger Thors. „Krieg dem Stier!"*) riefen die Freunde Rams.

Ein furchtbarer Kampf entspann sich zwischen den Anhängern der beiden Prinzipien (der berühmte Krieg des Mahabharata). Der Krieg endete mit dem Siege Rams, des Widders (der Aequinoktialpunkt liegt jetzt nicht mehr im Zeichen des Taurus, sondern im Aries; seit die Sonne aus dem Tierkreiszeichen des Stiers in den des Widders oder Lammes gerückt ist, findet man bei fast allen Völkern die Verehrung des Lammes oder Aries!)

Nach unserer Fassung der alten Mär hatte Ram eine Vision, in der ihm sein Deva Nahousha**) erschien und ihm seine Mission zeigte. Da er den Ausbruch von Feindseligkeiten unter den Völkern Europas seinetwegen vermeiden

*) Der Büffel oder Stier spielt als Emblem der Anbetung eine grosse Rolle. Osiris ging bei seinem Tode in einen Bullen über. Orpheus sang eine Hymne an den Stier. Bal war ein Name Buddhas und findet sich von Indien bis Erin. Die Gegner waren Anhänger von Jao, Ammon, Abram, Ram, Aries oder dem Lamm. Das hebräische Wort Bol stammt vom keltischen Bo, daher das Wort Bulle (engl. bull). Die in Schottland gefundenen Steinbilder von Büffeln sind der Baalsanbetung zuzuschreiben und tausende von Jahren alt.

**) Deva Nahonsha ist das höhere göttliche Selbst, das die Griechen mit Dionysius bezeichneten.

wollte, so beschloss er mit den Vornehmsten und Höchstentwickeltsten seiner Rasse nach dem Herzen von Asien auszuwandern. Er verkündete seinen Anhängern, dass er zum Heile der Menschheit den Kultus des heiligen Feuers errichten wollte, dass die Menschenopfer für immer aufhören würden, dass die Vorfahren nicht mehr von grausamen Priesterinnen auf wilden, von Blut triefenden Felsenhöhen angerufen werden sollten, sondern Mann und Weib in Anbetung vereint zu ihnen sich wenden sollten am heimatlichen Herd in der Nähe des reinigenden Feuers. Um dieses hohe Ziel zu erreichen, mussten seine treuen Anhänger mit ihm Europa verlassen und ein neues Land, eine jungfräuliche Erde erobern.

Diese Eroberung richtete sich vom Kaukasus aus gegen die Mitte Asiens, Ram befreundete sich mit den Turaniern, den alten skytischen Stämmen und führte sie zur Eroberung des Hochlandes von Iran. Er erhob die Frau zu neuen Ehren, machte sie zur Priesterin des heiligen Feuers, und stellte sie dem Manne gleich; er begründete die vier grossen jährlichen Feste. Die alten Arier versammelten sich wieder zur Weihnacht in den Sanktuarien der Ariyan-Vaejo, wie sie es in alten Zeiten in ihren unermesslichen Wäldern getan hatten. „Rama mit den Augen der blauen Lotus“ sagt Valmiki (Ramayana), „war der Herr der Welt, der Meister ihrer Seele, und die Liebe der Menschheit, der Vater und die Mutter ihrer Geschöpfe. Er weiss es, allen Wesen die Kette der Liebe zu geben.“ Rama oder Ram war der Erobererer des Landes, welches zu den Füssen des Himavat ruht.

Die poetischen Ueberlieferungen Indiens äussern sich sehr überschwenglich über den alten Kampf zwischen weisser und schwarzer Magie. In dem Krieg gegen die Könige der Djambus wandte Ram, oder Rama, wie ihn die Orientalen nannten, augenscheinlich Wunder an, weil sie über die Auffassung der gewöhnlichen Menschheit hinausgingen; denn die grossen Initiierten besassen die Kenntniss der verborgenen Naturkräfte und ihrer Anwendung. Er gebrauchte alle Arten Blendwerk gegen seine Feinde; oft zeigte er sich selbst unerwartet im Feldlager des Feindes, setzte sich ohne Verteidigung denen aus, die seinen Tod suchten; sagte ihnen, dass er jeden Menschen herausfordere ihn anzugreifen. Wenn die dem Kampfe glücklich Entronnenen ausgeforscht worden, erzählten sie. dass sie bei seinem Blick wie versteinert gewesen wären; wenn er spreche, schöbe sich ein Berg von Eisen zwischen sie und ihn, denn sie könnten ihr nicht mehr sehen. Um sein Werk zu krönen, schreibt die epische Ueberlieferung Indiens Rama die Eroberung Ceylon's zu, die letzte Zuflucht des schwarzen Magiers Ravana, (der Ramas Weib, Sita, geraubt hatte), auf welchen Rama, den weisse Magier, einen Hagelsturm von Feuer herabsausen liess. Durch seine Macht, sein Genie und seine Güte war Ram zum Meister Indiens geworden und der geistige König der Erde, wie uns die Heiligen Bücher des Orients erzählen.

Nach seiner letzten Vision, welche ihn auf die Ausführung seiner Mission hinwies, versammelte Ram die Könige und Boten seines Volkes und sprach zu ihnen: — „Ich verlange nach keiner höheren Macht als jener, die ihr mir geboten habt; behaltet Eure Kronen und gehorcht meinem Gesetz. Meine Aufgabe ist vollendet. Ich ziehe mich für immer zurück zu meinen Initiierten Brüdern, auf einem Berge des Ariyan-Vaejo. Von dort aus will ich über Euch wachen. Hütet das heilige Feuer! wenn es erlöschen sollte, werde ich wiederkehren und als ein Richter und furchtbarer Rächer unter Euch erscheinen.“ Dann zog er sich mit seinen Brüdern nach dem Berge Albori zurück, zwischen Balk und Bamiyam, nach Paradesa, einen Ort, der nur den Eingeweihten bekannt ist; dort lehrte er seinen Schülern die Geheimnisse des Himmels und der Erde. Seine Jünger reisten nach allen Richtungen, nach Ägypten und Ozeanien, und brachten das heilige Feuer, das Symbol der göttlichen Einheit aller Dinge, und die Hörner des Widders, als Emblem der arischen Religion. Diese Hörner wurden die Insignien der Einweihung, infolgedessen der priesterlichen und königlichen Macht.

Die alten ägyptischen Initierten wurden die „Schlangen auf zwei Beinen" genannt, und Widderhörner schmückten ihren Kopf, wie man sie am Kopfe des Moses auf einigen alten Medaillen sieht. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Ram mit der Gestaltung des arischen Kalenders, und ihm verdanken wir den Ursprung der Tierkreiszeichen, denn diese waren das Patriarchalische Testament für die Initiierten. Seltsames Buch! geschrieben von Sternen und himmlischen Hieroglyphen am grenzenlosen unermesslichen Firmament, und begonnen mit dem himmlischen Aries. Viele Jahrhunderte lang glaubte das Volk, dass Rama noch immer die Krone mit den Hörnern des Widders trage, und dass er noch immer in seiner Zurückgezogenheit in den Bergen lebe.

Soweit hatte mir Davidson die Geschichte erzählt. Ich entsinne mich noch genau des Abends. Als er geendet hatte, sassen wir eine Weile still, dann stand einer auf und sagte zu uns: „Freunde, wir haben soeben die Geschichte des Meisters unserer Rasse gehört und seines Zeichens. So ist uns also das Weihnachtsfest ein Erinnerungsfest an ihn, und damit ein Erinnerungsfest an die Brüderschaft, deren Einer er war und ist. Lasst uns ihrer gedenken, die in hingebender Liebe die Geschicke unseres Lebens leiten als die fleischgewordenen Worte des Gesetzes des Lebens. Lasst uns das Weihnachtsfest wieder erhöhen zu dem Fest der Weihe des Menschen, der den schmalen Pfad zur Göttlichkeit geht, den Pfad, der ihn in die Brüderschaft, die noch heute ihre Pforten für den wahrhaft Suchenden aufhält, hineinführen wird."

Dies ist die Legende von Ram und der Mistel. Sie schliesst bedeutungsvoll mit dem Hinweis auf die uralten Meisterlogen, von deren Existenz uns H. P. Blavatsky und vor und nach ihr viele Initiierte Kunde brachten. Noch heute hat die Erde ihre geistigen Zentren in den Bergen des Himavat, in den Einöden Aegyptens und in den Felsengebirgen Mittelamerikas. Dort leben jene Heiligen, die den niederen Menschen überwunden haben und in das Leben des höheren eingegangen sind. Einer von ihnen war auch jener Jesus, der Nazoreer, dessen Weihefest die Christenheit heute begeht. Auch er ist in der Geheimlehre nur das neuere Symbol für den Meister der weissen Rasse, von dem wir soeben hörten. Mag man das Fest nun so oder so deuten, eins wollen wir festhalten: Die Weihnacht sei uns das Fest der Wiederkehr des Lichtes, nicht nur des äusserlichen, des Sonnenlichtes, sondern auch des inneren Lichtes, ob wir dieses nun Christus, oder Ram, oder den Meister nennen, in allen Fällen ist es unser höchstes Ideal, dem wir zustreben und das uns als aus der Gottheit geboren sicher auch zu ihr leiten wird.

Möchte uns die Mistel in Zukunft wiederum das Symbol dieses Göttlichen werden, als welches es einst eingesetzt wurde!

P. Z.

Das Seelchen, eine Geschichte von der Reinkarnation.

Ganz zart und fein und durchsichtig schwebte es daher. Mit feinem Silberglanz und doch mit leuchtendem Licht. Und leuchtender Aether — millionenfarbener und doch farbloser Schimmer umgab es — erfüllte es — das zarte, feine, durchsichtige Seelchen im ewigen, strahlenden Licht. Es hatte lange so zugebracht. Wie lange? das wusste es nicht, — denn in dem Zustand, in dem es sich befand, — schwand Zeit und Raum: „ein Tag war wie tausend Jahre, und tausend Jahre waren wie ein Tag.“ Aber glücklich war es gewesen — ruhig — in vollendetem Frieden, — soviel war ihm bewusst.

Nun fühlte es plötzlich, dass es dachte — dachte, so wie es einstmals gedacht hatte — — gar oft — aber ebenso oft auch wieder nicht! — Mit diesem Bewusstwerden der Denkfähigkeit schwand aber auch der friedvolle Glückszustand, — — — eine Unruhe — ein Wünschen erstand in dem feinen Seelchen — noch ohne Objekt — noch nicht in klare Form gefügt.

Es dachte: was das wohl sei, was es zu wünschen begann? und es schaute um sich. Gar viele seinesgleichen schwebten — glitten umher — alle in verschiedenem Licht — in leichter oder dichterer Durchsichtigkeit.

Das Seelchen fühlte sich Eins mit Allen — — nur als das Denken intensiver wurde, liess dies Einheitsgefühl ein wenig nach — das Seelchen begann sich zu individualisieren. Wohl verstand es noch ohne Worte — nur intuitiv, was die Uebrigen fühlten und wollten, — doch es empfand sich schon von ihrem Wollen verschieden. Noch ein Weilchen und es begriff, was sein Zustand bedeutete: zu neuem Erdenleben drängte es — zu neuem Leid — zu neuer Freude. Der Wille zum Leben war's, zur Individualisierung, der langsam und leise in dem Seelchen erwachte.

Fein und zart wie es war, erschauderte es — denn ach! das Erdenleben, — dessen entsann es sich jetzt genau, — brachte so viel Rauhes, Brutales. Und je mehr es dachte, je deutlicher trat ihm dies in die Erinnerung. So viele Male hatte es im Verlauf der Jahrtausende vor solch einer Wiederverkörperung gestanden, immer getrachtet, die Lieben aus den vergangenen Erdenlebensperioden wieder um sich zu vereinen. Oft hatten sich diese bereits

in ganzen Familien zusammengefunden; meist hatten sie auch das Seelchen bei seiner Ankunft im irdischen Dasein mit Freuden begrüsst. Zu öfteren Malen war auch alles noch eine längere oder kürzere Zeit ganz gut gegangen — aber — aber — das Seelchen erwies sich als zu zart, zu fein — die anderen standen zu tief in der materiellen Form — nach einer Weile konnten sie das Seelchen nicht mehr verstehen, — es war traurig und einsam geworden — hatte Freundschaft und Liebe ausserhalb der Familie gesucht — war Gleichergearteten näher getreten und den sogenannten Nächsten ferner und fremder geworden.

Nach solchen Freunden suchte es jetzt. Was war in all der Zeit — denn schon rechnete es wieder mit Raum und Zeit — was war aus ihnen geworden? — wo waren sie, während das Seelchen in Devachan Ruhe, Friede, Vollkommenheit geträumt?

Nun öffnete es den schauenden Blick. Die merkwürdige Welt des Astralen wurde ihm deutlich: die Wesen und Naturgeister, die kleinen und grossen Kräfte der Welt, die man auf Erden nicht sieht. Aber das Seelchen bangte sich nicht; — es kam von glücklicheren Gefilden — es war noch ausgerüstet mit einem guten Teil Mut — und göttlichem Verständnis. — Es schwebte vorbei an den suchenden, gleitenden, blitzschnell dahinjagenden und ebenso rasch sich verändernden Formen, die jedmögliche Gestalt annahmen, ohne sie nur zu streifen — begann das Seelchen zu suchen.

„Wen? — ja, wen suche ich denn?“ frug es sich selbst. „Die Freunde? — Wo sind sie?“

Sie waren wohl schon zur Erde zurückgekehrt — die meisten von ihnen, denn die Zeit war für sie gekommen.

Da entdeckte es eine Gruppe von herrlich leuchtenden Gestalten — ja, das waren Freunde — Geliebte!

Schon befand es sich bei ihnen: alle waren geschäftig und beschäftigt, denn sie standen auch grade vor ihrem Wieder-in-die-Form-Treten auf Erden. Jubelrufe erschallten, als das Seelchen kam.

„Ach Du Feine, Zarte — kommst Du? willst Du mit uns? — Wir sammeln soeben die Freunde um uns und unsere Eigenschaften in uns. Du bist geliebt und willkommen so hier, wie später auf Erden!“

„Wo geht Ihr hin? Was wollt und müsst Ihr werden? Wohin schickt Euch Euer Karma?“ frug begierig das Seelchen.

Mancherlei Antwort kam zurück: wohl wären sie gern alle beisammen geblieben — in einem Lande — in einer Nation, einer Familie! jedoch das liess sich nicht machen. Der Eine hatte diese, der Andere jene Samenkörner in vergangenen Existenzen ausgestreut — die waren aufgegangen und warteten der Reife, mussten geerntet

werden. Es waren der Ursachen so viele gegeben — die Wirkungen wollten gelebt und gelitten sein! —

Sie alle gingen dem neuen Erdenleben mutvoll, weil verstehend entgegen. Sie alle hatten gewählt und waren in jenem Moment ihrer diesmaligen Entwicklung angelangt, wo sie noch einmal die Geschehnisse des vergangenen Daseins klar und wahrhaftig im Akasha, dem grossen Weltbilderbuche, lesen konnten, darin jede Handlung, jeder Gedanke, wie in einem Riesengehirn eingeprägt ist. Aber ebenso klar und wahrhaftig erschauten sie auch die künftigen Ereignisse ihrer jetzt beginnenden Erdenexistenz: sie wussten, sie hatten das zu leben, was sie da sahen, denn sie selbst hatten es so geschaffen — so gewirkt. Sie standen in der einen grossen Stunde zwischen den beiden Inkarnationen, wo sie Alles erschauten, erfassten — wussten! — Sie nahmen das nun beginnende Schicksal mit ergebener Kraft auf sich — führte es sie doch zu höherem Wissen, zu herrlicherer Entwicklung!

So weit war das Seelchen noch nicht. – Die Uebrigen glitten davon – in aller Herren Länder harrte ihrer die Geburt.

Da erschaute das feine Seelchen wiederum eine Gruppe Beratender: Helfer waren es: gute, edle, jetzt inkarnierte Menschen, deren höheres Selbst hier auf zarterer Vibrationsebene ihres hehren Amtes walteten: den Mitmenschen Hilfe zu spenden. Zu ihnen gesellte sich Seelchen. Es lauschte eine kleine Weile ihrem Tun und dann wagte es schüchtern die Bitte:

„Ihr helft so Vielen, – wollt Ihr auch mir helfen?“

„Gewiss“ — „aber was können wir für Dich tun?“ — „Ihr, die Ihr incarniert seid – dort auf der physischen Ebene, in Menschenformen, wo ich nun auch bald wieder hin muss — könnt Ihr mir gute Menschen zeigen — solche, bei denen es schön wäre Kind zu sein?“ —

„Ja, Liebling — was warst Du denn in Deinem vergangenen Leben? Du scheinst so zart – so fein.“ —

„Ach,“ lächelte die Gefragte — „ich war zuletzt ein Prinzenkind – — ich habe schon so viele Inkarnationen durchgemacht — so viele und alles Leid der Welt getragen und da kam ich die letzten Male bereits zu hoher Geburt – aber es war nicht schön — nein, das möchte ich nicht mehr! Ich möchte freier sein und intellektueller und nicht so in lächerliche Unwissenheit gebannt über das Elend der Welt. Ich habe das grosse Mitleid in mir — und mit den Armen und Elenden möchte ich leben.“

Sie schauten es wehmütig an —: „Wie willst Du zurück in die schmerzlichen Verhältnisse der Armut — Du Zarte — Feine?“

„Ja! ja! ich will!“ sagte das Seelchen und glaubte, was es sagte.

„Nun so komm mit mir“ – bedeutete ihm ein starker, hoher

Geist. „Ich lebe dort, wo Du hin willst und gute Menschen kann ich Dir zeigen.“

Da waren sie bereits inmitten der Armen — zwischen den Elenden und Arbeitenden.

Ach! — ähnliches hatte das Seelchen lange nicht erlebt — seit vielen Inkarnationen nicht — das lag weit hinter ihm — die Erfahrungen, die **hier** zu machen waren, es hatte sie längst gemacht. Helfen und leiten — wie es starke Seelen hier vermocht hätten, dazu fühlte es sich nicht berufen. Es sah ein — es konnte nur noch **geistig** wirken — dem rein materiellen Leben war es entwachsen — die Erinnerung, dass es all diesen Jammer des Stoffes auch einmal erlitten hatte — war nur noch schattenhaft in ihm — und machte es kaum mehr erschaudern. Nein — hier hatte es nichts zu tun.

Wohin aber sollte es sich wenden? Ein wenig ratlos schwebte es dahin — da — plötzlich ward es sich bewusst in einem herrlichen Park zu sein; vor ihm wandelte ein junges Menschenpaar. Schön, kraftvoll und elastisch der Mann, mit grossen braunen strahlenden Augen — süss, liebreizend die blonde Frau in lieblichster Jugend.

Seelchen war entzückt! — Die sanfte Stimme des jungen Weibes sprach: „Siehst Du, Ewald, wenn wir nun ein Kindchen, ein feines, zierliches Mädchen hätten — hier auf diesem herrlichen Fleck Erde müsste es in der Sonne sitzen — und die Vögel singen und den Bach plätschern hören und glitzern sehen.“

Er lachte. „Ja, wenn!! aber dürfte es kein Büblein sein? —“

„Nun“ lachte auch sie — „ich nehme auch einen Buben. Aber lieber wäre mir ein Mädelchen — da hätt' ich mehr davon — und wenn Du malst — wär ich nicht so allein.“

Er umfasste sie liebkosend, und lachend — küssend wandelten sie dem Schlösschen im Parke zu. — — —

Die Beiden erwählte sich das Seelchen zu Eltern. In diesem Liebes- und Schönheitsidyll wollte das zarte Feine wieder Mensch werden. — Diesem jungen Paare glaubte es sich ähnlich — sein Kind konnte es werden. —

Es kam eine anstrengende Zeit für das Seelchen. Seine Sankharas musste es sammeln: alle in früheren Leben erworbenen Eigenschaften, Kenntnisse, um den im diesmaligen Dasein erforderlichen Charakter zu bilden. Den eigenen Körper musste es in seinem Formenfortschritt im Mutterleibe bewachen und bilden helfen; — ja, es hatte grosse Arbeit zu tun, das zarte feine Seelchen.

Aber seine Hauptbemühung galt dem Versuche sich geistig mit seiner jungen Mutter in eine Fühlung zu setzen. Das schien das allerschwerste. — Während Seelchen sehr gut verstand und hörte, was seine Eltern mitsammen sprachen, taten und zu seiner

Geburt vorbereiteten — schien die Scheidewand zwischen dem Astralen und den physischen Möglichkeiten zu dicht — für's Erste wenigstens. Das junge Menschenpaar spürte den Geist ihres künftigen Kindes nicht. Wenn sie im Schlafe lagen und ihre Seelen sich auf höhere Ebenen erhoben — da kam das Seelchen ihnen wohl oftmals ganz nahe — aber sie vermochten nicht sich im Astralen ihres Zustandes bewusst zu werden: Ein traumhaftes Dahindämmern, in dem sie sich mehr mit irdischen Interessen befassten — allenfalls ein kurzes Erkennen, dass ein ihnen zustrebender Geist in ihrer Nähe weilte — und schnelles wieder in die materielle Welt Hinabsinken war alles, was möglich schien.

Seelchen wurde ganz zaghaft. Hatte es sich dennoch getäuscht mit seiner Wahl? Standen sie zu tief in der Erdenstofflichkeit, die beiden reizenden Menschen? — Jetzt war es zu spät zu ändern, es musste sein in's Dasein gerufenes Schicksal ausleben, sein Karma ertragen.

Der Augenblick der Geburt nahte heran. — Die junge Mutter befand sich allein — ein wenig angstvoll vor der bevorstehenden schweren Zeit spielte sie doch lächelnd mit den niedlichen Kleidungsstücken des künftigen Lieblings.

Da schwebte das Seelchen ganz dicht zu der Erwählten und flüsterte, weil es sie ermutigen wollte, in ihr Ohr: „Mutter — fühlst Du mich nicht? Ich liebe Dich!“ — Ja — die Mutter hatte gehört — aber entsetzt liess sie das Mützchen, das sie soeben tändelnd über die Hand gezogen hatte, fallen, stiess einen gellenden Schrei aus und versank in tiefe Ohnmacht. Das Seelchen floh erschreckt vor dem, was es angerichtet!

Im Hause der jungen Eltern ging es plötzlich trübe zu. Als die junge Mutter wieder aus ihrer langen Bewusstlosigkeit erwachte und den Gatten über ihre Stirn gebeugt erblickte, schlang sie angstvoll die Arme um seinen Hals — und flüsterte ihm zu: „Schick' Alle fort — ich muss Dir etwas Schreckliches sagen.“

Als sie sich nun allein befanden — Zofen und der jetzt stets auf dem Schloss anwesende Arzt sie verlassen hatten — schmiegte sie sich an den jungen Grafen, indem sie leise und furchterfüllt stammelte: „Ich habe den Geist unseres Kindes gehört! — ganz deutlich — er sprach zu mir — aber ich fürchte mich schrecklich.“

Er sah sie angstvoll an, denn er glaubte ihr Verstand sei in Gefahr; sie aber richtete sich auf und bat: „Ach, glaube nur nicht, dass ich irre rede — es ist ganz bestimmt wahr. Ich hörte die Stimme — eine süsse, zarte Stimme, so deutlich wie die Deine — aber es war so schauerlich! lass' mich nie mehr allein — ich fürchte mich sehr.“ —

So blieb es: keine Sekunde wollte die Gräfin allein bleiben —

sie verlegte ihren Aufenthalt ganz in das Atelier des Grafen, wo sie früher des starken Terpentingeruches halber gar nicht gerne weilte — und er, den die Gegenwart seiner kleinen nervösen Frau immer am Malen verhinderte, weil sie ihn und seine Zärtlichkeit ganz und gar in Anspruch nahm, zog es nun vor, neben ihr zu sitzen, ihre Hände zu halten und ihr wieder und immer wieder die „Gehörhallucination," wie der Arzt das gefürchtete Phänomen erklärte, auszureden.

Seelchen war tief traurig über diesen Zustand der Dinge — sollte denn wirklich seine diesmalige Mutter nur Schrecken vor seiner Nähe empfinden? Es wagte kaum mehr der jungen Frau zu nahen und auch das Sammeln seiner vielen schönen und herrlichen Eigenschaften — mit denen bewaffnet es einen wahrhaften Prachtmenschen in diesmaliger Inkarnation hätte abgeben können — betrieb es in einer müden, lässigen Weise.

Einige der guten Helfer, irdische und geistige, versuchten es zu ermutigen — aber sie konnten nur wenig erreichen: das Seelchen blieb verzagt.

Es kam der grosse, der schwere Moment der Erdengeburt — Seelchen musste seinen freien körperlosen Zustand verlassen, es sollte hinein in den kleinen unbeholfenen Kerker des neugeborenen Kindes. Noch hatte es eine Zeitspanne für sich: den Moment des „Wissens" des Vorherundzurückschauens des vergangenen — des zukünftigen Lebens.

Schnell wie ein Wandelbild zog Scene an Scene vorüber. Es sah auch dieses beginnende Dasein würde kein glückliches — kein langes sein! Das sah es deutlich — aber Seelchen begriff! in der vergangenen — in seiner bevorzugten Prinzenexistenz hatte es nichts getan, sich ein besonders glückliches Karma zu wirken: die guten Taten, die es reichlich um sich her geübt hatte — schufen dieses mal auch hohe Geburt — vornehme üppige Verhältnisse — aber das Prinzenkind hatte seine guten Werke ohne innere Erhebung ausgeübt; es war ihm so leicht, so selbstverständlich gewesen — Opfer hatte es keine gebracht. —

Es war durch eine verfeinerte Erziehung und Lebensweise subtil raffiniert und mit allerlei schönen Talenten begabt worden — aber das hatte den Charakter zur diesmaligen Verkörperung nicht gestärkt: gütig, zartfühlend, aber empfindlich und übertrieben empfänglich war es dadurch — — schlecht für das kommende Leben ausgestattet! — Es würde zu ernten haben, was es gesät und gewählt! —

Die Qualen der Geburt, des Eingehens in den engen Kindeskörper begannen. Seelchen hatte sie zu tausenden Malen durchgemacht. Es wusste, hier gab es kein Entrinnen: dies war bei weitem

schmerzlicher, als der später zu erwartende Tod, das sich wieder Trennen vom Menschenkörper. Der war Befreiung — dieses hier Gefangennahme!

Die junge Mutter litt sehr — und ihr Gatte stand unter qualvollem Schuldbewusstsein neben ihr. Hätte er dies geahnt — gewusst, nicht würde er sich das Kind gewünscht, — nicht die Geliebte diesen Todesnöten ausgesetzt haben!

Doch auch diese Stunde erreichte ihr Ende und mit dem ersten Schrei der kleinen „Eva“, wie die jungen Eltern die neue Bewohnerin ihres irdischen Paradieses tauften — schien alles Weh vergessen. Sie freuten sich des Kindleins, verzärtelten es und spielten damit, wie sie es mit sich selber taten.

Jetzt kam eine lange Weile, wo Seelchen nichts von sich wusste. Im Dämmer seines neugeschaffenen Gehirns gaben nur äussere Eindrücke — das „Lebenlernen“ etwas Licht. Das erste Jahr auf Erden verging in Halbschlummer — und Wiedererinnern.

An Evchen's ersten Geburtstag meinte der Vater: „Eigentümlich, warum klein Evchen so lange nicht sprechen lernt — ich habe mit dreiviertel Jahren angefangen — und Du Schatz mit einem Jahr, wie Deine Mama behauptet.“

Da schauderte die junge Frau zusammen: „Sprechen? — Ja — mein Kind hat ja schon längst gesprochen — schon damals — Du weisst doch! — —“

„Aber Herzensweib! Du wirst doch an die Torheit nicht mehr denken. — Hör' nur, wie herzhaft das Evele schreit — so redet keine Geisterstimme.“ —

Da liess sie ihre noch immer leise nachzitternde Angst beschwichtigen. — Aber die Seele ihres Kindes hatte den nachhaltenden Schrecken in der geliebten Mutter, an der es jetzt mit tierischen Wohlbehagen hing — erfasst“ — und „sprechen“ erschien nun auch ihr wie ein Gefürchtetes, zu Meidendes.

Wieder ein Jahr und Evchen sprach noch immer nicht; ja, kein leisestes Lallen bildete der süsse kleine Mund.

Was es wünschte, das verstand es ganz gut seiner Umgebung zu zeigen — seine grossen Augen und kleinen Händchen waren unendlich ausdrucksvoll — aber kein artikulirter Laut gab Zeugnis von seiner intellektuellen Entwicklung.

Die Aerzte behaupteten keinen Grund für dieses rätselhafte Stummsein zu finden und die jungen Eltern hofften von neuem. Die Gräfin umgab ihr stummes Kindchen mit doppelter Liebe und Kosung.

* * *

Es kam ein warmer klarer Frühsommertag — klein Evchen lief mit den winzigen Füsschen auf weichem, wohlgepflegtem Rasen,

an jenem Plätzchen im Park, das einst die Gräfin für ihr Kindchen bestimmt. Die Mutter sass auf einer Bank, mit den weissen Händen dem Kinde neckend Blumen und Gräser zuwerfend und sang dabei mit sanfter Stimme ein Liedchen, eines jener süssen Kinderlieder, die aus der Volksseele zur Mutterseele strömen, um das Kinderseelchen zu erheben, zu beglücken.

Evchen horchte hoch auf — die dunkelblauen Augen wurden grösser und ernster — ein Ausdruck nicht von dieser Welt trat in sie — die kleinen Füsse trippelten auf die Mutter zu — die Aermchen schlangen sich um die blumenwerfenden Hände und Worte, Menschenworte — nicht kindisches Lallen enttönten dem rosigen Munde: „Mutter! Ich liebe Dich!" sagte die süsse, klare Stimme.

Mit einem Schrei des Entsetzens stiess die Gräfin die Kleine von sich: „O Gott! das ist wieder die Stimme — der Geist!" — — sie wollte aufspringen, fliehen — aber wieder, wie damals umnachtete eine Ohnmacht ihre Sinne — sie sank schwer auf den Rasen nieder.

Die Kleine erschrak furchtbar. So tief — so bis in's innerste Mark wirkte der Schrecken, der das Kind erschütterte — dass es nicht schreien, nicht weinen konnte. Es stand und zitterte — die Zähnchen schlugen wie im Fieber aufeinander, — bis es jammernd und winselnd wie ein verwundetes Tier zur Mutter hinsank.

So fand man Beide. Die Wärterin brachte das Kindchen sofort zu Bette. Auch die Gräfin wurde in ihr Zimmer gelagert. Angstvoll barg sie ihr Köpfchen an des Gatten Herzen und flüsterte leise: „Der Geist hat wieder gesprochen — o, ich habe Angst — Angst."

Weiter war nichts aus ihr herauszubringen. Der Gatte versuchte sie zu überzeugen, dass eben nun endlich das Kind zu sprechen beginne — der Arzt versicherte: wenn ein Kind so lange nicht sprechen lerne, es dann gleich in verständlicher, entwickelter Rede sich auszudrücken vermöge — der Zeitpunkt des kindlichen Lallens sei übersprungen worden. — —

Aber all das Zureden half nichts, die Gräfin konnte ihren Schrecken nicht verwinden — ihre Angst nicht meistern.

Als es sich nun gar erwies, dass Niemand sonst die Kleine ein Wort hatte sagen hören und das Kind in seinem Bette auch jetzt nur mit grossen, traurigen Augen um sich schaute — da begann man ernstlich an dem Verstand der jungen Mutter — welche ihr Töchterchen nicht einmal sehen wollte — zu zweifeln. Man glaubte, nachdem Tag um Tag vergangen war und die Kleine stumm wie zuvor blieb, dass irgend ein Zufall Mutter und Kind erschreckt habe — und die Gräfin dadurch in ihre frühere Hallucinationsidee zurückverfallen sei. — —

Es kamen trübe Tage für das Schloss. Der junge Vater ver-

suchte seinem Evchen die verlorene Zärtlichkeit der Mutter zu ersetzen — aber das Kind blieb traurig und sah ihn mit ernsten, hoffnungslosen Blicken an. — Er fing an, den Schauder seiner Frau vor diesem stummen, unnatürlichen Kinde zu begreifen. Mehr und mehr überliess auch er es den Wärterinnen und weihte sich ganz der „Heilung" seiner Gattin.

Diese Heilung jedoch blieb aus. Die junge Gräfin erschien in allen Dingen wieder normal; auch ihre Heiterkeit kehrte zurück; sie hing mit unveränderter, glühender Liebe und Zärtlichkeit an ihrem Gemahl — — nur in dem einen Punkt trat keine Veränderung ein: sie blieb bei ihrer merkwürdigen Behauptung, bei ihrer fixen Idee, wie man es jetzt nannte. Bald hiess sie in der ganzen Gegend: Die gestörte Gräfin. Man verwunderte sich nicht allzu sehr über ihre Verrücktheit, denn das Unglück ein stummes Kind zu haben war ja entsetzlich genug.

Die Aerzte aber verwunderten sich nicht über die Neurasthenie der Mutter; aber über die Stummheit des Kindes, über welche nach so langer Zeit kein Zweifel mehr herrschen konnte. Der Grund der Verwunderung war dieser: ein Kind ist in der Regel nur deshalb stumm, weil es nicht hört, weil es keine Laute nachahmen kann. Taub aber war die kleine Komtesse nicht, das zeigte sich zu hundert Malen. — Das kleine Ding zeigte eine ganz ungewöhnliche Hingabe an die Musik — mit einem sanften Lied, gesungen oder auf der Violine gespielt, die der junge Graf mit viel Talent behandelte, vermochte man dem ernsten Gesichtchen ein Lächeln abzugewinnen: Evchen kam durch viele Zimmer getänzelt in seiner graziösen Elfenhaftigkeit, angelockt vom Klang der Töne. Warum also war es stumm? —

Man liess Lehrer und Lehrerinnen aus den grossen Taubstummen-Instituten der Schweiz kommen — alle Methoden wurden versucht dem Kinde das Sprechen beizubringen — aber sobald die Versuche begannen, verfinsterte sich das Gesichtchen — bis ein eigentümlicher Ausdruck darin hervortrat, von dem der bedeutendste dieser Lehrer sagte: „es ist oft, wie eine Art Trotz — oft, als ob sich die Seele plötzlich in sich selbst zurückzöge und sich gegen unsere Versuche verschlösse, so fremd, kalt und verständnislos wird der Blick der kleinen Komtesse."

Kam aber dieser Trotz in das Antlitz der Kleinen, dann vermochte nur die Musik des Vaters — die liebkosende Stimme des Grafen das Kind zu beruhigen, das stille Weinen, in welches es in solchen Momenten ausbrach, zu beschwichtigen.

Man gab auch diese Sprachversuche auf. Nur durch die Töne der Musik trachtete man veredelnd auf das Töchterchen zu wirken. Als es fünf Jahre zählte, begann auch die Mutter sich wieder mit

der Kleinen zu beschäftigen — Eva war ja von Allen für absolut stumm erklärt, und die Gräfin fing selbst an, jene beiden rätselhaften Stimmäusserungen ihres Kindes für Hallucinationen ihres eigenen Gehirnes zu halten. Ganz heimlich wurde es jedoch Mutter und Kind niemals, wenn sie ohne den Grafen allein beeinander waren.

Da geschah es wieder einmal, dass die Gatten mitsammen im Boudoir der Gräfin sassen, und sich umschlungen haltend, von dem grossen Unglück, das sie in der Stummheit ihres Kindes betroffen, flüsterten. Die Kleine spielte im anstossenden Wintergarten. Plötzlich erklang von dort ein zartes leises Singen. Beide horchten auf: es war ein Lied — mit menschlichen Tönen gesungen — aber doch fast mehr an den Gesang eines Vogels mahnend — keine Worte begleiteten die Melodie, die von lieblicher zarter Stimme ihr Ohr traf. —

Beide hielten sie den Atem an — der Graf wollte aufspringen — wollte freudig zur kleinen Sängerin hinein eilen — aber beschwörend hielt ihn die Gräfin zurück. Sie erbleichte und raunte angstvoll in sein Ohr: Um Gotteswillen — nein! — bleib! es würde niemals mehr singen — sowie es niemals mehr gesprochen hat!" —

Entzückt lauschte der junge Vater dem zarten Gezwitscher seines Töchterchens — als es verstummte ging er leise auf den Zehen in den Wintergarten: er fand die kleine Sängerin friedlich entschlummert. Er hob sie auf — legte sie auf einen Diwan — nahm seine Violine zur Hand und begann leise die Melodie zu spielen, die das Kind vorhin in so eigentümlicher Weise tremuliert. Ein seliges Lächeln erschien auf dem Gesichtchen; verwundert und gerührt begegneten sich die Blicke der jungen Eltern.

Dies merkwürdige Gebahren währte fort: Wenn die Kleine allein war und sich unbeobachtet glaubte, liess sie ihr süsses, ungemein bewegliches Stimmchen erklingen — ein Trillern und Jauchzen nur mit der Nachtigall Sang zu vergleichen; war sie wieder unter Menschen, so schloss sich das Mündchen als ob ihm nie ein Ton entflohen.

Aerzte, Wärterinnen schüttelten die Häupter — Niemand verstand das eigenartige Kind; nur eine alte Frau im Schloss, die allerlei Getier unter sich hatte und für eine Art Wunderdoktorin galt, meinte: „Das Komtessel wird nicht älter als sieben Jahr. Solche Kinder treibens niemals länger!"

Und wenn man frug: „weshalb nur sieben Jahr?" so antwortete die Alte: „Weil erst mit sieben Jahren die Seele sich entscheidet, ob sie beim Menschen bleiben will oder nicht. Und solche Kinder, die haben Seelen, die nicht in diese Welt gehören — die gehen wieder davon!"

Auf derlei Reden der Alten hörte man zwar nicht — aber sie

wurden zur Wahrheit. Je mehr sich die Kleine dem siebenten Jahre näherte, je absonderlicher, aber auch zarter, elfenhafter erschien sie.

Kein bestimmtes Leiden war zu erkennen: das Leid des Lebens genügte sich als zu schwer für das kleine Wesen zu erweisen.

Unverstanden, wie es von denen war, die es sich für seine kurze Erdenlaufbahn zu Genossen erwählt hatte, so unverstanden an Leib und Seele entschwand der feine, zarte Geist dem kleinen Körper.

Das eine Händchen auf dem Herzen, die grossen, blauen Augen offen, gleichsam fragend hinauf zum Himmel gerichtet, so fand der Vater sein „Wunder-Evchen", wie er es nannte, eines nachmittags — im Wintergarten — entschlafen!

Das Seelchen aber hatte in jener Schauung, die der letzte Moment jedes Erdenlebens gestattet, erkannt, dass es auch dieses Mal fehl gegangen war, falsch gewählt, falsch gehandelt hatte: zuerst, als es sich von seiner Vorliebe für das Aeussere seiner reizvollen Eltern in ihr Haus führen liess, dann, als es der geistig noch unreifen Mutter in seelischer Annäherung sich verständlich machen wollte, und endlich, als von plötzlicher, liebender Entzückung getrieben, das irdische Körperchen dem seelischen Impuls gefolgt war, die selbst auferlegten Schranken des Stummseins durchbrochen — und die Mutter tödlich entsetzt hatte!

Nun war es wieder frei, das zarte, feine Seelchen, schwebte wieder im ewigen, strahlenden Licht — strebte hinauf! — hinauf!

Die Erdensehnsucht war gestillt! — Sein Wünschen ging nach leichteren, lichteren Sternen! — Gewiss war auch dort Leid zu leben und zu dulden, aber vielleicht leuchteten andere, verständnisvollere Wesen dem zarten, feinen, schimmernden Seelchen dort entgegen!

Das wünschte es sehnlichst! Denn — Hoffnung — Glaube und Liebe durchzitterte noch immer das Seelchen!

Baronin Helene von Schewitsch.

Die Fremde. — Die bunte Menge schwirrte durch die Hallen.
Nur eine Dame lehnte bei dem Lüster
Am Spiegel; lässig, schön, ein wenig düster.
Ihr Fächer war der feinen Hand entfallen.

Ich hob ihn auf und hörte mich verneigend
Wie aus der Ferne den gehauchten Dank.
Doch als mein Auge lang in ihres sank,
Erbleicht sie. Die hohe Stirn schien schweigend

Von der Gedanken tiefem Bann bezwungen.
Ich aber fühlte, wie so unverwandt
Ihr Blick mich mass: Dich habe ich gekannt
Auf längst verrauschten Erdenwanderungen.

W. Andreas.

Der Meister von Akka.

Wie klein diese Welt auch ist, wie stolz wir auch auf unsere Verkehrsmittel sein mögen, wie wenig wissen wir dennoch wirklich von fremden Ländern; wie langsam dringen die aktuellen Gedanken, Hoffnungen und Bestrebungen anderer Völker zu uns, das Tiefe und Wirkliche ihres Lebens, wenn es uns überhaupt je erreicht! Wir in den sogenannten „Christlichen Ländern" denken vielleicht, dass, wenn Christus heute wiederkäme, die frohen Botschaften den Telegraph beschäftigten, seine Worte und sein tägliches Leben uns mit doppelter Geschwindigkeit zur gefälligen Durchsicht beim Frühstückstisch oder im Eilzug unterbreitet würde, um uns die interessante Neuigkeit, ohne uns in unseren wichtigen Geschäften zu stören, zu übermitteln. O, nein! Wir betrügen uns nur selbst. Der Mann von Nazareth könnte sein heiliges Leben an den Ufern des Jordans oder des Gennezaret eine ganze Generation hindurch führen, und nicht die leiseste Kunde von ihm würde zu unseren Geistlichen oder Stockmäklern, unseren Kirchen oder unseren Banken gelangen.

Stellen wir uns vor, dass wir uns in dem alten Hause der noch älteren Stadt Akka befinden, das einen Monat lang meine Heimat war. Der Raum, in welchem wir sind, sieht hinaus auf die gegenüberliegende Wand einer engen, gepflasterten Gasse, die ein fleissiger Mensch mit einem einzigen Besengriff gereinigt hätte. Oben steht die leuchtende Sonne Palästinas; zur rechten wirft man einen Blick auf die alten Seedeiche — und das blaue Mittelländische Meer. Wie wir so sitzen, hören wir einen einzigen Laut, der sich vom Pflaster dreissig Fuss tief unten erhebt, erst schwach, dann stärker werdend. Es ist wie Murmeln menschlicher Stimmen. Wir öffnen das Fenster und sehen hinunter. Eine Menge Leute steht da mit geflickten und zerlumpten Gewändern. Wir wollen hinuntergehen und sehen, wer sie sind.

Es ist eine merkwürdige Versammlung. Viele von den Männern sind blind, viel mehr noch bleich, abgemagert oder altersschwach. Einige gehen an Krücken, manche sind so schwach, dass sie kaum laufen können. Die meisten Frauen sind dicht verschleiert, aber die unverhüllten lassen uns fürchten, dass, wenn die Schleier gelüftet würden, noch mehr Schmerz und Elend sichtbar würde. Einige tragen

Kinder mit gequälten, blassen Gesichtern. Es sind zusammen etwa hundert Menschen ausser den vielen Kindern. Sie gehören alle den Rassen an, denen man in den Strassen dort begegnet — Syrier, Araber, Aethiopier und viele andere noch.

Diese Leute lehnen gegen die Wand oder sitzen am Boden, augenscheinlich in wartender Haltung; — worauf warten sie? Wir wollen sehen.

Nicht lange müssen wir warten. Eine Tür öffnet sich und ein Mann tritt heraus. Er ist von mittlerer Gestalt, stark gebaut, trägt flatternde, helle Gewänder. Auf seinem Kopfe sitzt ein hellgelber Fez mit einem darum gewundenen weissen Tuche. Er ist vielleicht sechzig Jahre alt. Sein langes, graues Haar ruht auf den Schultern. Seine Stirn ist breit, voll und hoch, seine Nase leicht adlerartig gebogen, sein reicher Bart fast weiss. Seine Augen sind grau-blau, gross, sanft und durchdringend zugleich. Sein Verhalten ist schlicht, aber es liegt etwas Anmutiges, Würdiges, ja Majestätisches in seinen Bewegungen. Er schreitet durch die Menge und spricht im Gehen Worte der Begrüssung. Wir verstehen sie nicht, aber wir erkennen die Güte und Milde in seinem Ausdruck. Er stellt sich in einem engen Winkel der Strasse auf und lässt die Leute zu sich herankommen. Sie drängen sich etwas zu ungestüm hervor. Er schiebt sie sanft zurück und lässt einen nach dem anderen an sich vorübergehen. Sie kommen und strecken ihre Hände aus. In jede Hand legt er einige kleine Kupfermünzen. Er kennt sie alle. Er berührt sie liebkosend im Gesicht, auf den Schultern, am Kopfe. Einige hält er an und stellt Fragen. Einen bejahrten Neger, der herangehumpelt kommt, grüsst er mit einer gütigen Frage; des alten Mannes breites Gesicht erhellt sich in sonnigem Lächeln, seine weissen Zähne leuchten gegen sein ebenholzschwarzes Gesicht auf, wie er antwortet. Er lässt eine Frau mit einem Kinde stillstehen und streichelt dasselbe freundlich. Manche küssen im Vorbeigehen seine Hand. Zu allen sagt er „Marhabbah, marhabbah" — „Gut so, gut so!"

So kommen sie alle daran. Die Kinder drängen sich mit ausgestreckten Händen um ihn herum, aber er hat ihnen noch nichts gegeben. Als er sich jedoch zum Gehen wendet, wirft er eine Hand voll Kupfermünzen über die Schulter, um die sie sich nun balgen.

Während der Zeit ist dieser Freund der Armen nicht unbewacht geblieben. Verschiedene Männer mit rotem Fez und mit ernsten und gütigen Gesichtern folgen ihm vom Hause, stehen in seiner Nähe und sind ihm behilflich, indem sie die Menge ordnen, und nun entfernen sie sich mit ehrerbietiger Gebärde und in respektvoller Entfernung hinter ihm. Wenn sie ihn anreden, nennen sie ihn „Meister".

Diese Szene kann man fast jeden Tag des Jahres in den Strassen von Akka beobachten. Es gibt noch andere ähnliche Szenen, die aber nur zu Beginn des Winters vorkommen. Im kalten Wetter, das nun anbricht, werden die Armen leiden, denn sie sind wie in allen Städten dünn gekleidet. Zu dieser Jahreszeit wirst Du eines Tages, wenn Du über Ort und Zeit orientiert bist, die Armen von Akka vor einem der Läden, in denen man Kleider verkauft, versammelt sehen, wo sie dort von ihrem Meister Gewänder erhalten. Vielen, besonders den Kraftlosen und Verkrüppelten, legt er selbst die Kleider an und passt sie mit seinen eigenen Händen und streichelt die Armen stillschweigend, als wollte er sagen: „Da! Nun wirst Du Dich wohl fühlen.“ Es gibt fünf- oder sechshundert Arme in Akka, allen denen gibt er jedes Jahr ein warmes Gewand.

An Festtagen besucht er die Armen in ihren Häusern. Er plaudert mit ihnen, fragt sie über ihre Gesundheit und ihre Bequemlichkeit, erwähnt die Abwesenden mit Namen und lässt für alle Gaben zurück.

Aber nicht allein der Bettler erinnert er sich. Jene achtbaren Armen, die nicht betteln können und im Stillen leiden — jene, deren tägliche Arbeit ihre Familie nicht unterhalten kann — denen schickt er im Geheimen Brod. Seine linke Hand weiss nicht, was die rechte tut.

Alle Leute kennen ihn und lieben ihn, die Reichen und die Armen, die Jungen und die Alten, — selbst das Kind im Arm der Mutter. Wenn er von einem Kranken in der Stadt hört — Moslemite oder Christ, oder irgend einer anderen Sekte angehörig, es ist ganz gleich — er ist täglich an seinem Krankenlager oder schickt einen zuverlässigen Boten. Wenn ein Arzt nötig ist, und der Patient arm, bringt er oder schickt einen, und auch die notwendige Medizin. Wenn er ein leckes Dach findet oder ein zerbrochenes Fenster, das die Gesundheit gefährtet, bestellt er einen Handwerker und wartet bis der Schaden repariert ist. Wenn jemand in Ungelegenheiten ist, — wenn ein Sohn oder ein Bruder ins Gefängnis geworfen worden ist, oder er ist verurteilt vom Gesetz oder kommt in schwierige Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ertragen, — so ist es der Meister, zu dem er direkt geht und um Rat und Hilfe bittet. In der Tat kommt alles zu ihm, um seinen Rat einzuholen, Reiche ebensowohl wie Arme. Er ist der gütige Vater des ganzen Volkes.

Dieser Mann, welcher so freigebig spendet, muss reich sein, denkst Du? Nein, weit gefehlt. Einst war seine Familie die wohlhabendste Persiens. Aber dieser Freund der Niederen ist wie der Galiläer von den Grossen unterdrückt worden. Fünfzig Jahre lang sind er und seine Familie Verbannte und Gefangene. Ihr Eigentum hat man konfisziert und verschwendet, und man hat

ihm nur noch wenig für sich gelassen. Da er nun nicht viel hat, muss er selbst sehr wenig auf sich verwenden, damit er den Armen mehr geben kann. Seine Gewänder sind gewöhnlich nur aus Baumwolle und von der billigsten Qualität, die man kaufen kann. Oft senden ihm seine Freunde in Persien — denn dieser Mann ist tatsächlich reich an Freunden, zu Tausenden und Zehntausenden, welche auf sein Wort ihr Leben hingeben würden — kostbare Kleidungen. Diese trägt er einmal aus Hochachtnng für den Geber; dann gibt er sie weg. Das geschah vor einigen Monaten. Das Weib des Meisters wollte sich auf eine Reise begeben. Sie fürchtete, dass ihr Gatte seinen Mantel wegschenken würde und dann selbst keinen für sich haben, so liess sie bei ihrer Tochter einen zweiten Mantel zurück und bat sie, dem Vater nichts davon zu sagen. Nicht lange nach ihrer Abreise sagt der Vater zu seiner Tochter, als vermute er den Vorgang: „Habe ich noch einen Mantel?“ Die Tochter konnte es nicht verneinen, sie sprach aber dem Vater von der Weisung der Mutter. Der Meister erwiderte: „Wie könnte ich glücklich sein, wenn ich zwei Mäntel hätte und wüsste, dass es manchen gibt, der nicht einen einzigen besitzt?“ Er ward auch nicht zufrieden, bis er auch den zweiten Mantel verschenkt hatte.

Er erlaubt seiner Familie keinen Luxus. Er selbst isst nur einmal am Tage, und dann genügen ihm Brod, Oliven und Käse.

Sein Zimmer ist klein und kahl, mit nur einer Matte auf dem Steinfussboden. Er pflegt auf dem Boden zu schlafen. Vor nicht langer Zeit schenkte ihm ein Freund, dem das zu hart dünkte für einen Mann in vorgerücktem Alter, ein Bett mit Sprungfedern und Matratze. So steht das auch im Zimmer, wird aber nur selten benutzt. Er sagt: „Wie könnte ich in Luxus schlafen, während so viele Arme nicht einmal ein Obdach haben?“ So liegt er am Fussboden und deckt sich nur mit seinem Mantel zu.

Seit mehr als vierunddreissig Jahren ist dieser Mann Gefangener in Akka gewesen. Aber seine Kerkermeister sind seine Freunde geworden. Der Gouverneur der Stadt, der Kommandeur des Armee-Corps, achten und ehren ihn, als sei er ihr Bruder. Keines Mannes Meinung oder Empfehlung hat grösseres Gewicht als die seine. Er ist der Liebling aller Einwohner der Stadt, hoch oder gering. Und wie könnte es auch anders sein? Denn für diesen Mann ist es wie für Jesus von Nazareth, Gesetz, Gutes zu tun denen, die ihn beleidigen. Haben wir in Ländern, die sich des Namens Christi rühmen, je von einem gehört, der dieses Leben lebt?

Höre, wie er seine Feinde behandelt. Ein Beispiel von den vielen, die ich hörte, wird genügen.

Als der Meister nach Akka kam, lebte dort ein Mann aus Afghanistan, ein ernster und strenger Muselmann. Für den war

der Meister ein Ketzer. Er empfand und nährte in sich eine grosse Feindschaft gegen den Meister und hetzte andere gegen ihn auf. Wenn sich Gelegenheit bot Volk zu versammeln, wie in der Moschee, klagte er ihn mit bitteren Worten an.

„Dieser Mann“, sagte er zu allen, „ist ein Betrüger. Warum sprecht Ihr mit ihm? Warum habt Ihr mit ihm zu schaffen?“ Und wenn er dem Meister auf der Strasse begegnete, hielt er sich sorgfältig sein Gewand vor das Gesicht, damit sein Blick nicht unrein werde.

So tat dieser Afghane. Der Meister jedoch handelte anders: Der Afghane war arm und lebte in einer Moschee; es mangelte ihm oft sogar an Nahrung und Kleidung. Der Meister sandte ihm beides; er nahm beides an, aber ohne Dank. Er wurde krank, der Meister versorgte ihm einen Arzt, Nahrung, Medizin, Geld. Auch das nahm er an; aber als er eine Hand ausstreckte, damit der Arzt seinen Puls fühlen konnte, hielt er mit der anderen den Mantel vor das Gesicht, dass er nicht auf den Meister sähe. Vierundzwanzig Jahre lang fuhr der Meister fort ihm Gutes zu tun, und dennoch verharrte der Afghane in seiner Feindschaft. Dann endlich, eines Tages kam der Afghane zur Tür des Meisters und fiel ihm reuig uud weinend zu Füssen.

„Vergib mir!“ rief er. „Vierundzwanzig Jahre lang habe ich Dir Uebles getan, vierundzwanzig Jahre lang tatest Du mir nur Gutes. Jetzt weiss ich, dass ich im Unrecht war.“

Der Meister bat ihn sich zu erheben, und sie sind Freunde geworden.

Dieser Meister ist so schlicht, wie seine Seele gross ist. Er verlangt nichts für sich, weder Bequemlichkeit, noch Ehren, noch Ruhe. Drei oder vier Stunden Schlaf genügen ihm. Seine übrige Zeit und alle seine Kraft gehören der Hilfe jener, welche leiden im Geiste oder im Körper. „Ich bin der Diener Gottes“, sagt er.

Das ist Abbas Effendi, der Meister von Akka. *)

M. H. Phelps.

---

*) 1844 trat in Persien ein 25jähriger jnnger Mann namens Ali Mohammed auf und erklärte öffentlioh, er sei der Bab (das Tor), der zn Gott führte. Gott habe ihn zum Sendboten erwählt, dass er der Mensohheit den göttlichen Willen kund tue und ihr Leben nnd Glauben reformiere. So entstand der Babismus oder nach seinem zweiten Propheten genannt (Beha Ullah) Behaismus, die Religion der Zukunft. Wir entnehmen die obige Arbeit, die nachfolgenden Notizen und die in den nächsten Heften noch erscheinenden Religionsdiskurse der Babis' dem schönen Werke: Life and teachings of Abbas Effendi, a study of the Religion of the Babis', or Behais, fonnded by the Persian Bab and hy his successors Beha Ullah and Abbas Effendi, by Myron H. Phelps. With an introduction by Prof. E. G. Browne. New York and London. 1903.

Ali Mohammed meinte mit dem Worte Bab, „dass der Strom der Gnade eines erhabenen Wesens, das hinter dem Schleier der Herrlichkeit noch verborgen wäre, durch ihn flösse und sich offenbare, welches Besitzer der grenzenlosesten Vollkommenheit sei und nach dessen Willen er handle und dessen Liebesbanden er verbunden sei.“ Er sagte ferner, dass ihm ein Grösserer folgen werde, der die direkte Offenbarung Gottes wäre. Dies gab alles Anlass zu den grausamsten Verfolgungen. Tausende von Babis fanden dabei ihren Tod, die Geschichte berichtet sogar von 10000 Märtyrern. Doch nichts konnte den Fortschritt des Babism in Persien aufhalten. 1850 wurde der Babi selbst hingerichtet. 1852 flohen die Anhänger, die immer grösser an Zahl wurden, von Teheran nach Baghdad unter die Oberhoheit des türkischen Sultans, der sie später nach Adrianopel und nach fünf Jahren nach Akka transportieren liess, wo sie noch heute ihren Hauptsitz haben. Unter diesen Auswanderern war ein reicher Persier, Mirza Haseyn Ali, im Alter von ungefähr 35 Jahren. Diesen hatte der Bab zu seinem Nachfolger bestimmt und ihm den Titel „Beha Ullah,“ Herrlichkeit Gottes verliehen. Nach qualvollen Verfolgungen starb dieser 1892 mit Hinterlassung einer grossen Menge Schriften, welche den Kern der neuen Religion enthalten. Ihm folgte 1892 sein Sohn Abbas Effendi, von dem die obige Arbeit spricht. Die Anhänger dieser Lehre zählen bereits nach Hunderttausenden und sind in alle Welt zerstreut (in Amerika wie in Persien, der Türkei u. v. a. Orten).

Wir wollen hier kurz eine Notiz einschalten, welche uns einen Begriff von dem zweiten Führer, Beha Ullah gibt.

„Professor Browne besuchte Beha Ullah im Jahre 1890 und gibt folgende wirkungsvolle Beschreibung seines ersten Interviews mit ihm: „Ich wurde durch Durchgänge und Räume, die ich kaum Zeit hatte zu betrachten, in eine geräumige Halle geführt, die, soweit wie ich mich erinnern kann (denn mein Geist war mit anderen Gedanken beschäftigt), mit einer Mosaik aus Marmor gepflastert war. Vor einem Vorhang, welcher von der Wand dieses grossen Vorraums herabhing, blieb mein Führer einen Augenblick stehen, während ich meine Schuhe auszog. Dann hob er mit einer raschen Bewegung der Hand die Portiere, die er, nachdem ich eingetreten war, wieder herabliess; ich befand mich in einem grossen Gemach, an dessen oberem Ende ein niederer Diwan entlang lief, während an der der Tür gegenüberliegenden Seite zwei oder drei Stühle standen. Obwohl ich dunkel vermutete, wohin ich ging und wen ich sehen würde (denn man hatte mir keine bestimmten Andeutungen gemacht), verrannen ein oder zwei Sekunden, ehe ich mit einem Herzklopfen vor Verwunderung und Schrecken mir bestimmt bewusst wurde, dass der Raum nicht unbewohnt war. In der Ecke, wo der Diwan an die Wand stiess, sass eine wunderbare und ehrwürdige Gestalt, bekrönt von einer Kopfbedeckung aus Filz, von der Art, welche von den Derwischen taj genannt wird (aber von ungewöhnlicher Höhe und Machart), um deren unteren Rand ein kleiner weisser Turban gewunden war. Das Gesicht, welches ich nun betrachtete, werde ich niemals vergessen, obwohl ich es nicht beschreiben kann. Jene durchdringenden Augen schienen einem in der innersten Seele zu lesen; Kraft und Macht lagen auf dieser breiten gebietenden Stirn; während die tiefen Linien, die dort und im Gesicht eingegraben waren, ein Alter anzeigten, dem das kohlschwarze Haar und der Bart, der in ununterscheidbarer Pracht bis beinahe zur Brust herabwallte, zu widersprechen schien. Es war kein Zweifel mehr, in wessen Gegenwart ich mich befand, als ich mich verbeugte vor einem, welcher der Gegenstand einer Verehrung und Liebe ist, nach der sich Könige und Kaiser vergeblich sehnen!

„Eine milde, würdevolle Stimme liess mich setzen und fuhr dann fort: „Gott sei Lob, dass Du angelangt bist! . . . Du bist gekommen einen Gefangenen und Verbannten zu sehen. . . . . Wir wollen nur das Gute der Welt und das Glück der Nationen; und dennoch verurteilen sie uns als Aufrührer zu Streit und Aufstand wert der Fesseln und der Verbannung . . . . Dass alle Nationen eins im

Glauben und alle Menschen Brüder werden sollten; dass die Bande der Zuneigung und Einheit zwischen den Menschensöhnen gestärkt werden sollten; dass die Verschiedenheit der Religionen aufhören sollte und die Rassenunterschiede aufgehoben werden sollen — welche Gefahr liegt darin? Und dennoch soll es so sein: diese fruchtlosen Kämpfe, diese zerstörenden Kriege werden vorüber gehen, und der „Höchste Frieden“ wird kommen. . . . Braucht Ihr in Europa ihn nicht auch? Ist es nicht, was Christus prophezeit hat? . . . Und dennoch sehen wir unsere Könige und Herrscher ihre Schätze freigebiger für Mittel zur Zerstörung der menschlichen Rasse ausgeben, anstatt für das, was zum Glück der Menschheit führen würde. . . . Diese Kriege und dieses Blutvergiessen und dieser Unfrieden muss aufhören, und alle Menschen müssen sich wie eine Verwandtschaft, eine Familie fühlen. . . . Lasst keinen Menschen seinen Ruhm darin suchen, dass er sein Land liebt, er trachte lieber danach, seine Mitmenschen zu lieben. . .

„Soweit ich mich erinnern kann, waren es unter anderen diese Worte, welche ich von Beha hörte. Wer sie liest, entscheide selbst, ob solche Lehren Tod und Fesseln verdienen, und ob die Welt durch ihre Verbreitung eher verlieren als gewinnen kann.“

Die Lehren der Beha'isten sind fast völlig mit den theosophischen identisch. Sie haben ein ausgearbeitetes System der Philosophie und Psychologie, welches durchaus mit der modernen Wissenschaft harmoniert. Ihre Ethik ist die der praktischen Lehre Christi und steht keiner Religion nach. Da sie eine eminent praktische ist und alle Mängel anderer Systeme zu vermeiden scheint, so liegt augenscheinlich hierin der unbezwingliche Siegeszug dieser neuen und doch so alten Lehre. Das Hauptcharakteristikum aber, welches uns am klarsten zeigt, wer die erhabene Person ist, die hinter dem grossen Heiligen des Behaism. steht, ist die wunderbare Toleranz und Duldung allen anderen Lehren gegenüber. Das Wesen der Lehre ist erschöpft in den Worten: „Liebe Gott über alles, so wirst Du in allen Lebenskreisen den rechten Weg zur rechten Handlung finden.“ So wird von ihnen niemand verdammt, jeder kann erlöst werden, wenn er strebt und die Lehre lebt. Einer, der sie am vollkommensten lebt, ist Abbas Effendi, kein Wunder, wenn die Welt jetzt anfängt in weihenachtlicher Vorahnung im Innersten zu zittern, wo ihr durch das Beispiel dieses Einen, Reinen, Verehrungswürdigen ein neuer Frühling bevorsteht! Wird uns diesmal der Charfreitag erspart werden und werden die „Nachfolger“ Christi sich unter die Macht dieser alles bezwingenden Liebe beugen?

Die „Religionslehren des Abbas Effendi“ erscheinen im Februar in meinem Verlage in Buchform.

P. Z.

Rundschau.

Dem neuen 12. Bande ein paar Worte zum Geleite! Die Rundschau-Gemeinde wächst immer mehr, und unsere Ziele finden bei dem grösseren Publikum willigeres Ohr denn je. Dies ermutigt uns und gibt uns zugleich die Gewissheit, dass wir den rechten Weg gewählt haben zu religiöser Kultur, zur Erweckung der Kräfte im Menscheninnern. Wir werden im neuen Bande viel des Wertvollen veröffentlichen. Zunächst wenden wir uns den Humanisten zu und mit ihnen zugleich den Freimaurern und Rosenkreuzern und vermitteln eine Kenntnis ihrer Zeit und ihres Wissens. Insonderheit werden uns Paracelsus und die Jatromathematiker mit ihrer Astrologie beschäftigen. Ferner ist es uns möglich, einen Neudruck der „Geheimen Figuren der Rosenkreuzer des 16. und 17. Jahrhunderts“ zu veröffentlichen. Wir gedenken zunächst den Text ans Heft 1 u. 2 dieses ungeheuer seltenen Werkes zu bringen. Sodann werden wir die Tafeln veröffentlichen mit Erläuterungen, soweit solche möglich sind. Zu gleicher Zeit veranstalten wir, insonderheit für die Mitglieder der Waldloge, eine Neuausgabe der freymäurerischen Versammlungsreden der Gold- und Rosenkreutzer des alten Systems, mit den 12 Vignetten.

Unsere Romane, die im Prospekt und Inseratenteil bereits angezeigt waren, gelangen mit den ersten 12 Nummern der Bibliothek der Waldloge Ende Januar in den Handel.

Im nächsten Heft widmen wir neben unseren anderen Arbeiten uns dem grossen Philosophen unserer Zeit Dr. Eduard von Hartmann und werden unsere Stellung zu seiner Philosophie betrachten. Sein gutes Portrait wird unseren Freunden und seinen Anhängern Freude machen.

Die Fortsetzungen aus Heft 5 u. 6 von Bd. XI findet der Leser in Heft 2.

So denken wir auch diesen Band den höchsten Anforderungen anzupassen und unseren Lesern Anregungen edler Art geben zu können. Möchten auch sie alle mit uns arbeiten, dass die Gemeinde, welche sich für unsere Ideale begeistert, und unsere Ideale sind die der höheren Menschheit der Zukunft und der Weisen aller Zeiten, von Tag zu Tag wachse!

Die Radioaktivität und die Alchemisten. — Am 23. November wiederholte der Herausgeber der Rundschau seinen Radium- und N-Strahlen-Vortrag (siehe N. M. R. XI, 6) vor der Theosophischen Gesellschaft in Berlin (Wilhelmstr. 120)

und fügte demselben nachstehende Erläuterungen über die Konntnisse der Alchemisten des Mittelalters hinzu:

Zunächst möchte ich darauf hinweisen, dass das Wesen der strahlenden Substanzen auch im Mittelalter bekannt war. Die Alchemisten nehmen ein unendliches Urlicht an, welches von den Kabbalisten mit Ain Soph bezeichnet wird. Dieses Urlicht ist der Mercur der alchimistischen Schriften. An den Stellen, im Urlicht, im Raum, wo geistige Wesen in diesem Urlicht eingebettet sind, wo also Ain Soph bereits aus seiner Ruhe herausgetreten ist und die Sephira, die Krone, erzeugt hat, das heisst die Manifestation der Welt auf geistiger Ebene begonnen hat, an den Stellen also, wo Formen, wenn auch noch im Geistigen, sich bilden, entsteht eine Brechung des Urlichtes. Diese Brechung ist der Schwefel der Alchemisten und identisch mit unserer individuellen göttlichen Seele, also mit unserem eigentlichen Wesen. Beobachten Sie nun die Tätigkeit des Urlichtes, welches sich in zweifacher Weise offenbart. Einmal ist es das auf das geistige Zentrum, die Monade, einströmende Urlicht, welches wir als Mercur bezeichnen, einmal ist es das vom Zentrum ausströmende Urlicht, welches wir Schwefel benennen. Aus der Durchdringung dieser beiden entgegengesetzten Strahlungen resultiert der Stoff, oder, wie die Alchemisten sagen, das Salz. Das Salz ist demnach nichts anderes als die „leuchtende Kondensation der beiden Strahlungen“, nichts anderes als die beiden Strahlungen Merkur und Schwefel im Zustande ihres Gleichgewichtes, nichts anderes als die leuchtende Materie, die Materie im radioaktiven Zustande. Daraus geht aber schon hervor, dass alle Materie radioaktiv sein muss. In der Tat scheinen die Entdeckungen neuester Zeit dies bestätigen zu wollen, da man bereits bei einer grossen Anzahl Stoffe radioaktive Erscheinungen konstatierte. —

Untersuchen wir nun die Natur des Salzes etwas näher, damit wir uns ein Bild der Substanz, in der wir uns verkörpern, machen können. Diese Materie ist, wie Sie ja soeben gesehen haben, nichts Totes, sondern aus der gegenseitigen Durchdringung von Lebensstrahlungen entstanden. Sie ist Leben, nur auf einer niedrigeren Form als der Sulphur und kann wiederum als das Durcheinanderwirken zweier Lebensformen betrachtet werden. Die eine Lebensform sind die Mikroben der Wissenschaft, kleinste Lebewesen, von denen wir nur die geringste Zahl mit unseren fünf Sinnen wahrnehmen können. Diese Mikroben sind die Zerstörer des Lebens in dieser Form. Sie streben danach, die Zellen des physischen Körpers zu vernichten. Ihnen gegenüber steht eine andere Art von Mikroben, welche die Geheimlehre als „die feurigen Leben“ bezeichnet, kleinste Lebewesen, welche die Aufgabe haben, in den ersten fünf siebenjährigen Zyklen der Entwickelung des menschlichen Körpers die zerstörende Wirkung der zuerst genannten Mikrobenart aufzuheben. Der Vorgang ist ungefähr der, dass sie sich mit Darangabe ihrer Lebenskraft für die Entwickelung der menschlichen Form aufopfern, von den anderen „fressen“ lassen. Dadurch vermindert sich die Zerstörung erzeugende Wirkung der ersten Mikrobenart. Nachdem die Höhe des irdischen Lebens erreicht ist, zwischen dem 35. und 45. Jahre ungefähr, ist der Vorrat des „Lebens“ erschöpft, die zweite Mikrobenart verliert die Kraft, und

die Zerstörer gewinnen die Oberhand, bis mit dem Tode der völlige Zerfall eintritt. Es treten die höchst giftigen Leichenalkaloide oder Ptomaïne, wie sie die Wissenschaft nennt, auf, die zum Teil sich schon bei Lebzeiten des Körpers nachweisen lassen.

So ist also nnsere Wohnung auf der Erde, unser Körper, der ständige Kampfplatz zahlloser Lebewesen nnd wir dürfen oder vielmehr müssen den Zuschauer abgeben. Es könnte uns dabei wohl eine ähnliche Mutlosigkeit ergreifen wie weiland Arjuna, den Sohn Pandns, dessen Bannerbild einen Affen vorstellte, da er beim Anblick der Dhartaraschtrer sich in seinen Schlachtwagen niedersetzte, Bogen nnd Pfeil fallen liess nnd soin Herz von Knmmer erfüllt war, wenn wir nicht wüssten, dass der Kampfplatz mit seinem Getier unsere eigne Schöpfung wäre. Wie der Knabe es in der Hand hat unter seinen Bleisoldaten diese oder jene Partei zn ergreifen nnd siegen zu lassen, so haben anch wir es in der Hand nns auf die Seite der erhaltenden oder zerstörenden Mikroben zu stellen nnd die Bildnng der giftigen Alkaloide zn fördern oder zu hemmen. Der Sinnenmensch wird in Verkennnng der Unreinheiten, die in seinem Salze vorhanden sind, der Übermacht der zerstörenden Lebewesen, die für unser Empfinden als Reisstoffe wirken (ich erinnere nur an die Alkaloide, welche in Kaffee, Thee, Tabak, Morphinm n. A. enthalten sind), weichen, sie sich vermehren lassen und an seiner Unkenntnis, Unvernunft nnd Beherrschnngslosigkeit zu grnnde gehen. Er hat im buchstäblichen Sinne eine zu geringe Radioaktivität, eine zu schwache Strahlungskraft um das Gleichgewicht zwischen Einstrahlnng nnd Ausstrahlung zu erzielen, sein Satz löst sich auf, er selbst verschwindet aus der Manifestation in die Ruhepause nm seine Kraft zn sammeln.

Der bewnsste und beherrschte Mensch, der wahre Okkultist aber versteht es, das Salz zu reinigen, den Merkur zu koagulieren, nnd den Schwefel zu fixieren. Diese drei Arbeiten sind das Magisterinm, das grosse Werk der Alchemisten. Sie müssen auf den drei Ebenen der Existenz vollzogen werden, auf der materiellen die erste, auf der seelischen die letzte und auf der geistigen die mittlere. Das Salz reinigen heisst die Hülle der Seele, den Körper in seinen verschiedenen Stadien der Verdichtung mit der strahlenden Kraft des Schwefels durchdringen, durchleuchten. Grobmateriell und äusserlich erzeugt diese Arbeit physische Kraft, Gesundheit, langes Leben. Feinstofflich und innerlich betrachtet erzeugt sie Freiheit vom Tiermenschen, von den niederen Leidenschaften. Den Merkur koagulieren heisst, das alles durchdringende Licht der Erkenntnis, die Weisheit Gottes in sich aufnehmen und ins Gleichgewicht der eigenen Individualität stellen.

Den Schwefel fixieren endlich heisst das Feuer der individnellen Existenz auflodern lassen in dem Allfeuer des göttlichen Wesens und den Felsengrund des Seins finden in der völligen Harmonie des Menschen mit Gott, des Einzelwillens mit dem Allwillen, der Harmonie des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos. Dass dieses grosse Werk sich in uns allen vollziehen möge, dazu helfe uns Gott! —

Am 19. Nov. wurde in Gross-Lichterfelde das erste homoeopathische Krankenhaus in Deutschland eingeweiht. Dirigierender Arzt ist Dr. med. V. Schwarz.

Der magnetische Mensch. Prof. Dr. D. Harnack vom physiologischen Institut zu Halle hat durch Reibung mit dem Fingernagel auf der Glasplatte eines Kompasses eine Ablenkung der Magnetnadel erzengt. Er bezeichnet diesen Vorgang als einen physiologischen. Über die Geschichte natürlich grosse Aufregung in allen Kreisen. Die Neunmalklugen haben natürlich sofort erklärt, das sei Reibungselektrizität, obwohl man doch weiss, dass dazu eine andere Spannung gehört (1000 Volt); Täuschung solls auch sein, kurz man ist wieder auf dem besten Wege die Tatsache abzuleugnen, da sie den Herren unbequem ist. Diesmal aber werden sich die Allesbesserwisser unserer offiziellen Wissenschaft wohl nicht so leicht von ihrer Untersuchungspflicht befreien können, weil einer von der Zunft die Sache „entdeckt" hat.

Wir stehen dem Phaenomen natürlich als einen bekannten gegenüber, da ausser unseren eigenen Erfahrungen u. A. Dr. med. Baraduc seit ca. 15 Jahren diese Erscheinungen studiert und ausführliche Arbeiten darüber veröffentlicht hat. Da die Überwindung des magnet. Zustandes der Nadel aber zu Studien der „physiologischen" Kraft des Menschen, wenn wir den radioaktiven Zustand des Menschen so nennen wollen, hinderlich ist, hat man die Nadel diamagnetisch gemacht, in einem geschlossenen Raum aufgehängt, von Wärmestrahlen abgeschlossen und auf einem Zifferblatt spielen gelassen. So hat man den Magnetometer konstruiert, der zur Messung der physiologischen oder wie man auch sagt „magnetischen" Kraft des Menschen benutzt wird. Freilich ist unsere Wissenschaft viel zu arrogant um sich mit solchen „Betrügereien" abzugeben. Sie schwört lieber vor Gericht den „Sachverständigeneid" (!?!) dass es solche Vorgänge nicht geben kann, weil sie es nicht haben will. Dass die Herren, welche unter ihrem Eide aussagten, solche Erscheinungen gäbe es nicht, unter Anklage des Verdachtes des Meineides belangt worden wären, ist uns unbekannt. Dass sie vor ein Disciplinargericht gestellt worden wären, da sie doch über Dinge ein wissenschaftlich sein sollendes Urteil abgegeben haben, die sie nicht kannten, ist uns auch noch nicht zu Ohren gekommen? Die Magnetiseure aber, die für die Wahrheit einfacher Experimente eintreten, werden als Schwindler gebrandmarkt. Quousque tandem abntere patientias nostras?! —

Beilagen. Diesem Hefte liegt ein Prospekt von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Freiburg i. B. über die Kautsch-Weizsäcker'sche Textbibel bei. Ebenso ein Prospekt des Sanatoriums Hermsdorf i. M., das unter der Leitung des Dr. med. H. Hartung steht. Wir empfehlen den letzteren Prospekt Kranken einer ganz besonderen Berücksichtigung. Das Sanatorium ist Winter und Sommer geöffnet.

Der Kunstverlag von Heuer-Kirmsse, Berlin-Haleusee, veröffentlicht zwei Portraits, die als Wandschmuck eine willkommene Gabe sein werden. Ein Beethovenkopf nach der Skulptur von Zadow und einen Lessing im Profil nach dem Berliner Lessingdenkmal von Lessing. Beides sind tadellose Photogravüren, die uns das Wesen der grossen Männer in gleicher Weise nahe bringen, wie der schöne Goethekopf aus dem gleichen Verlage.

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Die neue Paracelsus-Ausgabe. — Band I. Das Buch Paragranum; hrsg. u. eingeleitet von Dr. phil. F. Strunz. Leipzig 1903. (4.—, geb. 5.—)

Band II. Volumen Paramirum und Opus Paramirum; hrsg., eingel. u. mit Anmerkgn. von Dr. phil. F. Strunz. Jena, 1904. (12.—, geb. 14.—)

Ergänzungsband. Theoph. Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der deutschen Renaissance. Leipzig 1903. (4.— , geb. 5.—)

In einem Artikel über Meister Eckehart im 10. Bande der Rundschau sagten wir, dass die Basis unserer Kultur in Lehren und Wirken der drei grossen Männer Meister Eckehart, Paracelsus und Joh. Sebastian Bach läge. Was wir heute noch am Meister Eckehart haben, untersuchten wir an jener Stelle. Was uns Paracelsus ist, wollen wir jetzt betrachten. Das geschichtliche Urteil über Paracelsus hat sich erst in allerletzter Zeit etwas gebessert. Er galt bis zuletzt noch als Schwindler und Charlatan, gerade so der rechte Heilige für Kurpfuscher und theosophische Schwärmer. Was die Zunft an Schmutz aufbringen konnte, hat sie auf diesen Mann und seine Anhänger geworfen. Erst das unentwegte Eintreten der theosophisch Gesinnten unter unseren Zeitgenossen für Paracelsus hat ihm endlich die Verehrung und Anerkennung bereitet, die er verdient. Waren es auch vielfach vage Reden, Allgemeinplätze, kühne Behauptungen, die wir in unserer Literatur über ihn fanden, so genügten sie doch, die Aufmerksamkeit auf Paracelsus zu lenken und intensivere Studien vorzubereiten. Gegenwärtig brauchen wir uns nicht mehr mit Oberflächlichkeiten abzugeben, wir können in Ruhe und mit Genuss die Bausteine, die er uns hinterlassen hat, untersuchen und uns davon nehmen, was auch unserem Leben sich einverleiben lässt.

Den Grund zur modernen Paracelsusforschung hat der Arzt und Sanitätsrat Dr. Karl Sudhoff in Hochdahl-Düsseldorf gelegt, besonders durch das grosse zweibändige, überaus sorgfältige Werk „Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften". Der erste Teil stellte alle erreichbaren, unter Hohenheims Namen erschienenen Druckschriften zusammen. Der zweite brachte ungeahnte Aufschlüsse über Paracelsische Handschriften. In ihnen wurden wir zum ersten Male ausführlicher mit des Paracelsus theologischen Arbeiten bekannt.

Nun folgt dieser wertvollen Publikation der erste und zweite Band einer Gesamtausgabe des Paracelsus, welche bei Eugen Diederichs in Jena erscheint. Eingeleitet wird sie vom Herausgeber Dr. phil. Franz Strunz mit einer biographischen Skizze: Theophrastus Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der deutschen Renaissance. (1903.) (4.—, geb. 5.—)

(Die Ausgabe enthält ein Portrait des Paracelsus nach dem Ölgemälde in der kgl. Galerie zu Schleissheim bei München; einen Rezeptzettel des Paracelsus, Paracelsus in seinen jungen Jahren, Paracelsus 45 Jahre alt; den Originalbrief des Paracelsus an Erasmus von Rotterdam; das Ossegger Handschriftenverzeichnis; Paracelsus im späteren Lebensalter.)

Der erste Band der Ausgabe ist das Buch Paragranum, der zweite das Volumen Paramirum und Opus Paramirum. Die Texte schliessen sich in der Hauptsache der Huserschen Ausgabe von 1589—1591 an. Einiges hat der Herausgeber leserlicher gestaltet, wo es ohne Sinnstörung geschehen konnte. Im übrigen haben wir den Text in aller Ursprünglichkeit vor uns.

Die Ausstattung der Bände wie die Druckanordnung liegt in den Händen des feinsinnigen E. R. Weiss und ist in ihrer Schlichtheit äusserst wohltuend.

Der Verlag von Eugen Diederichs hat in Erkenntnis der Bedeutung des Paracelsus nichts verabsäumt, die Werke würdig herauszubringen, und alle Paracelsusfreunde werden mit mir im Dank für diese Publikation einig sein.

Nun wir allgemein zugängliche Texte des Paracelsus zur Hand haben, auf die, soweit überhaupt möglich ist, Verlass ist, nun kann endlich die Paracelsusarbeit beginnen, die uns so not tut.

Paracelsus als historische Persönlichkeit ist interessant, als christlicher Humanist lehrreich, es ist wertvoll zu spekulieren, wie der Mann zu seinen Anschauungen gekommen ist, es ist nützlich zu erforschen, was seine Anhänger und Nachfolger aus seinen Ideen gemacht haben, aber all das erschöpft die Bedeutung Hohenheims nicht. Er ist heute noch ein Lebendiger, er sprüht gegenwärtig noch die gleiche frische Geisteskraft aus, wie zu Lebenszeiten, und noch heute ist seine Lehre noch nicht zum Allgemeingut geworden, ja noch nicht einmal bei seinen Freunden erkannt und anerkannt.

Noch heute liebt man es, paracelsische Ansichten, die mit unserer offiziellen Wissenschaft nicht harmonieren, als mittelalterlich beiseite zu schieben. Kurz, das Gesamtbild dieses Mannes ist erst im Werden.

Wir erblicken, da uns Paracelsus seit langen Jahren eine unerschöpfliche Fundgrube der Anregung und des Lernens geworden ist, zunächst unsere Aufgabe darin, die Werke, wie sie jetzt bei Diederichs erscheinen, in ihrem Aufbau zu untersuchen und in klaren, knappen Zusammenfassungen des Inhalts das Studium zu erleichtern. Es liegt uns nicht daran erschöpfend zu sein, dann müssten wir ja weit über Paracelsus hinausragen, um das zu können. Wir wollen feststellen, welche Ansichten hat Paracelsus in diesem und diesem Werke niedergelegt? Was können uns diese Ansichten heute sein? So möchten auch wir zur Wiederbelebung des grössten deutschen Arztes und Humanisten beitragen und hoffen auch dabei zeigen zu können, dass wir nicht zu den Schwätzern und

Narren gehören, wenn wir in Paracelsus neben dem Arzt den Theosophen und Okkultisten verehren. Zunächst werden wir uns im zweiten Hefte dieses Bandes mit dem Buche Paragranum beschäftigen.

Antiquariats-Katalog von Jacques Rosenthal. München, Karlstrasse 10. Geheime Wissenschaften, Kat. 31—35. 5 Tle.

Das Rosenthal'sche Antiquariat hat mit diesen Katalogen ein bibliographisches Kompendium von hohem Werte veröffentlicht. Es umfasst alle Disziplinen der okkulten Wissenschaften und enthält eine grosse Anzahl höchst seltener Ausgaben. Der Katalog ist mit Inhaltsverzeichnis gebunden für 6.— Mk. zu haben. Einzeln werden die Kataloge gratis versandt.

Verlagskatalog von Eugen Diederichs, Jena. (Gratis.)

In Eugen Diederichs ist der modernen deutschen Kultur ein Mäzen entstanden, um den uns andere Jahrhunderte beneiden können. Zeugnis von dem hohen Kunstsinn und der Opferwilligkeit des Verlegers legt sein neuester Katalog ab (mit zahlreichen Portraits). Diederichs sagt über seinen Verlag: Mein Verlag entstand 1896 in Florenz und führt daher den Marzocco des Donatello im Wappen, der freilich nicht nur eine rein äusserliche Anknüpfung sein soll. Der eigentliche Geburtsort ist der Malatesta-Tempel in Rimini, wo die humanistische Lebensauffassung in der Kunstsprache des Innenraumes wohl am eindringlichsten die christliche Lehre zu einem Kultus des Schönen und der Liebe umgewandelt hat ... Die grössten Hindernisse für die Entwicklung der Persönlichkeit sind augenblicklich ausser der Erstarrung des religiösen Lebens innerhalb der Kirche die Wissenschaft, soweit sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Leben verloren hat und die Herrschaft der Ideenwelt nicht anerkennt, sowie die deutsche Schule, die mit ihrer „Methode" das selbständige Instinktleben des Kindes tötet und in erster Linie Schuld daran trägt, dass unserer Zeit die Charaktere fehlen. Ich hoffe aber nicht in erster Linie allein Kampfesbücher gegen die Erstarrung der drei Mächte: K i r c h e, W i s s e n s c h a f t und S c h u l e zu bringen, sondern Bücher, die zugleich positiv aufbauen und den tief im Menschen liegenden inneren Kräften Nahrung geben."

Rosegger, P., J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Leipzig 1905.

Rosegger hat viel zur Belebung religiösen Empfindens getan. In diesem Jahre fügt er als Sechzigjähriger seinen Anschauungen den Schlussstein ein, indem er uns seinen Christus schenkt. „Ich habe gedacht, dass diese Aufschreibungen auch andere lesen können, die nach einem einfältigen Gotteswort suchen und nichts Rechtes finden können .... es gibt genug solche Leute. ..." Diese Aufschreibungen sind die Evangeliengeschichte mit schlichter Herzlichkeit erzählt. Konrad, der zum Tode verurteilte Anarchist (er hat, durch das Los bestimmt, ein Attentat ausgeführt, ohne tieferen Anteil an der politischen Richtung zu nehmen, ein Irregeleiteter) wartet auf seine Begnadigung, die wochenlang nicht eintrifft. Er sucht geistigen Trost, ein Testament wird ihm im Gefängnis verweigert, da schreibt er sich selbst eins. Wie Christus in seiner Vorstellung lebt, so innig

lebendig, so menschlich und doch so göttlich schildert er ihn und richtet sich an ihm empor. Als ihn die Nachricht trifft, dass er keine Begnadigung gefunden hat, da ist er bereits in sein Himmelreich eingegangen „Delinquent Konrad Ferleitner braucht keinen Priester und keinen Richter mehr. Er ist begnadigt."

In diese Rahmenerzählung ist also die Evangeliengeschichte eingeschlossen. Diese selbst ist der ganze, innige Rosegger. So also sieht die Heilandsgestalt aus, die er sich in langen Jahren errungen hat. Ein edler Mensch, der sich seiner göttlichen Mission bewusst wird und halb durch sich selbst, halb durch seine Umgebung zum Heiland erwächst. Wir wollen nicht über diesen und jenen Zug mit ihm rechten. Es ist ja Roseggers Erlebnis, das er uns gibt. Hätte er es anders gehabt, er hätte es uns anders gegeben. Die Deutung, die er den Initialen J. N. R. J. gibt, verraten uns seinen Christus am besten. Am Kreuze steht Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Nach dem Tode fangen die Buchstaben an zu glühen „Jesus Nähe rettet ihn!" Und ein Greis lässt sich auf sein Grab die Buchstaben setzen, die bedeuten „Im Nirwana ruhe Ich". Schmerzlich vermisst habe ich gegenüber diesen Deutungen die einzig richtige der Buchstaben J. N. R. J. „In Nobis Regnat Jesus", die den Schlüssel zum wahren Christentum enthalten.

Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von den Professoren und DrDr. Baumgarten, Bousset, Gunkel, Heitmüller, Hollmann, Jülicher, Knopf, Koehler, Lucken, Weiss. 1. Lfg. (vollst. in 10 Lfgn. zu je 1.— Mark). Göttingen 1905.

Dies Werk kommt uns in letzter Stunde noch zu Händen und erscheint uns schon bei flüchtiger Durchsicht als ein religiöses Ereignis. Liberale Theologen besten Namens haben sich zusammengetan, um ein Bibelwerk zu schaffen, das mit seinen ausführlichen Erklärungen auf dem Boden der geschichtlichen Deutung der christlichen Urdokumente steht. Als Delitzsch vor kurzem in seinen „Ausblicken" für die Schaffung eines „Religionsbuches" eintrat, d. h. einer Bearbeitung der Bibel für die ausschliesslichen Bedürfnisse des nach wahrer Religion Strebenden, da mochte ihm wohl ein Werk wie das vorliegende vorschweben. Welchen Anforderungen die Arbeit im Einzelnen entspricht, werden wir bei ausführlicher Untersuchung finden.

Der Grundton des Werkes ist Vermittelung der Gegensätze in protestantischer Auffassung auf geschichtlicher Basis. Auf diese Weise wird es wohl möglich sein, die Zersplitterung in Protestantenkreisen zu beseitigen und aus ihnen ein „einig Volk von Brüdern" zu bilden. Auf diese Weise macht aber auch der liberale Protestantismus seine stärkste Schwenkung zur Theosophie. Das erklärt auch unser lebhaftes Interesse für diese Ausgabe, der die Toleranz, das Grundprinzip aller religiösen Forschung, an der Stirn geschrieben steht. Im nächsten Heft sprechen wir diese Lieferung ausführlich durch. Dieselbe enthält die Abteilungen: über den praktischen Wert einer geschichtlichen Auslegung des Neuen Testamentes (Baumgarten); die Geschichte des Neuen Testaments (Jülicher); die drei älteren Evangelien (Weiss); das Markus-Evangelium. Kap. 1—7, 37.

Textbibel des Alten und Neuen Testaments, in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben von Prof. D. E. Kautzsch (Halle). — Das Neue Testament in der Übersetzung von D. C. Weizsäcker (Tübingen). Freiburg 1899, 1903. (7.— geb.)

Zu meiner Freude wendet man sich auch in unserer theosophischen Bewegung nach dem starken Abschwenken zur indischen Anschauung wieder mehr den christlichen Formen zu. Hat dies auch noch manche Schattenseiten, so muss man doch auch wieder zugeben, dass die Gefühlsinnigkeit des Christentums in Verbindung mit der indischen Philosophie recht wohl die Konstituenten der Weltanschauung des neuen Jahrhunderts sein könnte. Bei der Umschau nun nach einem guten lesbaren Bibeltext, der den Forderungen der neueren Bibelkritik stand hält, treffen wir auf obige Bibelausgabe, die in einer billigen Gesamt- wie Einzelausgabe soeben veröffentlicht ist. Beide Übersetzungen sind alte geschätzte Bekannte und haben sich im Laufe der Jahre wohlverdiente Anerkennung erworben. Kautzsch's Altes Testament erschien in erster Auflage 1894. Das Neue Testament zuerst 1875 und liegt heute in 9. Aufl. vor. Die Vorzüge der Ausgaben sind lesbares Deutsch, treue Übersetzung. Im Alten Testament lesen wir mit ganz besonderem Genuss die Psalmen, das Buch Hiob und die Sprüche, wo der Versuch gemacht ist, die lapidare Sprache im Rhythmus wiederzugeben.

Wer nur die Luther'sche Bibel kennt, für den wird diese Bibelausgabe eine grosse Überraschung bringen. Er wird sich oft fragen: ja steht denn das in der Bibel so vernünftig? und er wird mit neuem Interesse an dieses ewige Werk herantreten und mit unendlicher Freude von jenem tiefen Gottesleben geniessen, das durch die meisten bisherigen Ausgaben verdunkelt wurde.

Die Ausstattung der Textbibel ist in jeder Hinsicht vorzüglich, der Druck gross, klar und übersichtlich. Dazu kommt noch der äusserst billige Preis.

Für die Rundschau werden wir in Zukunft bei Zitaten den Text dieser Ausgabe wählen, wie wir überhaupt der Ausgabe unsere vollste Sympathie entgegenbringen. (Prospekt über die vorhandenen Ausgaben liegt diesem Hefte bei.)

Bleibtreu, K., H. P. Blavatsky und die Geheimlehre. Sep.-Ausg. des III. Bandes von Bleibtreu „Vertreter des Jahrhunderts". Berlin 1904.

Mit der Verbreiterung der theosophischen Bewegung ist leider eine Verflachung der theosoph. Litteratur verbunden, sodass es uns oft schwer wird die zahlreichen Neuerscheinungen bis zu Ende zu lesen. Um so grössere Freude hat man da an einem Werk, dass weit aus diesen Erscheinungen herausleuchtet und wohl als eine der wertvollsten Veröffentlichungen aus unseren Reihen betrachtet werden darf. Das ist Bleibtreus Studie über H. P. B. und die Geheimlehre.

Bleibtreu versucht es nicht unsere Anschauungen aus dem grossen dreibändigen Werke herauszukristallisieren. Vielmehr stellt er den vielen Fragezeichen, mit denen unsere offizielle Wissenschaft und Theologie uns beglückt, die Lösung in der Geheimlehre gegenüber, doch sollen wir sie durch Studium der Bände selbst gewinnen. Er gibt nur die Richtung.

Eine wahre Weihnachtsfreude war es für uns, zu entdecken, mit welch' inniger Verehrung auch Bleibtreu an unserer H. P. B. hängt und wie er für sie

und ihr Werk mit voller Persönlichkeit eintritt. Ein Standpunkt, der heute nicht mehr unter allen Anhängern der Theosophie anzutreffen ist, und der einen Massstab abgibt, wie tief einer in den „inneren Kreis" eingedrungen ist. Darin liegt durchaus kein Persönlichkeitskultus oder Autoritätenwahn, sondern lediglich die Würdigung der genialsten Leistung des 19. Jahrhunderts und der schwache Ausdruck der Verehrung, die wir den Quellen unserer Lehre, der Meisterloge, entgegenbringen. Bleibtreu hat hier treffliche Worte gesprochen, Dank ihm für seine Männlichkeit. Wir haben durch ihn neue Waffen, ein neues Kampfmittel erhalten, führen wir es in fröhlicher Schlacht gegen das schwärzeste aller Jahrhunderte, das wie kein anderes sich seiner Gottferne gerühmt hat!

Nach einem Eingang zur Weltbetrachtung, in der Darwins und Haeckels Irrlehren Zurückweisung finden, wendet sich Bleibtreu zur Blavatsky. Bei aller Schätzung ihrer widerspruchsvollen und doch so herrlichen Persönlichkeit, ist ihm doch ihr Werk das wichtigste. Aus diesem greift er einige Punkte heraus. Vor allem die Karmalehre, als den Grundstein aller zukünftigen geistigen Entwickelung. Sie ist auch für Bleibtreu der goldene Schlüssel zum Tore der Erkenntnis. Bemerkenswert sind hier vor allem seine historischen Erläuterungen und die scharfen Angriffe auf die Kirchenlehren. Dann leitet er zur Reïnkarnationslehre über, die neuerlich aus theologischen Kreisen so heftig befehdet wird.

Die nächsten Kapitel bringen Erläuterungen über die transzendente Evolution, das evolutionistische Moralprinzip und die Erkenntnistheorie. Hier setzt sich Bleibtreu mit der Philosophie, insonderheit Kant, Schopenhauer und v. Hartmann auseinander. Seine Ausführungen, die immer wieder auf die Geheimlehre zurückgreifen, gehören mit zu den wenigen selbständigen Arbeiten über unser Thema.

Darwinismus, empirische Psychologie, okkulte Einsicht, Jesus sind die Hauptpunkte des nächsten Abschnittes. Die Einsetzung der Intuition als höchster Erkenntnismöglichkeit das Resultat derselben.

Das nächste Kapitel: beginnender Übergang des Naturforschens zum Okkultismus verrät uns zu unserer Freude, wie anregend die Lektüre der Neuen Metaphysischen Rundschau auf Bleibtreus Studien gewirkt hat.

Den Beschluss bildet „das Absolute," von dem Bleibtreu sagt: „Wie nun das Genie willig persönliches Behagen und sogar die eigene Person seiner Idee opfert, so opfert sich die Gottheit, zugleich aus über alle Begriffe überschwenglichem Liebesbedürfnis, welche ihr Wesen ausmacht, weil alles Schaffen aus objektiver Liebe hervorgeht. Gott will seine Göttlichkeit nicht allein geniessen, will sein Absolutes Ich verneinen, seine Liebe vor sich selbst veranschaulichen. Dies Selbstopfer ist die Entstehung der Welt, welche demnach Gottes Opfertod darstellt. . . . Das Welträtsel bestände dann in einer Art Selbstsühne Gottes, indem das in der Schöpfung verschleierte Göttliche wieder ins Absolute zurückstrebt. So wird also Gott in jedem Lebewesen gekreuzigt und entsühnt."

Noch eine Stelle möchte ich hier anführen, die auf Seite 103 beginnt:

„Wir haben selbständig-denkerisch die Grundlagen kirchlicher und materialistischer Wahnvorstellungen untersucht, hierbei sogar das Erkenntnistheoretische

suchender Transcendentalphilosophie in schwächliche Widersprüche verwickelt gefunden, sobald es sich auf rationalistische Deutung versteift. Solcher strengen Methodik folgt Blavatskys Geheimlehre nicht. Begreiflicherweise! Denn sie redet als ein absolutes Wissen, für welches Irrlehren des Nichtwissens kaum mehr als widerlegungsbedürftig vorhanden, geht gleichsam von der Voraussetzung aus, dass jeder die Trugschlüsse der blossen Verstandeskultur oder theologischer Absurdität durchschaue, nimmt als Selbstverständliches an, was für gedankenlose Ungeschulte und Unerleuchtete noch ausführlicher Darlegung bedarf. Nichtsdestoweniger durchzieht zweischneidige Polemik ihr ganzes Werk, sowohl gegen jede kirchliche Richtung als gegen den anmassenden Wahnsinn äusserlicher Naturforschung. Sie erhebt sich hier manchmal zu wahrhaft dämonischer Ironie, so in dem klassischen Witz von dem (astronomisch genau definierten) Kometen, der mit seinem Schweif der Gravitationslehre ins Gesicht schlägt.

Die bisher nicht unbegründete Vermutung, das Weib könne alles mögliche Talent, nur aber kein Genie im höheren Sinne entfalten, hat sie siegreich entkräftet. Die Frauen stehen freilich im allgemeinen noch auf niederer Vernunft- und Charakterstufe, voll Kleinlichkeit, Äusserlichkeit, egoistischer Sentimentalität und versteckter Sinnlichkeit, im Bann des Sexualen auch dann befangen, wenn ihre Emanzipationsgelüste vorgeben sich ihm entwinden zu wollen. Was gross und heilig im Weibe, tritt erst dann hervor, wenn es sich der feinen Ethik seines Unbewussten hingiebt. Bei Helena Petrowna paarte sich diese ideale Hingebung mit so ausserordentlichen mystischen Kräften, dass aus beiden auch das sich erzeugte, was man verstandesmässig Genie nennt. Sie ist in Wahrheit der grösste Schriftsteller des kleinen Jahrhunderts geworden, und wir zweifeln nicht, dass sie auch dichterisch Ungeahntes enthüllt hätte, wäre ihr Wille gewesen, sich hier zu betätigen. Unter den halben oder Pseudogenialen — „Genius“ kann man nur bei Wagner sagen — und Pseudohelden des 19. Säkulums steht ihre Ganzheit als genialer Heroismus und heroische Genialität da. Es wird die Zeit kommen, wo ihre unablässig wachsende Gemeinde die blöde Menge davon überzeugen wird, je tiefer die theosophischen Lehren in Bildungskreisen Wurzel fassen. Und so schliesst denn das Jahrhundert, das auch sie in tiefsten Verfall superkluger Verstandesmästung erkannte, mit tröstlichem Ausblick in das kommende. Sie selber hat prophetisch versprochen „wiederzukommen“ im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts; hoffen wir darauf, dass solche Kraft, in welcher Gestalt auch immer, sich neu verwirklichen werde. Lassen wir dem 20. Jahrhundert sein Recht, aus dem 18. und 19. gemeinsam zu lernen und ihr Erbe anzutreten, eine neue eigentümliche Renaissance der Menschheit herbeizuführen. Sozialismus in roher materialistischer Auffassung und Sozialismus in theosophischer Form werden darin um die Herrschaft streiten. Was heute der ungeheuren Mehrzahl der „Gebildeten“ und der ungebildeten Massen als charlatanische Episode gilt, die theosophische Bewegung wird über allen Trümmern das Feld behaupten.

Was die Blavatsky wiederholt warnend andeutet, dass die Geheimlehre sofort zur Schwarzen Magie entarte, sobald Hebräer sie als „Kabbala“ und „Buch Zohar“ einfangen, muss freilich hier sorgsam beachtet werden. Das alberne

Getändel mit allgemeiner Verbrüderung, das alles Heroische in unsauberem Humanitätsbrei ersticken möchte, käme den Salonjüdinnen gerade recht, um ihr Liebeslicht leuchten zu lassen. Wir kennen solche Beispiele. Hinweg mit der Salontheosophie, die eine neue Art romantischer Schöngeisterei bei Tee und Butterbrot bedeutet! Hinweg mit allen Klubs und Bünden und Gesellschaften, die nur einen geistigen Sport weihepriesterlich pflegen! Man schaue nur in Helena Petrownas grosse, etwas vortretende, unergründliche Seher- und Heldenaugen im unschön gewaltigen Angesicht, um dort zu lesen, dass ganz andere Wirbelwinde und Feuersäulen sich erheben müssen, um durch ernste strenge Wahrheit der wahren Übermenschen die Welt zu theosophieren! Helden brauchen wir, keine Schwätzer und Schwätzerinnen.

Aus dem Qualm der Nichtigkeiten, der Nietzsche und Ibsen, der Louis Bonaparte und Otto Bismark, retten wir uns hinüber in eine reinere Ätherhöhe. Der Blavatzky Andenken wissen wir nicht besser zu ehren, als indem wir unsererseits das von ihr Gewusste denkerisch zu ergründen suchen."

Kerst, Fr., Beethoven im eigenen Wort. Berlin 1904. (3.—)

Besser als langatmige Biographien schildert uns dieses hübsch ausgestattete Büchlein Beethovens Persönlichkeit. Seine eigenen Worte sind gesammelt und in sinngemässe Abschnitte gruppiert. Notizen geben an, wann und wo das betr. Wort gesprochen wurde.

Aus vielem greife ich eines heraus. Aus einem Werke von Champollion schrieb er sich eine Aufschrift von einem ägytischen Tempel der Göttin Neith auf und hing sie gerahmt über seinen Schreibtisch: Ich bin, was da ist. Ich bin alles, was ist, was war, und was seyn wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben. — Er ist einzig von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig." Wie sehr muss der Inhalt seinem Empfinden entsprochen haben. Wie nahe, ja wie weit über uns er stand, sagen die Worte an Erzherzog Rudolf: „Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten."

Pfungst, A, neue Gedichte. 3. Aufl. Berlin 1903.

Der beste Beweis, wie beifällig die Gedichte des bekannten Buddhisten aufgenommen sind, ist das Erscheinen dieser 3. Aufl. Eine Probe daraus brachte ich im 6. Hefte des 11. Bandes. Möchte auch der neuen Auflage, die sich ihrem tief ethischen Inhalt nach recht gut zu Geschenken in unseren Kreisen eignet, ein grosser Freundeskreis erwachsen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).

Theosophische Literatur.

Anderson, J., Reïnkarnation . . . . 4.—
Arnold, Edw., d. Leuchte Asiens (Reclam) —.80
Besant, A., die uralte Weisheit, Grundzüge der theosoph. Lehren . . . . 5.—
—, im Vorhofe 1.50
—, der Mensch und seine Körper . . 1.—
—, die Zukunft, die unser wartet . . 1.—
—, der Tod und was dann? . . . . 3.—
—, Reïnkarnation oder Wiederverkörperungslehre . . . . 3.—
—, die sieben Prinzipien od. Grundteile des Menschen. geb. . . . . . . 3.—
—, Geburt und Entwickelung der Seele 1.—
—, Karma 1.20
—, d. Denkvermögen. Seine Beherrschg., Entwickelung u. richtige Anwendung 3.—
—, d. Entwickelung d. Lebens u. d. Form 3.60
—, Geist und Welt. 7 Vorträge . . . 2.—
—, building of the Kosmos and other lectures 2.20
—, the Self and its sheaths 1.80
—, the Path of Discipleship. 1896 . 2.20
—, the three Paths to Union with God 1.20
—, Four great Religions: Hinduism, Zoroastrianism, Buddhism, Christianity 2.20
—, Dharma, or the meaning of Right and Wrong 1.80
—, the Story of the Great War; a condensed engl. prose version of the Mahabharata, the great epic of India 4.—
—, Avataras 2.20
—, Occultism, Semi-Occultism and Pseudo-Occultism . . . . 1.—
—, Emotion, Intellect and Spirituality 1.—
—, Individuality . . . . 1.—
—, Annie Besant, an Autobiography. Illustr. . . . . 5.—
—, Translation of the Bhagavad Gita 2.—
—, Theosophy and Imperialism . . . 1.—
—, ancient Ideals in modern life . . 2.20
—, some problems of life . . . . . 2.—

Collins, Mabel, Licht auf den Weg . 1.20
—, grüne Blätter . . . . —.60
—, das Lied von der weissen Lotos . 1.80
—, Lust und Schmerz . . . . —.50
—, durch das goldne Tor 1.50
Hartmann, Franz, Dr. med., weisse und schwarze Magie . . . . 7.—
—, Mysterien, Symbole und geistig wirkende Kräfte . . . . 7.—
—, Abenteuer unter den Rosenkreuzern 2.50
—, Karma . . . . 4.—
—, denkwürdige Erinnerungen . . . 4.—
—, unter den Adepten. M. 3 Bildnissen 3.—
—, unter d. Gnomen i. Untersberg. geb. 7.—
—, Erkenntnislehre der Bhagavad Gita 3.—
—, Jehoshua, der Prophet v. Nazareth 4.—
—, Geheimlehre in der christl. Religion 4.—
—, Lebendig begraben; Untersuchg. üb. Natur und Ursachen des Scheintodes 2.—
—, Geheimschulen der Magie u. occulte Uebungen . . . . 1.—
—, die Mystik in Goethes Faust . . 3.—
—, Th. Paracelsus als Mystiker . . . 2.—
—, Th. Paracelsus, s. Leben u. s. Lehren 3.—
—, Th. Paracelsus' Medizin . . . . 3.—
—, populäre Vorträge über d. Geheimwissenschaft. Bd. I 1.80, Bd. II 2.—, zus. 3.80
—, der Yoga-Schlaf (Samadhi) . . . —.50
—, die Symbole der Bibel . . . . . 2.—
—, Reïnkarnation . . . . —.60
Jasper, Niemand, Briefe, die mir geholfen haben . . . . 2.—
Judge, W. Q., das Meer der Theosophie 3.—
Leadbeater, C. W., Die Devachan-Ebene 1.20
—, Träume, theosoph. Studie . . . . 1.—
—, die Astralebene, ihre Szenerie, ihre Bewohner und ihre Phaenomene . . 1.40
—, unsichtbare Helfer . . . . 1.—
—, Man visible and invisible, examples of different types of men as seen by means of trained clairvoyance. With frontispiece, 3 diagrams and 22 coloured illustrations, 141 pages. cloth 12.—

Theosophie. Occulte Lehre. Orientalische Philosophie.

Leadbeater, C. W., an Outline of Theosophy 1.20
—, the Christian Creed. . . . . . 2.—
—, Clairvoyance 2.20
Lloyd, J. U., Etidorhpa, oder das Ende der Erde. 2 Bde. 10.— geb. . . 8.—
Mead, G. R. S., Simon Magus. Englisch 5.50
—, Orpheus. Englisch . . . . . . 5.—
—, the Gospel and the Gospels . . . 5.—
—, Apollonius of Tyana . . . . . 4.—
—, Plotinus. Englisch 1.20
—, Fragmente ein. verschollenen Glaubens. Skizze über die Gnostiker . 10.—
—, Pistis Sophia, a gnostic Gospel. transl. 8.—
Molinos, M., der geistige Führer . . 2.—
Cooper-Oakley, Traces of a Hidden Tradition in Masonry and Mediaeval Mysticism. . . . . 4.—
Oupneckhat, deutsch v. Dr. med. Mischel 9.—
Papus (Dr. med. G. Encausse), traité elem. de Magie pratique . . . . . 12.—
—, traité elem. de Science occulte . . 5.—
Rochas, A. de, l'exteriorisation de la Sensibilité . . . . 7.—
—, l'exteriorisation de la Motricité . . 8.—
Subba Rao, die Philosophie der Bhagavad Gita . . . . 3.—
Das Lebenselixir 1.50
Hübbe-Schleiden, Dasein als Lust, Leid und Liebe . . . . 3.—
Schopenhauer's Werke (Griesebach) 6 Bde. . . . . 9.—
Scott-Elliott, Geschichte von Atlantis . 2.—
—, man's place in the Universe, a summary of Theosophic study . . 2.20
Sinnett, A. P., natures mysteries . . 2.20
—, the Growth of the Soul 5.50
—, die esoterische Lehre, oder Geheimbuddhismus . . . . 4.—
—, Karma, an occult novel . . . . 3.—
—, the Rationale of Mesmerism . . . 3.—

Sankaracharya, das Palladium der Weisheit . . . . 3.—
—, Tattwa Bodha (Daseinserkenntnis). 1.—
—, Atma Bodha (Selbsterkenntnis) . . —.50
Vivekananda, Karma Yoga . . . . 2.—
Kerning, Christentum 1.50
—, Schlüssel zur Geisteswelt 1.50
—, Weg zur Unsterblichkeit . . . . 1.—
—, Testament . . . . —.30
—, Lichtstrahlen aus dem Orient . . 3.—
—, Weisheit des Orients . . . . . 2.—
Eckartshausen, die wichtigsten Hieroglyphen fürs Menschenherz. 2 Bde. 2.20
—, mystische Nächte 1.60
—, Kosti's Reise von Morgen gegen Mittag 1.60
—, die Wolke über dem Heiligtum . —.60
Waite, the Doctrine and Literature of the Kabalah . . . . 8.—
—, true history of the Rosicrucians . 10.—
—, the occult Sciences . . . . . . 10.—
—, the life of Louis Claude de Saint Martin 10.—
Wynn Westcott, numbers, their occult power and mystic virtues . . . . 4.—
Donnelly, Atlantis 1.60
Deussen, Elemente der Metaphysik . . 4.—
—, System des Vedanta . . . . . . 18.—
—, Die Upanishads . . . . 24.—
—, Die Sutras des Vedanta . . . . 18.—
Du Prel, C., Philosophie der Mystik . 10.—
Eliphas Levi, Le grand Arcane . . . 12.—
—, Le clef des grands mystères . . . 12.—
—, Le livre des Splendeurs . . . . 7.—
—, La science des Esprits . . . . . 7.—
—, Catéchisme de la Paix . . . . . 4.—
—, Clefs majeurs et clavicules de Salomon 12.—
—, Dogme et Rituel de la Haute Magie 18.—
—, Histoire de la Magie . . . . . 12.—
Garbe, Sankhya-Philosophie . . . . 12.
Hartmann, Ed. v., Ausgew. Werke. 9 Bde. 42.—
—, Kategorienlehre . . . . 12.—

Ain-Soph
Das Grenzenlose

Ur-Atom oder Monade

Vater-Mutter

FO HAT
Die Sieben Söhne

Ton
Farbe
Leier des Apollo
Die heiligen Sieben

Die „49 Feuer"
Licht-Sphaere

Das Herabsteigen des Geistes in die Materie.

„Alle Dinge aus Einem."

Zu Dr. med. J. D. Buck, Mystische Maurerei. Tafel I.

Geheime Figuren der Rosenkreuzer aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert.

Erstes Heft.

Aus einem alten Mscpt. zum erstenmal ans Licht gestellt.

Altona 1785.

Gedruckt und verlegt von J. D. A. Eckhardt; in Commission in der Heroldschen Buchhandlung in Hamburg.*)

Aureum Seculum Redivivum
Das ist
Die uhralte entwichene Güldene Zeit,
So nunmehr wieder aufgangen, lieblich geblühet, und wolriechenden güldenen Samen gesetzet.
Welchen tewren und edlen Samen allen wahren Sapientiae & doctrinae filiis zeigt und offenbahret:
Henricus Madathanus, Theosophus,
Medicus & tandem, Dei gratia aureae crucis frater.

---

*) Wir beginnen hiermit eine schon seit 1895 vorbereitete Neuausgabe eines überaus seltenen Werkes der Rosenkreuzer. Zunächst machen wir unsere Leser mit dem ersten Traktat aus dem ersten Hefte der „Geheimen Figuren" bekannt und überlassen es ihnen den geheimen Sinn zu entdecken. Wir werden diesem Traktat den zweiten aus dem zweiten Hefte folgen lassen und uns sodann mit Hinzufügung eines Teiles der seltsamen „Figuren" ausführlich erläuternd mit den 24 Tafeln beschäftigen. Die Leser werden dabei erkennen, welch tiefes Wissen von der Natur die Rosenkreuzer hatten, und daß es uns nur zum Vorteil gereichen kann mit guter Intuition ausgerüstet diese Schätze zu heben. — Bibliographische Notizen wird der Leser am Schlusse der Gesamtpublikation finden.

Jacob in Epist. v. 5.

So jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der da gibt einfeltiglich, unnd rücket es niemand auff, so wird sie ihme gegeben werden.

Symbolum Authoris.
Centrum mundi, granum fundi.

Vorrede

an den christlichen unnd würdigen Leser.

Freundlicher, gottliebender Leser, und sonderlich ihr sapientiae et doctrinae filiii, demnach vor etzlichen Jahren, Gott der Allmechtige auff mein stetiges einbrünstiges Gebett unnd embsiges anruffen, meine Augen durch Erleuchtung seines heiligen Geistes (auß welchem wir alle Weisheit empfahen, unnd uns durch Christum vom Vatter ist gesandt worden) so weit eröffnet, daß ich das wahre Centrum in Trigono centri, die einigen und wahren materien des Edlen Philosophischen Steins erkannte, und wesentlich in Händen hatte, wuste ich gleichwohl fast bey die 5. Jahr nicht, wie ich darmit ersprießlichen, recht und gebürlichen, des roten Löwen Blutt, und des weißen Adlers gluten darauß zu scheiden, viel weniger dieselben nach dern proportionirten Gewicht der Natur gantz gehab und aufs beste zuvermischen, einzuschließen, versiegeln und dem geheimen Feuer zu commitiren, procediren solte, welches dann nicht ohne große Vernunfft und gebrauchter Vorsichtigkeit geschehen muß. Und ob ich woll in den scriptis, parabolis, et variis Philosophorum figuris mit sonderlichem, merklichem Fleiß nachgeforschet, und mich ihre vielseltige, wunderbarliche unnd zum theil auß eigenem gehirn erwachsene aenigmata zu solvirn hoch bemühet, habe ich doch re ipsa befunden, daß es alles mit einander lauter phantasie und narrenwerck ist, wie denn solches die Aurora Philosophorum gleichfals bezeuget, nemlich: das alle praeparationes, darvon Geber, Albertus Magnus, und dergleichen sampt dero purgationes, sublimationes, cementationes, distillationes, rectificationes, circulationes, putrefactiones, conjunctiones, solutiones, assensiones, coagulationes, calcinationes, incinerationes, mortificationes, revificationes etc. Wie gleicher gestalt ihr dreyfüß, Athanor, Reverberirosen, Schmeltzofen, Faulhintz, Roßmist, Asch, Sandt, Cucurbith, Pellican Viol, retort, firatorium, etc. Lauter Sophistische, verführerische und unnütze Dinge sein, wie ich den solches für meine Person auch in wahrheit bekennen muß: Sintemal die edle Natur, so in ihrer eigenen angebornen substantz sich gantz gern finden lesset, hievon nichts weiß: Dannhero der Theophrast. in Secreto Magico de Lap. Philos. von denen, die da materiam lapidis in Wein, in den imperfecten corporen, im Blut, in

Marcasiten, in Mercurio, in sulphuro, in urina, in stercore, in auripigmento, und in Kreutern, als: Chelidonia, Springkwurzel, Ebhew, Isoph, suchen, recht saget: Es sey alles miteinander Schelmerey und Dieberei damit, das sie die Leut verführen, bringen sie umbs Gelt, verzehren unnd verliehren die zeit unnützlich, und vergebentlich, und fahren allein ihren Narrenköpffen nach, der vorhin nicht kann außrechnen, was die Natur erfordert: Lieber, sag mir eins, wer muß mir in den Mineren der Erden, Wasserbrennen, oder hat es auch Leut darinnen, die den Wein vertewren, oder Kinderharn brunzen, damit man Metallen macht, oder meinst du es sein Apotecker drinnen die alle ding also fail haben, damit du kannst Metallen machen: du Narr, kanst du nit verstehen das du irrest, das deren dingk keines zu der Natur gehöret, oder wilt du über Gott sein, das du auß Blut wilt Metallen machen, so mache auß einem Pferd einen Menschen, oder auß einer Maus eine Kuhe, die gibt dir darnach gute Milch darzu, das wehre auch eine multiplication, es geschicht aber nicht, und als wenig das kann geschehen, also wenig kanst du auß ob genandten recepten metallen machen, dann die Kunst ist nicht auß der Natur, unnd was dieselbe erschaffen hat, da kann die Kunst keine Wirkung haben. Wann eine Frawe ein Knäblein gebihret, darauß vermag die Kunst nicht ein Medelein zu machen, was ding auch darzu gebraucht wird. Hierauß ein jeglicher leichtlichen zuermessen hat, wie, und welcher gestalt, auch worinn materia benedicta soll gesucht und gefunden werden. Es wolle sich aber keiner imaginieren, viel weniger von einigen Artisten überreden lassen, daß, ob er schon warhafftig veram materiam entweder durch heimliche offenbahrung Gottes, oder deren die sie kennen, auch weiß, kennet und in handen hat, daß er alsdann ebenmeßig dieselben aufzuschließen, das purum ab impuro auffs höchste zu scheiden und zu reinigen wisse, gentzlichen verstehe. Ach nein, lieber laborant bey weitem nicht: der Hund licht nun allererst im Bisem begraben, und gehöret Kunst und ein geschicktes Gemüthe zu der sachen, siehe an zum Exempel was du anfangs von mir gehöret, das ich 5. Jahr veram materiam lapidis gekant, und die gantze Zeit über nicht damit zu procediren gewust, biß mir entlichen nachdem 6. Jahr der Schlüssel des gewalts, durch heimliche offenbahrung von Gott dem Allmechtigen ist vertrawet worden. Unnd haben diesen Schlüssel die Alten Patriarchen, Propheten und Philosopi je und allewege heimlich und verborgen gehalten: denn sagt der Monarcha in loco dicto: solten sie es offenbar geschrieben haben, das es ein jeder Schuster oder Zahnbrecher verstehen künte, das were ein großer Diebstall, so were es auch kein Geheimnuß nicht, und künnte viel übels hiedurch zugerichtet werden, das dann offentlich wieder den Willen Gottes gehandelt were etc. Auß diesen ursachen und deren so ich zum theil in Epilogo angezogen, auch, damit ich nicht das talentum a Deo mihi commissum zu vergraben, angesehen würde, habe ich in diesem meinem Aureo seculo redivivo, so viel mir Gott unnd die

Natur erlaubt, das große Geheimnüß der Weisen, wie dasselbige haben meine Augen gesehen, meine Hände eingerichtet, und durch die Gnade Gottes zu rechter zeit in großer Krafft unnd Herrlichkeit wieder außgenommen, offenbahren wollen: Der fromme und Gottliebender Leser, wolle es anders als im guten erkennen, auff unnd annehmen, dextre considerieren und sich durch auß nicht irren noch anfechten lassen, das zu zeiten, dem Buchstaben nach contraria mit unterlauffen, es hat sich per Theoriam ad praxin zu schreiten nicht anders schicken können, noch gebühren wollen: weil deutlicher und klärlicher hiervon zu schreiben ernstlich und zum allerhöchsten in republica chymica verbotten ist; trage aber gantz keinen zweifel, es werden all die, so diß Tractetlein in wahrer Zuversicht mit den innerlichen Augen des Gemüths, so alles vermügen, recht anschawen, in denselben fleißig studiren, und darbey für allen dingen Gott inniglichen und von Hertzen anruffen, gleich mir, die hierin verborgene philosophische wundersüße Frucht geniesen, und derselben nach dem Willen Gottes theilhafftig werden. Und alsdann sein und bleiben sie, ware Brüder des güldenen Creutzes unnd auserlesene Gliedmaßen der Philosophischen gemeine in ewiger Verbündnuß.

Schließlichen, damit auch der Christliche verstendige und würdige Leser, eigentlich meinen Tauff- und Zunahmen wisse, wil ich so candidus sein, und denselben folgender gestalt, damit sich mit Fug niemand über mich zu beschweren, geoffenbahret haben: So wisse nun ein jeglicher, das die Zahl meines Namens ist M. D C XII. in welcher zahl mein gantzer Nahme durch II. Todte unnd 7. lebendige vollkomlich in das Buch der Natur ist geschrieben worden: Über das ist der 5. Buchstab der fünffte theil des 8. unnd der 15. ist abermal der fünffte theil des 12. und laß dir hierbey genügen.

Datum in Monte abiegno, die 25. Martii. Anno 1621.

Επίγραμμα
ad
Sapientiae & doctrinae filios.

Quae sivi: inveni: purgavi saepius: atquo
Coniunxi: maturavi: Tinctura secuta est
Aurea, naturae centrum quae dicitur: inde
Tot sensus, tot scripta virum, variaeque figurae.
Omnibus, ingenue fateor, Medicina metallis;
Infirmisque simul: punctum divinitus ortum.

Harmannus Datichius
Anth. famulus.

Aureum Seculum Redivivum.

Als ich gedachte an die Wunder des allerhöchsten, an die Geheimnüß der verschlossenen Natur, unnd an die fewrige und inbrünstige Liebe

des Nechsten: da erinnerte ich mich der Weitzen Arndte, worin Ruben Leae Sohn des Dudaim so von Lea Rachel für beyschlafen bey dem Patriarchen Jacob, gegeben und auff dem Felde gefunden worden. Meine Gedancken aber waren sehr tieffsinnig unnd verleiteten mich auff Moysen, wie der nemlich das von Aron gegossene Solarische Kalb potabel gemacht, in deme er es mit Fewr verbrent, zu Pulver zermalmet, aufs Wasser gestrewet unnd den Kindern Israel zu trincken gegeben: Das ich auch über diese des Manns Gottes schleunige und künstliche Zerstörung mich zum allerhöchsten verwundert: da ich aber meine Gedancken recht fassete, erkante ich die Wahrheit, und wurden meine Augen nit anders geöffnet als den beyden Jüngern zu Emahauß, die den Herrn am Brodtbrechen erkannten: Und das Herze brannte in mir, legete mich aber nieder ferners zu speculiren, und ward darüber entschlafen und siehe der König Salomon erschien mir im Traum mit aller seiner Macht, Reichtumb und Herrligkeit, führete neben sich seine gantze Frawen Zimmer, 60 war der Königinnen, 80 der Kebsweiber, allein der Jungfrawen war kein zahl, aber eine war seine Taube, seine fromme, die allerschönste und liebste in seinem Hertzen: Und nach Catholischem Gebrauch hielten sie eine stattliche Procession, worin das Centrum hochgeehret und geliebet ward, dessen Name war wie eine außgeschüttete Salbe, welcher Geruch übertrifft alle Gewürtze, etc. Unnd sein fewriger Geist ein schlüssel zu eröffnen den Tempel, in das heilige zu gehen unnd die Horn des Altars zuergreiffen.

Nach vollendeter Procession aber zeigete mir Salomon das einige Centrum in Trigono centri unnd eröffnete mir meinem Verstandt, und ich ward gewahr, das hinter mir stund ein nackend Weibsbild mit einer blutigen Wunden in ihrer Brust, darauß Blut und Wasser trüpffete, ihre Lenden aber stunden gleich aneinander wie zwo Spangen die des Meisters Hand gemacht hat, ihr Nabel war wie ein runder Becher, dem nimmer Getränk gemangelt, ihr Bauch wie ein Weitzenhause umbgesteckt mit Rosen, ihr zwo Brüste wie zwey junge Rehzwillinge, ihr Hals wie ein Helfenbeinen Thurm, ihre Augen wie Teiche zu Heßbon am Thor Bathrabbim, ihr Nase wie ein Turm auf Libanon, der gegen Damascon siehet, ihr Haupt stundt auf ihr wie Carmelus und das Haar war auf ihrem Häupte wie die Purpur des Königs in Falten gebunden, Ihre Kleider aber, die sie von sich geworffen, lagen zu ihren Füssen, wahren ganz heßlich, stinckent, gifftig und sie fing an zu reden: Ich habe meinen Rock ausgezogen, wie soll ich ihm wiedrum anziehen? Ich habe meine Füße gewaschen, wie soll ich sie wieder besudelen? Die Hüter die in der Stadt umbher gehen, haben mich gefunden, Wundt geschlagen und meinen Schleier genommen. Da erschrack ich auß

Furcht und nicht kennung und fiel zur Erden. Salomon aber heiß mich wieder auffstehen und sprach: erschrecke nicht, dann du siehest die entblöfte Natur und das allerheimlichste, das unter dem Himmel unnd auf Erden ist. Sie ist schön wie Thirtza, lieblich wie Jerusalem, schrecklich wie Heerspitzen, und ist dennoch die reine keusche Jungfrawe, darvon Adam gemacht und geschaffen ist worden, zwar versiegelt und verborgen ist der Eingang ihrer Hütten, dann sie wohnet in den Garten und schläfft in der zweyfachen Hölen Abrahams auff dem Acker Ephron unnd ihr Pallast ist in der tieffe des roten Mehrs, und in durchsichtigen Klüfften, die Lufft hat sie gebohren und das Fewer auferzogen, darumb ist sie eine Königinne des Landes, Milch unnd Honig hat sie in ihren Brüsten, ja ihre Lippen sein wie trieffender Honigseimb, Honnig und Milch ist unter ihrer Zungen, unnd ihrer Kleyder Geruch ist den Weisen wie der Geruch von Libanon, den unwissenden aber ein Grewel: Und weiter sprach Salomon: ermuntere dich, schawe an mein gantzes Frawen Zimmer und suche ihres gleichen: Und alsobald muste sich das gantze Frawen Zimmer höfflich entblöffen, ich suchte, aber meine Gedanken kunten nicht urtheilen unnd meine Augen wurden gehalten, das ich sie nicht erkannte.

Da aber Salomon meine Schwachheit merckete, scheidete er sein Frawen Zimmer von diesem nackten Weibsbilde und sprach: deine Gedanken sein eitel und dein verstand ist von der Sonnen verbrant und deine Memorie ist Nebel schwartz, daß du nicht recht urtheilen kanst, allein so du deine sachen nicht verschertzest, und die jetzige Gelegenheit inacht nehmen wilt, kann dieser nacketen Jungfrawen blutiger Schweiß und Schneweiße zehren dich wieder erquicken, deinen Verstandt unnd Gedechnüs läutern und vollkömlich restituiren, das deine Augen erkennen die magnalia des allerhöchsten, die höhe der obersten, die tiefe der untersten, und das fundament der gantzen Natur aller Element Krafft und Wirckung wirst du eigentlich erforschen, und dein verstandt wird silbern sein unnd dein Gedechtnüß gülden, aller Edelgestein Farben werden für deinem Angesichte erscheinen, und du wirst ihre Geburt wissen, und scheiden das gute vom bösen, die Böcke von den Schaffen: dein Lebend wird Ruhe sein, aber die Schellen Aronis werden dich vom Schlaff erwecken, unnd die Harpfe Davidts meines Vattern vom Schlummern. Über dieser Rede Salomonis erschrack ich noch hefftiger, und entsetzete mich über die massen sehr, theils wegen der hertzbrechenden Wort, theils auch wegen des anwesenden Königlichen Frawenzimmers große Pracht und Herrligkeit: Und der König Salomon fassete mich bei der Hand, führete mich durch einen Weinkeller in einen heimlichen aber sehr statlichen Saal, worin er mich erquickte mit Blumen, und labete mich mit Aepfeln, dessen Fenster aber waren von durchsichtigen Cristallen, unnd ich sahe hindurch, er aber sprach: was siehest du? Ich antwortete: Ich siehe auß diesem in das vorige Gemach, worauß ich gangen bin, und

dein Königliche Frawen Zimmer stehet zur Lincken, und die nackente Jungfrawe zur rechten seiten, und ihre Augen sein röhter denn Wein, ihre Zehne weißer denn Milch, ihre Kleyder aber zu ihren Füßen heßlicher, schwartzer und unfletiger als der Bach Kidron. Erwehle eine von allen sprach Salomon, zu deiner liebsten, ich achte gleich sie und mein Frawen Zimmer, und so hoch mich erfrewet die Holdseligkeit meiner Dahmen, also wenig erschrecken mich ihre abschewlichen Kleider, und also bald wante sich der König und redete gantz freundlich mit einer von seinen Königinnen. Da war eine alte hundertjährige Hoffmeisterinne unter ihnen, die hatte einen grawen Rock anne, eine schwartze Mütze auff ihrem Haupte mit schneeweißen Zahl Perlen besetzet und innwendig mit roten Tafft gefüttert, und mit blawer und gelber Seyden gesticket unnd gantz künstlich durchgenehet, die Mantel war mit allerhand Türckischen Farben und Indianischen Figuren erhöhet: diese alte Fraw gab mir heimlich einen Winck, und schwur einen tewren Eyd, das sie were die Mutter dieser entblößten Jungfrawen, sie were von ihrem Leibe geboren, eine keusche reine und verborgene Jungfrawe, welche bis daher keines Mannes anblick wollen leiden, unnd ob sie sich schon unter den Völkern allenthalben auff den Gassen gebrauchen lassen, so hatte sie doch kein Mann vor diesem niemals nicht nakend gesehen noch einiger berühret, dann sie were die Jungfrau davon der Prophet saget: Siehe, wir haben einen heimlichen gebohrenen Sohn, welcher ist verwandelt neben andern, siehe, die Jungfrawe hat gebohren, eine solche Jungfraw, welche heist Apdorossa das ist, heimlich, die andr nicht leiden mag. Weil aber diese ihre Tochter annoch unverheiratet, hatte sie den Brautschatz unter ihren Füßen liegen umb der jetzigen Kriegs-Gefahr willen, damit sie nicht müchte von einem streiffenden Rott beraubet, unnd des stattlichen Reichthums entsetzet werden, ich aber solte mich nicht durch abschew der unansehnlichen Kleyder lassen abschrecken, besondern erwehlen jhre Tochter vor allen andern zu meiner liebe unnd Lebens Wollust, alsdann wollte sie mir geben und offenbahren eine Lauge zu reinigen ihre Kleyder, so würde ich erlangen ein flüssig Saltz, und ein unverbrenliches Oel zu meiner Haußhaltung, unnd einen unaußgreifflichen Schatz, unnd ihre Rechte würde mich stets hertzen und ihre Lincke stets unter meinem Haupt liegen.

Und als ich mich hierauff cathegorice erkleren wolte, kehrte sich Salomon wiederumb starrete mich an und sprach: Ich bin der allerweiseste auff Erden, schon und ergetzlich ist mein Frawen Zimmer, und meiner Königinnen Herrligkeit übertrifft das Gold aus Ophir, meiner Kebsweiber Schmuck überschattet die Strahlen der Sonnen und meiner Jungfrawen Zier den Monschein, also Himmlisch sein meine Dahmen, unausgründlich meine Weißheit, und unaußschließlich mein Verstandt. Da antwortete ich und neigte mich halb erschrocken: Siehe, hab ich gnade für dir gefunden, dieweil ich arm bin, so gib mir diese nackente Jungfraw, so ich

unter allen zu erhaltung meines Lebens erwehlet habe, besudelt und zerrissen sind zwar ihre Kleider, aber ich will sie reinigen und von Hertzen lieben, und soll sein meine Schwester, meine Braut, weil sie mit ihrer Augen einem, unnd mit jhrer Halsketten eine, mir das Hertze genommen, mich brünstig gemacht, das ich für Liebe krank liege, und alsbald übergab sie mir Salomon, unnd es ward ein getummel im Frawen Zimmer das ich darvon erwachte, und wuste nit, wie mir geschehen war, nichts desto weniger hielte ich es für einen Traum, unnd hatte hierüber biß zu morgends allerhand subtile Gedanken: da ich aber auffstundt unnd mein Gebett gethan: Siehe: da sahe ich der nackenten Jungfrawen Kleider für meinem Bette liegen, sie aber nicht, und es begunnte mir angst und bange zu werden, unnd gingen mir alle Haar zu berge, das mir auch der kalte Schweiß über den ganzen Leib herab lieff, dannoch fassete ich ein Hertz, wiederholete meinen Traum, und gedachte demselben in der Furcht des Herrn nach, alleine meine Gedanken vermuchten nit denselben zu ergründen, auß diesen Uhrsachen durffte ich mich nicht unterstehen die Kleyder zu besichtigen, viel weniger etwas darinnen zu recognoscieren, besondern mutirte meine Schlaf-Cammer und ließ eine geraume zeit ex mera tamen ignorantia die Kleider daselbsten liegen, in meinung, da ich sie würde vielleicht berühren oder umbkehren, es müchte mir etwas merkliches wiederfahren, ich war aber im Schlaff von dem Gestank der Kleider hefftig vergifftet und entzündet, das meine Augen nicht sehen kunten die Zeit der Gnaden, noch mein Hertze erkennen die große Weisheit Salomonis.

(Fortsetzung folgt).

Nach vierzehnjährigem, streng asketischem Leben in einem einsamen Walde erlangte ein Mann die Gabe, auf dem Wasser zu wandeln. Überglücklich durch diese Errungenschaft begab er sich zu seinem Lehrer und sagte ihm von der grossen Tat. Der Meister aber antwortete ihm: „Armer Knabe, was Du durch vierzehnjährige Askese erlangt hast, verschafft sich der gewöhnliche Mensch dadurch, dass er dem Fährmann 1 Pfennig gibt. *Ramakrishna.*

Alle sichtbaren Dinge sind Sinnbilder. Was du siehst, ist nicht um seiner selbst willen da, ja im Grunde genommen ist es überhaupt nicht da. Die Materie ist nur geistig vorhanden, sie ist die Darstellung eines Gedankens und dessen Verkörperung. *Carlyle.*

Mystische Maurerei.

(Fortsetzung: Kapitel VI. Die Geheimlehre: die siebenfache Natur des Menschen. Schluss)

Nun wollen wir über die Natur der Kraft, die er besitzt, oder, das Wort des Meisters handeln. Das Wort eines Menschen drückt seine Ideen aus, und offenbart seinen Charakter. In diesem Sinne wird die schöpferische Macht der Gottheit Gottes Wort oder der Logos genannt, auch der ganze Schöpfungsprozess, der ein äusserer Ausdruck der Göttlichkeit ist, wird als der Logos bezeichnet.

„Es gibt in der Natur eine höchste Kraft, vermittelst welcher ein einziger Mensch, wenn er sich in Besitz derselben setzen kann und weiss, wie sie zu beherrschen ist, das Gesicht der Welt aufrühren und verändern kann."

„Diese Kraft war den Alten bekannt. Sie ist ein universeller Vermittler, dessen Höchstes Gesetz Gleichgewicht ist, und durch welchen, wenn die Wissenschaft ihn nur beherrschen lernte, es möglich sein wird die Reihenfolge der Jahreszeiten zu verändern; einen Gedanken in einem Augenblick um die Erde zu schicken; auf Entfernungen zu heilen und zu verwunden; unseren Worten universellen Erfolg zu geben und sie überall widerhallen zu lassen."

„Dieser Vermittler, der teilweise durch die blinden Vermutungen der Schüler Mesmers offenbart wurde, ist genau dasselbe, was die Adepten des Mittel-Alters „den elementaren Stoff des grossen Werkes" nannten. Die Gnostiker nahmen an, dass derselbe den feurigen Körper des heiligen Geistes zusammensetze; und er wurde in den geheimen Riten des Sabbat's oder Tempel's, unter der hieroglyphischen Figur des Baphomet, oder von Mendes hermaphroditischer Ziege verehrt." *)

Die moderne Wissenschaft entdeckt allmälig e i n i g e der Geheimnisse des Altertums wieder. Der „Strahlende Stoff" des Professor Crooks, der Cathoden-Strahl Roentgens und andere Fortschritte in der psychischen Photographie, der Mayavi Rupa Baraduc's und das Grösste von allen, die Entdeckungen J. W. Keely's berühren die „elementare Materie" der alten Alchemisten und den Akash der noch älteren Adepten des alten Indien so eng, dass ein Schüler des Okkultismus sich nicht länger zu fürchten braucht sich zu offenbaren.

*) **Morals and Dogma, p. 734.**

Es gibt eine alte Legende, welche erklärt, dass die alten Atlantier, nicht jene von Plato's Insel, die nur ein Fragment des grossen Continents war, sondern von dem Continent selbst, der vor 850 000 Jahren versank, das Geheimnis dieser „höchsten Kraft“ besassen, auf welche sich Bruder Pike bezieht; dass sie grosse Magier waren, und auf die Weise „die Oberfläche der Erde veränderten, wie es Bruder Pike für möglich erklärt, und dass der Untergang das Resultat war. Wenn es unseren „Regenmachern“ vielleicht gelingen würde etwas weiter das Problem der S c h w i n g u n g e n in ihrer Beziehung zu den atmosphärischen Veränderungen zu lösen, so mögen diese und viele andere alte „Fabeln“ für den modernen „wissenschaftlichen Materialismus“ etwas weniger fabulös klingen. Wenn erwiesen ist, dass diese furchtbaren Kräfte existieren, erkannt und angewendet werden können, dann wird man in diesem Zeitalter des Dynamit nicht länger geschmäht werden. Wenn aber auch bewiesen ist, dass diese Kräfte vor allen Anderen ausser den entwickelten Adepten, welche deren uneingeschränkte Wohltat für den Menschen erwiesen haben, verborgen sind, und dass sie in den Händen lasterhafter, unfähiger oder unwissender Personen im Stande sind dem Menschen unbeschreibliches Elend zu schaffen, so erntet die Behauptung gewöhnlich Hohn und Spott.

Wenn diese Sperre aufgehoben wäre, so würde die Menschheit zweifellos nicht länger in Ungewissheit über die Existenz von Bulwer Lytton's schrecklichem Vril sein.

Diese Kraft ist, wie Bruder Pike sagt, der universelle Lebensvermittler, „in dem zwei Naturen und ein zweifacher Strom der Liebe und des Hasses vereint sind.“ Dieses alles umschliessende Fluidum durchdringt auch Alles. Daher ist es der „Urstoff“ der Alchemisten. Er ist im Menschen conzentriert als magnetische, lebendige Kraft, die durch den Willen beherrscht wird. Wer seinen „Grundton“ oder die „Schlüsselnote“ seiner Schwingungen kennt, kann dieselbe aus dem Raum erwecken und in mächtigen Wogen hinaussenden, um seine Befehle auszuführen. Das wirkliche Wort des Meisters ist daher in einem wissenschaftlichen Sinne der Tonschlüssel, durch welchen die „Herrscher und Kräfte der Luft“ seinem Willen unterworfen werden können. Dass jemand eine solche Kraft besitzen sollte und doch mit dem Gebrauch derselben zurückhalten, das ist für den Durchschnittsmenschen von heute schwer zu begreifen; und dass ein solcher Meister auch seine eigne Existenz verbergen sollte, scheint in unserem Zeitalter der Syndikate und Handelsgenossenschaften überhaupt unmöglich. Eine solche Kraft würde in der Tat ein niederschmetterndes Argument in aller Konkurrenz sein und einen sehr bequemen Weg zur Schlichtung aller Streitigkeiten abgeben.

Die ethische Erziehung, auf welche hingewiesen wurde, und welche beim ersten Schritt der Einweihung begann, ging in den alten Mysterien jeder wissenschaftlichen Erziehung voraus; und von den Meistern sprechen Plato, Jamblichus, und viele andere Autoren als von „Unsterblichen Göttern.“ Aber man darf nicht daraus schliessen, dass der wirkliche Meister, weil er auf der physischen Ebene in keine Konkurrenz tritt oder seine Fähigkeiten für den Applaus der Menschen zur Schau stellt, nicht Gebrauch von seiner höchsten Weisheit und seinen transzendentalen Kräften macht. Es wäre kindisch solche Kräfte zu gebrauchen um zu blenden, die Unwissenden zu schrecken, oder die Neugierigen zu belustigen; und Menschen mit diesen Fähigkeiten haben längst Kindereien abgetan. Aus ihrer verborgenen Zurückgezogenheit auf innere oder höhere Daseins-Ebenen beeinflussen – nicht beherrschen — sie die Angelegenheiten der Menschen; und manche wohltätige Bestrebung ist ihrer rechtzeitigen Hilfe zuzuschreiben.

Nach unserer Auffassung von Energie als wechselwirkend im endlosen Reich der Natur, ist Fohat die Vereinigung aller sogenannten Kräfte in der Natur. Er ist „kosmische mit Intellekt begabte Elektrizität.“ Im manifestierten Universum ist Fohat jene occulte, elektrische, vitale Kraft, welche unter dem Willen des „Schöpferischen Logos alle Formen vereint und zusammenbringt, indem sie denselben den ersten Impuls giebt, der mit der Zeit Gesetz wird.“ Er ist „die konstruktive Kraft der kosmischen Elektrizität.“ Fohat hat „sieben Söhne“, die auch gleichzeitig seine Brüder sind.“ *) Diese sind Elektrizität, Magnetismus, Ton, Licht, Hitze, Cohäsion, etc. Was die moderne Wissenschaft „Bewegungs-Arten“ nennt, kann mit Recht als bestimmte Schwingungen angesehen werden. Die eben angeführten Kräfte manifestieren sich alle auf der niederen physischen Ebene, das heisst, wir sehen dort ihre Wirkungen. Wenn hinter allen Kräften die Eine Kraft steht, und wenn sich diese eine zuerst in sieben differenziert, und diese sieben wieder je in weitere sieben teilbar sind, so bekommen wir die Idee, dass das Sonnenspektrum und die musikalische Skala den Universellen Modulus offenbaren, und dass das, was als im Reich des Lichtes und Tones existierend bekannt ist, auch im Reich der Elektrizität, der Chemie, kurz in jeder Kraft und auf jeder Ebene der Natur existieren muss.**)

Wenn man daher den Schwingungsgrad, die Eigenschaft und den Umfang „der Wellenlänge“ in einem gegebenen Fall entdecken kann, wird man den Schlüssel zu jener Ebene in der Hand halten.

*) Siehe Tafel I.
**) Siehe Tafel I.

Fohat ist nicht nur allein die Vereinigung aller bekannten Kräfte nnd mit Intelligenz begabt, sondern, potentiell, ehe die Differentiation beginnt, ist es der Urheber des Gesetzes aller nachfolgenden Wechselbeziehungen, Differenziationen oder Handlungen, welcher Art sie auch sein mögen.

Wenn man die Ansicht nur oberflächlich betrachtet, mag es scheinen als schliesse sie Materialismus oder Pantheismus ein. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass jenes Fohat einer der höchsten Elohim, oder Erbauer, der Schöpfer ist, von dem in der Genesis gesprochen wird, der direkte Mittler der Gottheit, durch welchen der Alte der Tage oder Ain Soph schafft, so sieht man, dass diese Ansicht bis zum letzten Grad geistig ist.

Der erste Impuls von Fohat wird mit der Zeit das Gesetz aller nachfolgenden Schwingungen. Ferner wird Fohat in der Geheimlehre mit „einer intelligenten, durch den Willen bewegten Kraft" verglichen.

Da die verschiedenen Kräfte und Ebenen in der Constitution des Menschen von gleichen Kräften und Ebenen in der Natur abgeleitet sind und mit denselben correspondieren, ist es leicht erkennbar, welche Möglichkeiten latent im Menschen ruhen; und dass der Besitz der Kenntniss dieser Ebenen und Kräfte und ein entwickelter Wille sie anzuwenden und zu leiten natürlich einen zu einem Adepten oder Meister machen würde. Die blosse Kraft des Gedankens und der Vorstellung mit einer starken Conzentration der Willenskraft würde einen Meister zu allen Zeiten in den Stand setzen zu sagen „nimm Kenntniss davon und lass es geschehen." Die Unwissenden würden natürlich sagen: „Was für ein Mann ist er, dass selbst die Winde und Wogen ihm gehorchen?"

Es wird von dem Worte A.·. U.·. M.·. gesagt, dass es sieben Bedeutungen habe, die auf sieben Ebenen anzuwenden seien und daher sieben Schlüssel verlangen; ähnliche Traditionen bestehen bezüglich des Tetragramaton der Kabalah, — „der die Erde erbeben und Engel und Menschen erzittern lässt", — selbst Jehovah. Für die Unwissenden und Abergläubigen hat das nur einen Sinn. Für die intelligenten Schüler der Kabalah hat es jedoch viele und manigfache Bedeutungen.

Die physische Ebene, die des menschlichen Körpers, besteht aus den coordinierten Schwingungen aller Prinzipe, die sich an ihrem Aufbau beteiligen. Die physische Ebene existiert Kraft der Dauer des Schlüssels oder des Dominant-Accordes jener Ebene. So lange dieser Schlüssel in vollkommenem Einklang erhalten werden kann, besteht Gesundheit. Wenn aber die Harmonie gestört wird, entsteht Krankheit daraus; und wenn der Schlüssel

nicht mehr bestehen kann, tritt Auflösung des Organismus und schliesslich Tod ein.

Das Problem der wahren Einweihung oder Erziehung im Okkultismus besteht darin, alle Operationen des Körpers unter die Herrschaft des Willens zu stellen: indem man das Ego von den Wünschen, Leidenschaften und der ganzen niederen Natur befreit. Die Idee ist den Körper nicht gering zu achten sondern ihn zu läutern: nicht die Wünsche zu zerstören sondern sie absolut zu heben und zu beherrschen. Diese Meisterung der niederen Natur verändert nicht den Schlüssel auf der physischen Ebene als solchen; sondern ordnet ihn demjenigen einer höheren Ebene unter. Ohne diese Unterordnung erstickt die lärmende niedere tierische Natur alle höheren Schwingungen; wie wenn in einem Orchester nur die Bassgeigen und Trommeln gehört werden könnten, und es nur Lärm statt der Harmonie gäbe. Daher der alte Spruch — „Wer sich selbst überwindet, ist grösser als der, welcher eine Stadt erobert."

Aus einer solchen Bemeisterung der niederen Natur durch eifriges Bemühen und Willenskraft geht nicht allein Frieden, das zum Schweigenbringen der lauten niederen Natur hervor, sondern auch Klarheit des Schauens und Unterscheidungskraft. Auch ein Gefühl der Freiheit und Macht und eine Sicherheit des Wissens ergibt sich daraus. In der Bhagavad Gita heisst diese Erziehung Yoga, und ist als gleichmütige Gesinnung (ausgeglichene Stimmung) und geschicktes (rechtes) Handeln bezeichnet. Dieser unterscheidet sich von Hatha Yoga, welcher ein blosses Streben nach besonderen Fähigkeiten (Mediumschaft) ist, und wird Raja Yoga genannt; das ist der Yoga der Königlichen und Göttlichen Kunst und wird überall als eine beständige Unterjochung der gesammten niederen Natur geschildert. Er ist in der Tat, in der Wissenschaft und in einem philosophischen Sinne die höhere Entwicklung des Menschen. Was in dieser Richtung in einem Leben erlangt wird, wird mit in die nächste Inkarnation hinübergetragen; während aller augenscheinliche Gewinn von „Fähigkeiten" in Hatha Yoga (Mediumschaft) in zukünftigen Geburten verloren geht, oder der Entwicklung zum Nachteil wird.

Die Potenz der Ebenen im Menschen nimmt von der niederen zur höheren zu, und der ganze Prozess, welchen wir betrachtet haben, besteht symbolisch darin „das Viereck in das Dreieck zu setzen:" das heisst die gesamte niedere Natur so zu läutern, dass sie eins mit der höheren wird. Das Gemüt, welches durch das physische Gehirn wirkt, beherrscht von den Sinnen und Begierden, und welches zuerst dem Menschen Selbstbewusstsein gibt, bewegt sich nun eine Ebene höher. Die Leidenschaft regiert nicht länger mehr den Menschen und macht ihn blind gegen die universellen

Gesetze und höheren Prinzipien. Das Höhere Selbst im Menschen, sein „Gott“ oder Christos genannt, war vorher „zwischen zwei Dieben gekreuzigt;“ nämlich dem Höheren und Niederen Manas. Daher der Spruch „wenn ich Gutes tun könnte, ist das Uebel gegenwärtig mit mir.“ Als der Körper gekreuzigt wird (ein Symbol des Todes und Leidens), sagt Christus zu einem der Diebe: — „An diesem Tage wirst Du mit mir im Paradiese sein.“ Das bezieht sich auf den Höheren Manas, der nun von der Natur befreit ist. Der andere „Dieb“ oder der niedere Gehirn-Verstand bleibt zurück um mit Christi physischem Körper am Kreuz der Zeit zu vergehen. Daraus ersieht man, dass das Kampffeld der niederen Natur des Menschen mit der höheren das Gemüt ist, und dass Selbstüberwindung und höhere Evolution synonym sind. Der Prozess dieser Evolution kann in mathematischen und exakt wissenschaftlichen Bezeichnungen ausgedrückt werden. Daher der Bibelspuch — „Ich preise Dich mit meinen Lippen, ich kenne nicht die Zahlen.“ Bringe den Dominant-Akkord Deiner niederen tierischen Natur zum Schweigen, und verwende die Schwingungen für die des Höheren Gemütes, und „Du wirst wie die Götter werden, die Gut und Böse kennen.“

Diese Veränderung der Schwingung mit einer Kenntnis des Dominant-Akkordes und der Zusammenstellung der durch den Willen geleiteten Tastatur, ist die Entdeckung J. W. Keely's. Der Roentgen-Strahl ist eine der „sieben Kräfte“, in welche Licht, Ton, Elektrizität teilbar sind. Von dem Geheimnis der Crooks-Röhren ist bewiesen, dass es darin besteht, einen Ueberschuss an Molekülen und Atomen los zu werden und dabei die Schwingung (bombardement) der übrig Bleibenden zu vermehren; und so ein „neues Licht“ zu befreien, nicht zu schaffen. Der erzogene Wille des Adepten kann das und noch weit mehr tun. Man hat gesehen, wie er seinen ganzen Körper leuchtend machte. Seit sich die Experimente Reichenbachs verwirklicht haben, und der Illusions-Körper photographiert worden ist, kann ein solches Resultat nicht mehr für eine wissenschaftliche Unmöglichkeit erklärt werden.

Es sollte nicht ausser Acht gelassen werden, dass unsere ganze Philosophie bezüglich des Menschen von der empirischen Tatsache des Bewusstseins ausgeht, mit Berufung Schritt für Schritt auf die Tatsachen der Wissenschaft. Unsere Theorie besteht nicht in einer Spekulation oder Behauptung über die Natur des Bewusstseins selbst, sondern eher in einer Anwendung beider Tatsachen und Experimente in der natürlichen Reihenfolge ihrer Verbindungen. Im Falle des Meisters oder Adepten sind dieselben Potenzen und Prozesse am Werk wie in der gewöhnlichen Entwicklung und keine anderen. Die verschiedenen Resultate ergeben sich aus der Tatsache, dass

beim Adepten diese gewöhnlichen Prozesse nicht länger verhütet oder verzögert werden.

„Die Weisen halten sich nicht in den Lustgärten des Sinnlichen auf."

„Die Weisen lauschen nicht den verlockenden Rufen der Täuschung."

„Du sollst nicht zulassen, dass Dein Gemüt ein Spielplatz Deiner Sinne wird."

Man sieht, dass weder Ursachen noch Resultate in einer unerprobten „Arbeits-Hypothese" eingeschlossen sind.

Diese Philosophie erklärt nicht allein die Natur und die Entstehung aller Christusgestalten der Geschichte als das Ergebnis der Entwicklung unter natürlichem Gesetz, sondern sie alle stehen da als „Land-Marken" und weisen „den Weg, das Leben und die Wahrheit," in der Reise der Seele, und der unsterblichen Bestimmung des Menschen. Ferner; jeder Hinweis darauf ist nur ein rohes Fragment, das von den Alten Mysterien abgeleitet, von den Gnostikern und ersten Christen bewahrt und von den Parabeln, Allegorien und Glyphen der Freimaurer umkleidet und umschlossen wurde.

Man muss die Einweihung daher sowohl als evolutionär wie regenerativ ansehen; und nicht als eine blosse leere Farce, oder tote Ceremonie.

Nehmen wir nun diesen Entwickelungs-Prozess als eine Tatsache an, so können wir weiter vorteilhaft den Wechsel, welcher in der Struktur des gesammten Organismus des Menschen vor sich geht als Fortschritt der Entwicklung betrachten.

Wir haben gezeigt, dass das Gemüt das tätige Theater ist, in welchem die wirkliche Schlacht unter dem Oberbefehl der Höheren oder Geistigen Seele, als unterschieden von der niederen tierischen Seele, ausgefochten wird.

„Lass deine Sinne nicht einen Spielplatz aus deinem Gemüt machen." Zweifellos haben viele, welche diesen Spruch gelesen haben, ihn nur für eine moralische Vorschrift gehalten. Unbekannt vielleicht mit der Tatsache, dass es nicht allein eine philosophische Auffassung giebt, sondern dass hinter allen moralischen Wahrheiten wissenschaftliche Tatsachen und Gesetze liegen.

Das Gemüt ist das Reich des Gedankens und die Summe aller Erfahrung auf beiden Seiten des Bewusstseins, der physischen (Sinne und Gefühle) sowohl als der metaphysischen (Vernunft, Vorstellung, Willen, Intuition, etc.) Erfahrung kann man das bewegliche Panorama der Ereignisse im bewussten Leben des Menschen nennen. Gedanken sind daher die Veränderungen in unseren Bewusstseinszuständen. Gedanke ist die aktive Bewegung und Bewusstsein die

passive Schaubühne der manigfaltigen Lebenserfahrungen. Das Bewusstsein ist daher für das Leben des Menschen, was der Raum für die Existenz und Bewegung des Kosmos ist, — der All-Enthalter. Das Ego ist ein ganz in sich aufgehender „Strahl"; ein Fokus; der „mathematische Punkt" im Bewusstsein. Das, was der Nukleus für die lebende Zelle ist, der Punkt, von welchem alle Kräfte und Bewegungen ausstrahlen, und auf welchen alle Gegenbewegungen und Kräfte hinzielen, das ist das Ego — der Denker im Menschen.

Der wirkliche Punkt, der in der wirklichen Initiation zu machen ist, ist für den Denker den Gedanken zu beherrschen. Anstatt passiv und hilflos alle Suggestionen aufzunehmen, die von den physischen Sinnen oder Begierden kommen; oder alle, die aus dem Ehrgeiz der Selbstsucht und dem Stolz kommen, sondert er aus und wählt er und Will, welche Gedanken kommen sollen. Auf diese Weise erlangt er die Herrschaft über sein eignes Gemüt und befreit seinen Willen von der Regierung des Wunsches; oder besser noch er erhebt und läutert den Wunsch. Er wird nicht länger mehr von umherschweifenden Gedanken wie vom Alb geplagt; oder ist ein Opfer der Geister reuevoller Erinnerung oder verderbter Vorstellungen. Dass man so die Gegenstände seiner eignen Gedanken wählen kann, liegt wirklich innerhalb der Erfahrung eines jeden, wenn er darüber nachdenkt. Aber wenig Leute wissen, dass man das Gemüt aller Gedanken auf der physischen oder Gehirnseite der Erfahrung entkleiden kann. Doch was ist Wachtraum, oder Tagestraum, oder Gemütsabwesenheit? Wir haben nur unsere gewöhnlichen Erfahrungen zu analysieren und über sie nachzudenken, um zu sehen wie natürlich und wirklich allgemein die Operationen dieser okkulten Gesetze sind.

Wenn dieser Prozess fleissig begriffen und darin beharrt wird, wird das Gemüt klarer und der Wille stärker; und für diese Veränderung giebt es eine physische Basis und ein wissenschaftliches Gesetz; und es muss correspondierende Veränderungen in der physischen Struktur geben. Dieser Wechsel findet auf der kamischen Ebene statt, welche nun der Vernunft und dem Willen unterworfen ist; und auch im Astral- oder Formenkörper, welcher das Vehikel Kama's (Leidenschaft und Begierde) ist. Dieser Astralkörper ist die Form, um welche die physische Struktur gebaut ist. Er existiert kurze Zeit vor derselben und überlebt sie einige Zeit nach deren Tode. In Bezug auf die Moleküle und Zellen, welche die Gewebe des Körpers bilden, ist die Astral-Struktur atomisch. Der Astralkörper jeder getrennten Inkarnation ist das unmittelbare Ergebniss der Gedanken und Erfahrungen des vorhergehenden Lebens; beeinflusst jedoch durch alle früheren Leben. Er ist für das ge-

wöhnliche Auge unsichtbar, kann aber, durch starken karmischen Unrat in einem rohen und leidenschaftlichen Individuum verstärkt werden und als Geist oder Erscheinung zu Zeiten in der Nähe von Begräbnisplätzen gesehen werden. Er hat auch viel mit „Geistern" oder „Materialisationen" der spiritistischen Seancen zu tun. Dieses Astralprinzip ist wie all die anderen sieben (in Wahrheit sechs ausser dem Höchsten) siebenfach in seiner Constitution im Menschen; und es ist das niedrigste, von welchem wir gesprochen haben. Dieses Astrale ist eines der Principien des „Vierecks" oder der niederen Vierheit und ist daher nicht die wirkliche geistige Seele oder der unsterbliche Teil im Menschen.

Mit dieser rohen Skizze des Formenkörpers können wir nun zu dem Prozess der Regeneration zurückkehren. Die Veränderung, welche aus der Selbstmeisterung und der Unterjochung der niederen tierischen Natur hervorgeht, kräftigt den Formenkörper nnd befreit ihn von der physischen Hülle. Anstatt dass dieser Astral- oder Formenkörper, mit den groben animalischen Geistern (Kama) gesättigt an die Schwingungen der rein animalischen und physischen Natur gefesselt wird und so mit dem Bewusstsein an dem Schlüssel zur physischen Ebene festhält, eingeschlossen in das niedere, tierische Leben, werden die Schwingungen nun zu einer höheren Ebene erhoben. Die Tätigkeit der Zirbel (-Drüse) und der Restiformkörper, welche vorher beschrieben worden sind, berühren nun den geläuterten und befreiten Formenkörper. Der physische Körper ist noch das Vehikel des Ego auf der physischen Ebene; aber er ist nicht länger mehr ein dunkles Gefängnis mit tierischer Lust und Brunst als Zweck und Ziel. Es ist eine gewöhnliche Erfahrung, die uns auch oft bewusst wird, dass wir während des Schlafes reisen. Wir gehen aus dem Körper heraus, besuchen Orte, und sammeln Erfahrungen, während die physischen Sinne schlafen, aber es geschieht selten, dass wir uns des Vorgefallenen erinnern, oder es wirklich verstehen, aus dem Grunde, weil alles, was wir als Erinnerung kennen, das Gehirn auf der niederen Seite betrifft. Bei dem werdenden Adepten werden diese Erfahrungen beständig häufiger und klarer. Er behält gewisse Rückerinnerungen und versteht mehr und mehr von dem Vorgefallenen. Nach und nach beobachtet er den Prozess des „Herausgehens" und „Zurückkehrens"; und schliesslich lernt er diesen Vorgang beliebig wiederholen; man beobachte diese vollkommen natürliche Entwicklung. Die Geschichte von Peter Ibbetson giebt eine ausserordentlich klare und philosophische Beschreibung dieses „Doppel-Bewusstseins", welches durch die Phaenomene des Hypnotismus und Somnambulismus mehr als gerechtfertigt ist. Der Adept führt von der Zeit ab, wo er im Stande ist, beliebig seinen Aufenthaltsort zu wechseln, ein doppeltes

Leben und lebt zugleich in zwei Welten. Er hat mehr noch dem letzten Feind den Fuss auf den Nacken gesetzt. Er hat durch Selbstüberwindung und Willen den Tod besiegt. Das sind diejenigen, welche Plato und die alten Initiierten die Unsterblichen nannten. Bei dem Tode oder der Auflösung des physischen Körpers wird ein solcher nicht in eine neue Welt „präcipitiert“, wie ein hilfloses Kind in einen physischen Körper mit unentwickelten Organen und unerprobten Funktionen hineingeboren wird; sondern bereits vertraut aus Erfahrung mit dem inneren Reich, bewahrt er das Bewusstsein auf jener Ebene und ist dort wie ein Erwachsener auf der physischen Ebene. Es ist wahr, er kann nicht mehr auf der physischen Ebene handeln oder sich auf derselben manifestieren wie vorher, denn er hat den physischen Körper nicht mehr. Aber er hat gelernt so wenig auf dieser Ebene zu leben, und dort so wenig wirkliches Vergnügen gefunden, dass er nichts Betrübendes im Sterben findet, ausser er hätte ein besonderes Werk für die Menschheit zu thun, oder anderen eine Verpflichtung abzutragen. Er hat das Gesetz der Notwendigkeit (Karma) erfüllt, indem er demselben gehorchte!

„Dies ist der Friede dessen, der die Lust
Der Welt, die Selbstsucht überwunden hat;
Der riss aus seiner Brust.
Der Leidenschaften tiefgewurzelt Gift:
Der ausgekämpft der innern Mächte Streit;
Der liebend nur sich zu umarmen sehnt
Die ew'ge Seligkeit;
Der für den Ruhm, dass er sich selbst bezwang,
In freud'ger Hoffnung eines schönern Seins
Jenseits der Götter, um am Himmelsschatz
Sich droben zu erfreu'n,
Hienieden schon sich Schätze sammelt von
Erwiesenem Liebesdienst, getaner Pflicht,
Friedfert'ger Rede, Wandel fleckenlos:
Die Schätze schwinden nicht
Im Leben je, noch fürchten sie den Tod.
Dann ist am Ziel des Menschenlebens Leid,
Zu End' der Wechsel zwischen Leben und
Und Tod in Ewigkeit.
Die Lampe flackert nicht mehr, denn das Öl
Versiegte, und das Schuldbuch alter Zeit
Ist nun getilgt, das neue sündenrein,
Der Mensch ward frei vom Leid.“

„Horch! Aus dem tiefen, unergründlichen Strudel jenes goldenen Lichtes, in welchem der Sieger badet, erhebt sich in tausend Tönen die wortlose Stimme der All-Natur und verkündet:

„Freude sei mit Euch, o Menschen von Myalba.

„Ein Pilger ist von dem anderen Ufer zurückgekommen.“

„Ein neuer Arhan wurde geboren."*)

Ein solcher ist in der Philosophie, der Wissenschaft, in der Tat, und in der Wahrheit ein Meister, als das natürliche Produkt der Selbstüberwindung und Entwicklung, und nicht als ein mirakulöses Geschöpf.

Die Erkenntnis, welche ein solcher Meister besitzt, und die Macht, welche er seinem Willen unterworfen findet, sind wie in allen gewöhnlichen Fällen aus der ganzen Kette seiner Erfahrung abgeleitet. Man hat nur ein gutes Urteil und sorgfältige Beobachtung im Experimentieren in den angezeigten Richtungen anzuwenden und nur ein geringes Stück vorwärts zu gehen, um von der Wahrheit überzeugt zu werden, welche von dieser Philosophie der Selbstüberwindung umschlossen ist. Es ist keine beliebige Entwicklung. Es ist eher eine Anwendung des Willens und eine Unterordnung der niederen Natur um „den Willen Gottes bezüglich unserer" zu erfüllen, statt eines ewigen Ringens mit Empfindung und Langweile Leben nach Leben auf der Erde. Im Vergleiche mit dem gewöhnlichen sich von jedem beliebigen Strom Treiben-Lassen ist es in der Tat ein forcierter Prozess; aber die Kraft kommt aus der höheren Natur, und das Ergebnis liegt klar im Gesetz des moralischen und intellektullen Lebens des Menschen.

Die Bezeichnung Astralkörper wurde angewendet, weil sie den Schülern des Westens vertrauter ist. Der Name ist im besten Falle ein sehr unbestimmter, und die Ebene und die Struktur, auf welche er sich bezieht, sind so metaphysisch und zusammengesetzt, dass es schwer ist für dieselben eine erschöpfende Bezeichnung zu finden. Die Auffassung von dem, was wir gewöhnlich „Stoff und Kraft" nennen, ist ferner völlig unzulänglich für die Befassung mit solchen Problemen. Elektrizität ist zum Beispiel nicht einfach nur eine „Bewegungsart" oder ein „Fluid", sondern ein Korrelat, das Leben und Intelligenz umschliesst, mit latendem Bewusstsein, und bewegt durch den Willen: eine Dualität in sich, je nachdem sie sich als Substanz auf der einen, oder Energie auf der anderen Ebene manifestiert. Ferner, das Problem des Bewusstseins, wie es in Bezug auf Raum und Zeit schon bezeichnet wurde, macht es schwer die Erfahrung des Ego auf den überphysischen Ebenen in exakte Namen zu fassen. In dem „aus dem Körper Herausgehen" liegt zum Beispiel eine Befreiung der Tätigkeitscentren, welche immer im Astral- oder Atomischen Körper wohnen, von den physischen Organen und Geweben; und ein darausfolgender Wechsel der Bewusstseinsebenen. Es finden nun synchronistische (gleichzeitige) Schwingungen zwischen den Bewusstseins-Centren im Astral-

*) Stimme der Stille.

körper und der ganzen Astral-Ebene statt; ebenso wie vorher dieser Synchronismus zwischen dem physischen Körper und der physischen Ebene in Bezug auf das physische Bewusstsein existierte. Der Astralkörper braucht daher nicht die Nachbarschaft des physischen zu verlassen oder „durch den Raum zu reisen", um Kenntnis von Ereignissen zu nehmen, die sich anderswo zutragen. Das bleibt fernerhin auch wahr selbst in Fällen, wo die Erscheinung des Individuums in grossen Entfernungen von dem Ort gesehen wurde, an welchem der physische Körper zur selben Zeit ruhte.*) Der Gedanke ist in jedem Falle eine Schwingung, welche die Substanz in eine bestimmte Form modelt. Wenn wir an eine nahe oder entfernte Person denken, schaffen wir ein Gedankenbild von dieser Person. Diese Form variiert notwendig je nach der Klarheit des Gedächtnisses oder der Vorstellung, und der Stärke des Willens. Weiter, ist unser Gedanke charakteristisch für uns selbst, und indem wir intensiv an einen entfernten Gegenstand oder an eine Person denken, mag eine Gedankenform von uns an jenem Ort erscheinen. Das kann stattfinden und für andere sichtbar sein, für uns selbst aber unbewusst bleiben. Für jemand, mit trainierten Gedankengepflogenheiten, der klar und zusammenhängend denkt, einen starken Willen besitzt, und auch weiss den Gedanken auf einen Gegenstand oder eine Person zu richten und dort festzuhalten, wird die oben beschriebene Projektion des Gedankenkörpers etwas verhältnismässig Leichtes. Eine solche Illussion kann von anderen gesehen werden, oder auch nicht; auch kann das Individuum, welches die Illussion hervorbringt, ausser im Falle eines Adepten, nicht sicher sein, ob sein Experiment gelungen ist oder nicht.

Während diese Tatsachen den Schülern des Okkultismus schon seit Jahrtausenden bekannt sind, sind sie selten schriftlich erörtert worden und im Druck erschienen, weil man fürchtete, dass sie nichts Gutes stiften und sich nur der Lächerlichkeit aussetzen würden. Aber jetzt, wo die moderne Wissenschaft den Gegenstand so nahe berührt, mag eine Beschäftiguug mit demselben nicht unvorteilhaft sein.

In einer Mitteilung aus Paris vom 27. Juni 1896 wird eine Beschreibung der psychischen Photographie gegeben, wie sie von Dr. Baraduc der Pariser Akademie der Medizin vorgelegt wurde.

Dr. Baraduc erklärte teilweise seine Methode der psychischen Photographie, welche einfach genug scheint. Der Experimentator schliesst sich selbst in eine Dunkelkammer ein, in welche er vorher eine sensitive Platte niedergelegt hat. Nachdem er sich gesetzt, sein Gemüt von allen umherschweifenden Gedanken, von jeder Verwirrung befreit und seine Nerven beruhigt hat, konzentriert er alle

*) Dr. Baraduc hat das durch den „Gedanken-Körper" demonstriert.

seine Ideen auf ein gewisses Bild, sei es ein Mensch, Tier, oder unbeseelter Gegenstand, und man wird finden, dass die Genauigkeit und Schärfe des dann fixierten Bildes ganz im Verhältniss zu seiner Willensstärke stehen wird. Wenn kein anderes Bild dazwischendrang, wird eine vollkommene Ähnlichkeit erlangt werden. Zum Schluss sagt Dr. Baraduc, dass nicht Jeder solche Kraft hat seinen Willen zu beherrschen, und dass, um einen Erfolg zu haben ein starkes Vorstellungsvermögen absolut nötig und ein energischer Wille unerlässlich sei.

Mr. James M. Rusk, aus Ohio, berichtet dasselbe Resultat von einem ähnlichen Experiment, welches von ihm selbst gemacht und vom Oberst de Rochas bestätigt wurde.

Das einzig neue ist bei diesem Experiment die Einführung der Photographie und die darauf folgende Fixierung des Bildes, und das Resultat ist natürlich von ungeheurer Wichtigkeit für die materialistische Wissenschaft.

Zehntausend Personen werden durch eine Tatsache oder eine sichtbare Demonstration überzeugt, wo nur eine die Wahrheit durch Vernunft, Philosophie oder Intuition begreifen wird. So wollen wir auf alle Fälle die sichtbare Demonstration haben. Das Experiment kann ausserordentlich erleichtert werden durch Zuhilfenahme der alten Philosophie, da aber dieselbe gewöhnlich ignoriert oder verlacht wird, wird die Wissenschaft erst eine lange und beschwerliche Reise machen müssen, ehe sie die wirkliche Natur dieser illusorischen Bilder versteht, oder aus dem Experiment die Natur der Seele folgert. Die Totenglocke des Materialismus ist jedoch schon ertönt. „Für das, und jenes, was wir noch empfangen, lasse uns der Herr wahrhaft dankbar sein!"

Dr. med. J. D. Buck.

(Fortsetzung: **Das Zeichen des Meisters** folgt.)

Wem gleicht der, dessen Weisheit grösser ist, als seine Werke? — Einem Baum mit vielen Zweigen, aber wenig Wurzeln: der erste beste Wind reisst ihn samt den Wurzeln aus und wirft ihn um. Aber wem gleicht der, dessen Werke grösser sind als seine Weisheit? — Einem Baum mit wenig Zweigen, aber tiefgehenden Wurzeln: da mögen alle Stürme der Welt brausen, — sie bringen ihn nicht von der Stelle.

Talmud.

Die metaphysische Grundlage von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen!"

(Fortsetzung Kapitel V: Ueber die Götterwelt.)

Wir dürfen uns also vor allem das metaphysische Bedürfnis nicht verkümmern lassen, da dieses allein unermüdlich auf Gewinnung neuer Einsicht, auf die Suche nach Wahrheit ausgeht und, da mit seiner Abschwächung die Nahrung aus der intelligiblen Welt immer spärlicher wird, uns immer weniger Lebensblut aus dem Urquell aller Natur zuströmt. In gleichem Masse wie dieses Bedürfnis nachlässt, steigert sich bei uns der Wahn, die zeitliche Form, den Anschein der Dinge für deren Wesen zu nehmen. Schliesslich aber, wenn das metaphysische Bedürfnis ganz erstirbt, so ist die ganze Welt um uns her erstarrt. Der ewig wechselnde Strom des Lebens hat jetzt gar keinen Zutritt mehr, um die zeitliche Form der Erscheinung aufzulösen, sondern die Erscheinung ist alles. Des Lebens Strom steht still!

Dies ist aber das Afterprinzip, welches Alborich einst erfand,[1]) und so müssen die Götter in dem Augenblick, als sie auf ihr erstes Recht, auf das metaphysische Bedürfnis verzichten, ihre Hand nach dem Ringe ausstrecken, wie er in seiner zweiten Bedeutung von den Schwarzalben geschmiedet wurde. Ob die Götter wollen oder nicht; es gibt nur zwei Daseinsarten und daher nur einen vollgiltigen Ersatz für die Preisgabe Freias, welche Hüterin der Nahrung zur Stillung jenes einzig verjüngenden Wahrheitsdranges, eben des metaphysischen Bedürfnisses ist: „es ist — „der Ring"". — Und so bricht Wotan, von innerer Notwendigkeit getrieben, in die Worte aus:

> „Den Ring muss ich haben." V; 296.

denn:

> „in der Welten Ring nichts ist so reich,
> als Ersatz zu muten dem Mann
> für Weibes Wonne und Wert." V; 292.

Die Erscheinung legt sich jetzt wie ein undurchdringliches festes Gewebe über den wahren Grund des Seins, so dass kein Lichtschimmer mehr aus der dunklen Tiefe der Nacht hervorbrechen kann. Die Götter, welche zuvor im Glanze ewiger Jugend erstrahlten, da ihnen der warme Strom des Lebens durch die Adern rollte, nehmen jetzt die harten, festen Züge des Alters an; das Herz stockt in ihnen. Wotan lässt ab von dem Urwesen, von Erda, der er einst heilige Treue schwur, denn der Anschein der Dinge ist über das Wesen gestellt.

---

[1]) Vergl. N. M. R. XI, 112 u. ff. Alberich und sein Afterprinzip.

Fortan in diesem Irrtume befangen, muss ihnen ihre eigene Denkform die vollendete Erkenntnisweise dünken, womit ihnen des Lebens Inhalt nur soweit gelten darf, als er sich dieser — jener zeitlichen — Form fügt. Eine freie von ihnen unabhängige Lebensäusserung muss ihnen ein Greuel sein, da sie die Form ihres eigenen höchsten Wissens zu sprengen droht; ihnen kann also nur das noch recht sein, oder auch ihnen kann nur das noch nützlich dienen, was sich ihrem eigenen Irrtume knechtisch unterwirft. Sie bezeichnen dementsprechend das allein als gut, was ihre eigene Grundansicht der Dinge bestätigt. Anstatt dass sich die Begriffe ihrer intellektuellen Welt bilden und sich dann durch das lebendige Wachstum ihres Inhaltes wieder auflösen, sich also knüpfen und lösen, so sind diese Begriffe in ihrer logischen Form geradezu versteinert. Alle unsere Begriffe sind und müssen „flüssige" bleiben. Anstatt das Begriffs-Gewebe, das Netz, mit welchem die Götter im Strome der Natur auf Wahrheit ausgehen sollten, in seinen einzelnen Maschen immer zweckentsprechender und in seiner Ausdehnung immer umfassender auszuarbeiten, so ist daraus ein Nessushemd geworden, in welchem sie sich selbst verfingen, und dessen Maschen ihnen brennend in die Haut dringen.

Im Ringe nun wird uns eine solche in ihrer logischen Form erstarrte Begriffswelt symbolisch durch die Götterburg vor Augen gestellt, welche aus so starken Steinen gebaut ist, dass die Götter deren Härte durch keine äusseren Einflüsse mehr zerstörbar glauben.[1]) Um diese Burg noch trotziger und uneinnehmbarer erscheinen zu lassen, ist sie hoch oben auf felsigem Gipfel in Wolken und Nebel dem Plane der Wirklichkeit, dem realen Boden weit entrückt und ist, wie der Dichter ausdrücklich in der szenischen Angabe[2]) bemerkt, vom blumigen Grunde der Natur durch das tiefe Rheintal abgetrennt. An dieser Burg wankt auch kein Stein im Gestemm, gerade wie die Relativität der Begriffe, ihre Bezüglichkeit zu einander eine durchaus präzise und unangreifbare sein mag. Sie halten damit die Basis ihres Baues als ein für allemal sicher gestellt, sodass selbst die verwegenste Spitze des stolzen Gebäudes allen Stürmen der Zeit Trotz bieten dürfte. Im Ansehen des fehlerlosen Gefüges dieser ragenden Burg spricht Wotan daher preisend:

> stark und schön steht er zur Schau:
> hehrer, herrlicher Bau! V; 278.

---

[1]) In Hinsicht auf die Entwicklung der intellektuellen Welt wird immer und immer wieder von einem Bau gesprochen, vergl. S. Friedländer. Rundschau XI; 1. 9 (Gedankenburgbau). — P. Zillmann. Rundschau X; 6. 244. (Menschheitsturm.) — W. Bormann. Psychische Studien. 1904. K. du Prel und die Philosophie des Bewussten. (Weisheitsbau) u. s. w.

[2]) V; 277.

In diesem „über"-stolzen Bau nun meinen die Götter, sich dem Traume von Ehre, Macht und Ruhm, jenen erhabensten Abstraktionen einer hochfliegenden Einbildungskraft sorglos überlassen zu können. Dieses Traumes Rausch wird ihnen eben deshalb nicht gestört, weil ihre Begriffe sich der sachlichen Begründung entschlagen und damit ihres richtigen Gefühlswertes entäussert haben Das gegenständliche Bild der Begriffe, so wie es sich als Empfindungs-Inhalt den Sinnen unmittelbar bietet, ist ihnen in der schwindelnden Höhe der Abstraktion vollkommen aus dem Gesichtskreise geschwunden. Sie sehen von der Höhe ihrer Burg über das Leben hinweg, anstatt von hoher Warte eine immer grössere Fülle des Lebens liebend zu beobachten.

Die Götter wollen in raschen Augenblicken den Verdienst der Erfahrung sogar an dem soweit aufgestellten Grundprinzipe ihrer intellektuellen Erkenntnis leugnen und wähnen, dass sie solches frei von der Natur gewonnen hätten. Sie wollen sich glauben machen, dass sie ihre stolze Burg von Grund auf aus eigener Kraft ohne Inanspruchnahme fremder Hilfe hätten bauen können. Da sie nämlich durch Verleugnung des metaphysischen Bedürfnisses dem Übersinnlichen jeden ferneren Einfluss auf die glückliche Führung des Lebens benahmen und sich, infolgedessen ganz dem Sinnlichen auslieferten, so vermessen sie sich, den Verlust für das Leben dadurch wieder gut machen zu können, dass sie sich selbst über alle Natur stellen Sie setzen also an Stelle des Uebersinnlichen das Uebernatürliche, womit der Wahnwitz der Götter seinen Gipfelpunkt erreicht hat, denn sie kündigen so der Natur überhaupt jeden Anspruch auf eigenes Recht. In der Philosophie bedeutet dies den völligen Sieg des Apriorismus, den Sieg des Unglaubens über den Glauben.

Vermöchten wir uns wirklich über alle Natur hinwegzusetzen, so wäre jeder Gewalttat Tür und Tor geöffnet, denn keines anderen Gesetzes Norm als diejenige unserer Denkgesetze hätte fernerhin Gültigkeit, sodass sich die Natur als freie Schöpfung unseres Geistes vollends unserem Urteilsspruche, unserer eingebildeten Macht zu unterwerfen hätte. Die Natur wird jetzt sogar, da die logische Denkform uns so oft nicht einmal stichhält und der psychologischen das Feld räumt, zum Spielball unserer Laune und persönlichen Missstimmung. Doch stets, wenn solche falsche, grenzenlose Ueberhebung die Götter ergreift, wenn sie von der Missachtung zur absoluten Verleugnung der Natur und ihrer Rechte übergehen wollen, wenn sie vergessen wollen, dass sie selbst das wenige, was ihres Geistes Form bestimmte, so erhaben es ihnen auch dünken mag, nur durch Vertrag mit der Natur sich zu eigen macheu durften, so tritt Wotan dazwischen und schützt das Recht der Natur mit seines Speeres Schaft.

„Verträge schützt meines Speeres Schaft!" V; 288.

Würde Wotan hier nicht dazwischentreten, so würde er nicht von Erda ablassen, sondern er würde sie gänzlich verleugnen. Es würde sich niemals wieder ein Anknüpfungspunkt zwischen ihm und Erda bieten, deren schimmerndes, die Erscheinung durchsichtig verklärendes Wesen ihm verschwand.

Das metaphysische Gefühl, welches Wotan in seinem tiefsten Sinnen schliesslich doch recht berät, verlässt „diesen Gott" eigentlich niemals ganz, sondern schlummert nur in ihm. Als Erda daher in höchster Gefahr vor seinem seelischen Auge aufsteigt und seinen Mut mahnt oder mit anderen Worten: „sich auf seine wahre Gesinnung beruft", muss er den Ring auch wieder aufgeben, oder er würde seine Art verleugnen. Würde der Gott jetzt anders handeln, so würde er in ein Nichts zusammensinken; der Speer würde sofort aus seiner Hand zu Boden schlagen; aus dem Lichtalben würde ein Schwarzalbe.

Jeder Begriff hat seine Beziehung zum Leben selbst, wie es in der Natur begründet liegt. Diese Beziehung ist das Gefühlselement, welches bei den niederen Begriffen schwächer, bei den höheren Begriffen stärker zum Durchbruch kommen müsste, da in ihnen die grössere Summe sinnlicher Erfahrungs-Tatsachen enthalten sein sollte. Jetzt ist es aber umgekehrt geworden, denn um die umfassende natürliche Grundlage der höheren Begriffe herauszufühlen, sind die Sinne zu stumpf, der Lebensmut zu matt geworden. Anstatt die Begriffe zu einem wirklich vorhandenen Inhalte in Beziehung zu halten, tut man umsomehr so, als ob dies der Fall wäre, während man sich doch im geheimen ihrer Vagheit wegen hämisch freut.

Die Götter befleissigen sich jetzt eines solchen heuchlerischen Gebarens;[1]) sie fangen schliesslich an, die reine Intellektual-Philosophie zu treiben, welche ihnen nichts als hohle Worte liefern kann. Mit diesen Worten lässt sich wohl spielen, diese klingenden Worte lassen sich auch zu Phrasen verbinden, und aus ihrem schlimmen Geiste heraus lässt sich auch urteilen, doch lässt sich keine auf dem Grunde der Wahrheit ruhende Lebensregel mehr gewinnen. Die Götter üben jetzt das, von welchem Goethe Mephistopheles sagen lässt:[2])

---

[1]) R. 25. A. Sch. II; 74 ff.

[2]) Nur bei einigen grossen Menschen wie bei Fürst Bismarck mag sofort das ganze gegenständliche Bild aus immer regem, wogendem Gefühlsmeere auftauchen, wenn sie von hohen Vernunftbegriffen z. B. von dem hohen Begriffe der Vaterlandsliebe sprechen, sodass der Begriff zugleich auch wirklich lebt. Bei den meisten jedoch ist der Begriff nur das Wort, um die innere Gefühlsleere zu verdecken, sodass der Dichter mahnend anfragen muss: „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Mit Worten lässt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten.
An Worte lässt sich trefflich glauben,
Von einem Worte lässt sich kein Jota rauben.

Wir erdreisten uns jetzt, den inneren Wert der Begriffe gänzlich zurückzustellen, sodass die logische Form unserer Intelligenz, besonders aber die grammatische Form der Sprache, so wie diese als äussere Trägerin der Intelligenz uns zu dienen pflegt, eine selbständige Macht wird; oder wie Nietzsche sich bezüglich der Sprache ausdrückt: „Die Sprache ist eine Gewalt für sich geworden.“ [1])

Am schlimmsten steht es nun aber um die höchsten Vernunftbegriffe, da bei diesen allein durch die Beziehung auf die Realität ihr Ewigkeitswert, ihre ethische Bedeutung gesichert bleiben kann. Wenn nämlich das gegenständliche Bild, der Wahrnehmungs-Inhalt durch die starre logische Form nach zeitlicher und räumlicher Ausdehnung begrenzt wird, so können selbst die höchsten Vernunftbegriffe nicht mehr dem Fortschritte des Lebens, so wie es sich in unendlicher Linie bewegt, dienen, denn sie werden nur noch von der Voraussetzung der vorgefassten Einheit des Intellektes bedingt. Diese Einheit des Wissens [2]) ist schliesslich das Kriterium über „gut“ oder „böse“, da nur so dem Bewusstsein seine Krone, wie sie ihm als höchstes Ideal vorschwebt, erhalten bleiben kann. Der jeweilig höchstentwickelte Begriff wird alsdann als das augenblicklich alleingültige Ideal, als die göttlichste Idee feierlichst zum Gotte des Lebens selbst erklärt, womit nun ein Götzendienst anhebt, der um nichts den Greueln früherer Götzendienerei nachsteht. Das Selbstbewusstsein hat sich in dieser höchsten Idee ihr Wahrzeichen geschaffen, unter welchem es bei jedem Streite unweigerlich als Sieger hervorgehen muss. Die Werte sollten also nicht von der Einheit unseres Bewusstseins, sondern vielmehr von der ewig tragenden Mannigfaltigkeit des Lebens abhängig gemacht werden, sodass die verkehrte Anschauung für Nietzsche der gerechte Anstoss zu einer Umwertung aller Werte werden konnte.

(Fortsetzung folgt.) *Dr. Hch. von Lessel.*

---

1) F. N. 142.
2) R. 25, 26.

Zwei Häuser.

(Kapitel IV.)

„Sag einmal, Jess,“ sagte Liz, „kannst Du Dich noch auf das Mädel besinnen, der ich in der Office damals meine Meinung sagte?“

Jessamy sah auf; sie kniete vor dem Feuer, um kochendes Wasser für Liz's Frühstück zu machen; es war noch sehr früh und in der Stube war es sehr kalt.

„Ha.“

„Sie ist tot.“

Jessamy goss das Wasser auf die Teeblätter und beugte sich darüber.

„Und weisst Du was, mir tut es nicht leid.“

„O Liz!“

„Ah! O Liz! wahrhaftig nicht, nicht um ihretwillen; es gibt da noch jemanden, der seinen Lohn durch ihren Tod erhalten hat.“

„Wer ist es?“

„Ein junger Herr!“ sagte Liz.

Jessamy setzte sich beim Teetopf nieder und schauderte zusammen.

„Er ist so schlecht, wie sie ihn machen,“ sagte Liz. „Er ist kein Gentleman, er nicht. Es ist besser für sie, dass sie tot ist. — Aber Jess, was hast Du denn? Ist Dir schlecht?“

Sie hielt die Andere mit ihren Armen auf und rieb ihre Hände. Jessamy fiel zu Boden und lag da, heftig zitternd. Als ihre Schwester sich endlich erholt hatte, war es Zeit für Liz fortzugehen. Vorher gab sie Jessamy noch einen schallenden Kuss.

Jessamy sass nachdenklich am Feuer, ihren Kopf gebeugt, die Hände kraftlos im Schoss; sie fühlte sich sehr krank an diesem Morgen; sie hatte eine schreckliche Nacht gehabt und ihre Brust schmerzte empfindlich; ihr Lebensstrom war in tiefster Ebbe. Als sie dasass, öffnete sich die Tür und die alte Frau trat ein.

„Da bist Du ja,“ krähte sie.

„Steh auf, mein Herzchen; es ist ein Mädchen da, die ihre Zukunft wissen will. Lass mal hören.“

— Jessamy stand auf.

„Du weisst,“ sagte sie bebend, „dass ich eigentlich gar nichts im Kristall sehe.“

„Du siehst nichts? Mach keine Dummheiten! Ich dachte gewiss, dass Du etwas siehst; dann hast Du nur was gutes vorgemacht, mein Kind. Komm, wisch die Kugel ab! Wo sind die Karten? Ich wette, die gibt anderthalben Schilling."

„Es ist ganz unmöglich, dass ich von Dingen spreche, die ich nicht sehe," sagte Jessamy mit zitternder Stimme.

„Das Mädel hat den Kopf verloren! Sei nicht närrisch, komm!"

„Ich kann nicht in die Kugel sehen."

„Du denkst wohl, Du wirst eingesperrt? Ist gar nicht so schlimm. Ist manchmal besser als zu Hause."

„Ich helfe Dir nicht mit das Mädchen betrügen."

Die alte Frau starrte sie sprachlos an; dann wurde sie wütend und gab ihr eine Ohrfeige, dass sie über die Stube stolperte; dann stürzte sie sich auf sie, noch ehe Jessamy wieder zu Atem kam und einen Gedanken fassen konnte, packte sie bei den Haaren und schüttelte sie hin und her unter zornigen Flüchen und Verwünschungen.

„Nein," jammerte Jessamy, „ich will nicht, nein — ich — oh – h—h."

Es war ein Verzweiflungsschrei. Die alte Frau, obwohl über sechzig alt, war ungleich stärker als das Mädchen, das keine Muskelkraft und kurzen Atem hatte. Jessamy war ein kleines Kind in den Händen der alten Furie, die sie mit einem Lederriemen mit Messingschnalle bearbeitete; die Schnalle schnitt ihr in die Schläfe und betäubte sie fast. Nach einigen Minuten gab Jessamy endlich nach, betäubt vor Schmerz und fast ohnmächtig vor Erschöpfung.

„Lass mich los," schrie sie. „Ich will lügen, so viel Du willst, lass mich nur los!"

Die Alte liess sie los, und Jessamy fiel weinend zu Boden; ihr Elend und ihre Seelenangst wurden noch verstärkt durch das Gefühl der Scham und Demütigung. Die Alte stiess sie mit Füssen.

„Steh auf, heule nicht mehr, wer ist denn Schuld als Du selber?"

Jessamy erhob sich mühsam. Die Alte warf ihr die Kristallkugel in den Schoss, und sie griff mechanisch danach. Da klopfte es an die Türe. Das Mädchen kam — verlegen lachend an, dann folgten Manipulationen mit den Karten, und die alte Frau wandte sich an Jessamy:

„Also meine Liebe," krähte sie. „Sieh, was die Geister uns für diese junge Dame zeigen. O, sie ist ein wundervolles Medium, meine Liebe, ist meine Enkelin, nicht wahr, Jess?"

Jessamy nahm wehen Herzens die Kugel, und sah starr darauf hin; ein leichter Schauder durchlief sie und bald überkam sie ein fremdes, traumartiges Gefühl. Sie spürte nichts mehr von den Quetschungen, von der Verletzung der Schläfe; sie sah die Webefäden ihres Kleides durch das Kristall. Plötzlich verirrten sich die

Fäden, sie liefen in einander — ein Licht leuchtete in der Kugel auf und wurde stärker; ihre Augen schienen nichts zu sehen; nicht mit diesen, sondern gleichsam durch sie mit einem ihr fremden inneren Blick sah sie allmählig ein Bild vor sich entstehen.

Eine weite grüne Fläche, ein leuchtender blauer Himmel, ein Zelt auf dem Rasen aufgeschlagen, eine verschleierte Gestalt an der Öffnung des Zeltes, es leuchtete vor ihr auf und verschwand wieder. Sie strengte ihre Augen an, um noch mehr zu sehen, da vernahm sie die Stimme der alten Frau.

„Fragen Sie, was sie sieht, meine Liebe."

Das Mädchen näherte sich schüchtern und fragte verschämt, welche Vision sie habe.

Jessamy antwortete traumhaft:

„Eine Wiese, eine weite Wiese, einen blauen Himmel, ein Zelt —"

„'s ist, wo Sie ihren Schatz treffen werden, mein Kind," krähte die Alte.

„Ich sehe einen Stern in der Kugel," fuhr Jessamy träumerisch lächelnd fort. „Er wird grösser, immer grösser, er leuchtet, ein roter Stern, nein weiss, weiss ist er. „Ich habe seinen Stern im Osten gesehen," ist es so?"

„Das bedeutet Glück," murmelte der Chorus.

„Jetzt verändert er sich," flüsterte Jessamy. „Es ist ein Gesicht, weiss wie Marmor, die Augen sehen mich an, der Mund lächelt. Erbarmen! voll Erbarmen, es ist das Antlitz Gottes."

„Die Geister lassen sie so sprechen," sagte die Alte nachsichtig, „sie machen das so. Es ist der gute Herr, der Sie heiraten wird, meine Liebe."

Aber die alte Frau war selbst ganz erstaunt über die Veränderung, die mit der jungen Seherin vorgegangen war, aber sie merkte sofort, dass aus dieser neuen Art zu wahrsagen, mehr Geld zu schlagen sei als früher. Warum hat das Mädel erst solchen Kram gemacht, wenn sie so schauspielern kann, dachte sie, denn es war eine prächtige Komödie. Jessamy lag da, weiss, regungslos mit leuchtenden Augen, ihre Brust hob sich kaum, ihre Stimme flüsterte traumumfangen. — Noch als das Mädchen sprach, öffnete sich die Türe und ein Mann trat stillschweigend ein. Es war ein schlanker, dunkler Mann, elegant gekleidet; seine Augen fielen auf das Mädchen uud er setzte sich geräuschlos und von den Anderen unbemerkt nahe der Türe nieder.

„Ich sehe einen Tempel," murmelte Jessamy. „Leuchtend in der Sonne liegt eine mächtige Stadt, sie ist von Riesen erbaut, wird von Göttern beherrscht. Unten durch die Strassen gehen Jungfrauen, die Tempelpriesterinnen; ihnen voran schreitet der Priester. Ich kenne sein Gesicht! Lehrer und Freund! Warum liessest Du mich

ziehen? Ach es war Stolz, durch diese Sünde fallen die Engel. Nimm mich zurück zu Dir! Zurück! O bringe mich zurück!"

Der Chorus sass mit offnem Munde da, das Mädchen sah die Seherin mit blöden Augen an, der Fremde neigte sich begierig vor.

„Sie singen," flüsterte Jessamy, „ach, einst sang ich auch jenes Lied. Horch! Ich kann es hören, ich kann es singen. Jetzt erinnere ich mich. Geheimnisvoller Gott, ich bete Dich an! Horch! Du wirst mich erhören."

Sie stand auf; der Ball fiel polternd zu Boden, sie bemerkte es nicht, sie hörte nur den Sang, der zu ihr über Jahrhunderte herüber hallte; Töne aus einem längst verflossenen Leben, die Jessamy Mainwaring durch die scharfen Ohren Jess Arden's zugetragen wurden.

So stand sie, die Hand auf's Herz gepresst; ihr weisses Gesicht lächelte, ihr Körper war rhythmisch bewegt, ihre Augen geheimnisvoll leuchtend, die Wunde an ihrer Schläfe braunte wie ein roter Stern. Sie sang mit süsser, zarter Stimme:

Gott der Erde, ich grüsse Dich,
Der Herr des Körpers bist Du,
Dunkel ist der Weg vor Dir,
Verschleiert ist das Licht auf Deiner Stirne.

Düster die Halle Deiner Wachen,
Traurig der Platz Deines Gelübdes,
Blut fliesst von Deinem Altar,
Wo wir, Deine Neophyten, knien.
Tränen sind der Tau Deines Morgens,
Lehrer und Versucher bist Du,
Stimme des Bösen, die Du in der Dämmerung versuchst,
Engel, der heilt durch den Schmerz.

Heil! Gott des Meeres, ich grüsse Dich,
Herr der Traumseele bist Du
Ueber die Tiefen Deiner mystischen Gewässer,
Dämmerlicht ruht kalt auf Deiner Stirn.
Weisser Mohn schmückt Dein Gewand;
Wer tritt die Weinpresse für Dich?
Purpurgekleidete, goldäugige Gottheit,
Königin des Nachtschattens ist sie,
Gifttropfen funkeln in ihrem Becher,
Irrsinn leuchtet wild aus ihren Augen,
Dein ist der Weinbecher, den sie gemischt,
Viele kosten von ihm und sterben.

Gott des Feuers, ich grüsse Dich,
Herr des Geistes bist Du,
Kalt jagen die Schneewolken vor Dir her,
Weiss ist das Licht auf Deiner Stirne,
Dein ist der Ruhm und die Salbung,
Herr der Flamme und der Höhe,
Dein ist die Lehre der Weisen,
Dein der Pfad schmal und rauh.

Heil! Gott der Tiefe, ich bete Dich an!
Denn Schöpfer und Vollender bist Du,
Der dreifaltige Gott kniet vor Dir,
Denn Dein ist das Licht auf seiner Stirn,
Dein ist das ewige Reich,
Die Macht und die Herrlichkeit Dein,
Die Flammen, die Flut und der Pfad,
Das Licht, das in der Dunkelheit leuchtet.

Du bist Dunkelheit, unerschaffen ewig,
Der Flamme bist Du das reine Licht,
Durch die Welt strömt Dein schweigender Atem,
Reicht der Arm Deiner Macht.
Heil, Gott der Tiefe, ich verehre Dich!
Denn Schöpfer und Vollender bist Du,
Der dreifaltige Gott kniet vor Dir,
Denn Dein ist das Licht auf seiner Stirn.

Ihre Stimme zitterte, wurde schwächer und erstarb. Sie sank zurück und schien kaum mehr zu atmen. Der fremde Herr schob seinen Stuhl zurück und stand auf; die Frauen starrten ihn verblüfft an.

„Sie sind Mrs. Arden, vermute ich," sagte er mit sanfter Stimme. „Ist das Ihre Enkelin?"

Die alte Frau war erschrocken, sie witterte in ihm einen Detektiv; der Fremde lächelte:

„Sie brauchen sich nicht zu ängstigen. Ich habe selbst einen ähnlichen Beruf wie den Ihren. Lassen Sie sich nicht stören."

Das Dienstmädchen stahl sich hinaus, die Alte folgte ihr und draussen vernahm man ein flüsterndes Hin- und Wider, dann das Klirren von Münzen, worauf die alte Frau zurückkehrte.

„Hier ist meine Karte," sagte der Mann, „Luigi Vanoni ist mein Name. Ich bin Palmist und physikalisches Medium. Ich sah Ihre Anzeige in der Zeitung und wollte Ihre Clairvoyante sehen. Sie ist auch Inspirations-Rednerin, spricht sie immer wie heute?"

„So habe ich sie noch nicht sprechen hören," gestand Mrs. Arden. „Sie ist anders jetzt. Aber es ist kein Verlass auf die Geister, mein Herr!"

„Nein," sagte Vanoni. „Wie alt ist sie?"

„Sechzehn gewesen, mein Herr."

„Hm," sagte Vanoni. „Ja, sie sieht etwa so alt aus. Sie hat diese Verse nicht irgendwo auswendig gelernt?"

„Gott bewahre, nein, mein Herr."

„Dann ist das seltsam für ein Mädchen von sechzehn Jahren in diesen Verhältnissen hier, die wahrscheinlich keine Zeile von Poesie gelesen hat, seitdem sie die Volksschule verliess, wer lehrte sie Körper, Seele und Geist unterscheiden und sie alle der ursachlosen Ursache zu unterstellen? Ich staune."

Seine Rede war für die Frau unverständlich; er legte seine Hand auf ihren Arm:

„Mrs. Arden, was wollen Sie für dieses Mädchen haben?"

„Wie denn, für sie haben?"

„Ja, ich meine, Sie sollen sie mir gegen eine Summe überlassen — auf deutsch — verkaufen."

„Was meinen Sie?"

„Ganz, was ich sage. Ich suche eine Clairvoyante, die mit mir und für mich arbeitet. Ich will das Mädchen haben. Sie ist eine geborene Seherin. Ich werde mit ihr London in einem Monat auf den Kopf stellen, glauben Sie mir."

Die Augen der Alten leuchteten verschmitzt:

„Das glaube ich gern, mein Herr. Ich weiss gar nicht, was ich dazu sagen soll. Es ist ein grosses Glück für das liebe Ding;

sie ist die Jüngste von meiner armen Tochter; aber sie ist mein ganzes Leben, guter Herr. Ich bin eine arme, alte Frau, habe mich immer ehrlich durchgeschlagen, obwohl ich viel Trübes habe durchmachen müssen, man kennt mich nicht, wie ich bin."

„So ist es," sagte Vanoni lächelnd. „Wir dürfen uns um die Vorurteile unserer Zeit nicht kümmern, Mrs Arden."

„Das brauchen Sie nicht," antwortete die Alte. „Aber das gute Mädchen ist meine einzige Stütze für mein Alter und ist mir unbezahlbar. Und doch möchte ich dem Lämmchen nicht im Lichte stehen."

„Natürlich wollen Sie das nicht. Nun hören Sie einmal, Mrs. Arden. Sie ist für Sie eine Erwerbsquelle, aber wie gering ist das Einkommen, und die Polizei sieht Ihnen beständig auf die Finger. Ein Schilling hier, ein Schilling da und dann die Polizeiwache. Das Gesetz lässt nun einmal nicht zu, dass Ihre Enkelin einem Dienstmädchen für einen Schilling die Zukunft prophezeit; aber wenn sie sie einer Herzogin für eine Guinee sagt, so schadet das nichts. Es ist immer so mit den Vergnügungen der Grossen. Ich werde Ihnen zwanzig Pfund für diese junge Dame geben — wollen Sie?"

„Zwanzig Pfund?"

Mrs. Ardens Mund stand weit offen; zwanzig Pfund! das übertraf ihre wildesten Träume! Gierig nahm sie das Angebot an.

Jessamy kam allmählich aus ihrem Traum zu sich; sie setzte sich aufrecht und sah träumerisch um sich.

„Sie haben eine grosse Gabe, 'Miss Arden," sagte Vanoni. „Sie sind wirklich gesegnet."

Jessamy brach in Tränen der Scham und Dankbarkeit aus; sie hatte Jess so grosses Unrecht getan, und eine wunderbare neue Welt hatte sich ihren hungrigen Blicken erschlossen; eine liebliche Traumwelt, eine Welt voll leuchtender Farben, voll süsser Töne.

Die alte Frau wollte ihr Vanonis Vorschläge mitteilen, aber er schnitt ihr kurz das Wort ab.

„Lassen Sie das," sagte er scharf, „ich will allein mit Ihrer Enkelin sprechen, bitte."

Mrs. Arden ging vergnügt hinaus. Vanoni rückte seinen Stuhl näher.

„Mein Name ist Vanoni, ich bin Spiritualist. Sie können mit Ihren übernatürlichen Gaben sich nicht glücklich in dieser Umgebung fühlen."

„Glücklich?" sagte Jessamy noch halb im Traume, „glücklich? Nein."

„Ich bin dessen sicher? Sie haben eine wundervolle Gabe, eine Botschaft, um die Welt zu erlösen. Sie müssen sie erlösen."

Sie antwortete nicht.

„Mit meinen Mitteln können Sie diesen Ort verlassen. Sie können bequeme Verhältnisse, ja Ueberfluss haben. Wollen Sie das?“

Sie wandte ihm ihre grauen Augen zu, die voller Tränen waren.

„Ob ich entfliehen will?“ rief sie leidenschaftlich, „fort von hier; diesen schrecklichen Ort verlassen — die schrecklichen Menschen. Befreien Sie mich! Ich will Sie segnen!“

Vanoni war überrascht, Sprache und Ton waren befremdlich von einer Jess Arden; denn augenscheinlich war das Mädchen jetzt in vollständig normalem Zustand.

„Dann nehmen Sie meinen Vorschlag an? Kommen Sie mit mir, um für mich zu arbeiten? Wollen Sie das? Ich bin in der Lage Sie mit Komfort und Schönheit zu umgeben. Ich kann Ihnen helfen Ihre Fähigkeiten zu entwickeln. Werden Sie mit mir gehen?“

Jessamy richtete ihre Augen fest auf ihn. —

„Ich kenne Sie nicht,“ sagte sie mehr zu sich selbst, „aber ich kenne die Anderen ebensowenig.“

Vanoni war erstaunt.

„Es wäre zu Ihrem grössten Vorteile, wenn Sie mit mir kämen.“

„Ja, ich werde mitkommen; wann? jetzt?“

„Morgen, nach dieser Adresse. Natürlich nicht wie Sie jetzt gekleidet sind. Kaufen Sie sich passende Kleider. Lieber etwas künstlerhaft als elegant. Ihr Name Arden ist zu bekannt. Sie sind von nun ab meine Schwester Fräulein Vanoni.“

Jessamy stutzte.

„Aber ich bin nicht — nicht —.“

„Sie sind —“ sagte Vanoni ungeduldig. „Sie sind meine Schwester Terese Vanoni. Wenn Sie diese Rolle nicht annehmen wollen, dann können Sie hier bleiben. Ich kann Sie nicht bei mir haben, wenn Sie nicht entweder meine Schwester sind — oder meine Frau. Wollen Sie als meine Frau gelten? Ich habe eine Frau, aber sie ist in Italien.“

Jessamy schrack zurück.

„Ihre Frau! Ich? Nein!“

„Dann also meine Schwester. Komm! Sei vernünftig! Alle Menschen sind Brüder, das weisst Du. Ich bin selbst ein physikalisches Medium, ich brauche aber eine Clairvoyante.“

„Ich habe niemals an Hellsehen geglaubt.“

„Bezweifelst Du Deine eigene Fähigkeit?“

„Ich habe nie gewusst, dass ich sie hatte.“

Vanoni's Art und Weise veränderte sich etwas.

„Wirklich?“ sagte er „nun gut, um so besser werden wir zusammen arbeiten. Ich denke Du hast eine Fähigkeit; sie existiert. Ich selbst habe beträchtliche Kraft als physikalisches Medium; sie ist echt.“

„O, ich weiss, dass ich auch jetzt sehen kann.“

„Ah, erst kürzlich entwickelt. Ich verstehe! Diese Fähigkeiten kommen und gehen, dann hilft man der Natur nach."

Jessamy war noch immer verwirrt, sie sah ihn kaum an.

„Aber ich möchte nicht als Ihre Schwester gelten, unter einem anderen Namen."

„Was schadet es, wie Sie genannt werden? Ich möchte Sie nur nicht kompromittieren."

„Nein," sagte Jessamy nachdenklich, „wenn ich es mir überlege, dann ist es wirklich ganz gleich, wie ich heisse."

„Dann nimm dieses Geld und diese Adresse. Deine Gesundheit ist nicht gut?"

„Nein, nicht besonders gut!"

„Dann nimm Dich in acht, aber das weisse Gesicht ist gerade wirkungsvoll. Deine Fähigkeit wird Dein Glück machen."

„Aber wie? Wer wird mich dafür bezahlen, zuzuhören, wenn ich behaupte Dinge zu sehen, von denen ich nicht beweisen kann, dass sie wirklich sind, und die andere selbst nicht sehen können?"

Vanoni lachte.

„Wir werden das schon arrangieren. Weshalb kam Deine Klientin heute hierher?"

„Weil sie glaubte, dass meine Bilder prophetisch seien, obwohl ich ihr das niemals sagte."

„Ah!" sagte Vanoni sie scharf ansehend. „Gut! das brauchst Du auch natürlich nicht zu sagen. Also auf Wiedersehen."

Er ging zur Türe, und sie hörte ihn mit Mrs. Arden flüstern. Sie nahm die Kristallkugel auf und hielt sie vor die Augen, aber sie blieb ganz klar; mit einem Seufzer setzte sie sich nieder. Sie hatte der armen toten Jess unrecht getan; es gab mehr Dinge zwischen Himmel und Erde als ihre Philosophie ihr bisher gelehrt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ivy Hooper.

„Das Bekenntnis der Gotteseinheit hat verschiedene Grade: der erste ist das Einheitsbekenntnis durch den Glauben; der zweite durch das Wissen; der dritte durch den mystischen Tod; der vierte durch Gott. *Gâmi (ein Sufi).*

Wer weiss, dass sein Helfer allgegenwärtig ist, kann nicht verzweifeln. *J. Tailor.*

Rundschau.

Der Siebensortenflegel. — In der Biographie des Frankfurter Dialektdichters Friedrich Stoltze (herausgegeben von Joh. Proelss wird folgende launige Geschichte vom grossen Schopenhauer erzählt:

„Der alte brummige Herr Professor, der immer ein Gesicht machte als ob er die Pfalz vergiften wollte, war mir unsympathisch. Abergläubisch war er auch; wenn ein Rabe über den Röderberg flog und krächzte, so kehrte der Weise von Frankfurt sofort wieder um, ebenso wenn ein Hase über den Weg lief. Fatal war mir auch sein brauner Pudel, der an jedem Garten seine Visitenkarte abgab, was ihm einmal am Schweizerhaus des Herrn Jügel übel bekam. Dort hatte eines schönen Tags der seinem Herrn vorausgesprungene „Mensch" an der Gartentür seine Visitenkarte abgegeben und war dann auf die am Garten befindliche Ruhebank gesprungen. „Ah, mein liewer Mensch, da liegst Du ja, wie eine auf ihrem Sockel ausgestreckte Sphinx!" rief der Herr Professor seinem Pudel zu. Aber kaum hatte er diesen Zuruf vollbracht, so sprang auch schon Atma mit einem lauten Aufschrei von der Bank herunter und flüchtete sich heulend zu seinem Herrn. Der Gärtner des Herrn Jügel hatte mit einer langen Bohnenstange und zwischen den Latten des Zaunes hindurch dem vierbeinigen Visitenkartenabgeber einen nicht ganz gelinden Stoss versetzt.

Der Herr Professor war sehr indigniert ob dieser Misshandlung seines treuen Pudels und konnte über deren Urheber nicht lange in Zweifel sein, da das corpus delicti, die Bohnenstange, von dem Gärtner nicht wieder zurückgezogen worden war, sondern noch weit hinausragte in den Weg; der Gärtner selbst aber grinste vergnügt und sichtbar hinter der Lattenwand. „Sie Bauernbengel!" rief der Herr Professor dem Gärtner zu. Dieser aber, der auch wegen seiner Höflichkeit noch nicht bestraft worden war, überschüttete nun den Weisen von Frankfurt mit dem ganzen Komplimentierbuch von Frankfurt und Sachsenhausen und warf dann zum Beschluss dem Herrn Professor auch noch einen „Siebensortenflegel" an den Kopf. — Siebensortenflegel? — Dieses vielversprechende Wort imponierte Schopenhauer, aber nicht in unfreundlicher Weise. Er hatte es noch nie gehört, und er lächelte.

Mich hatte das Geschrei des Gärtners herbeigelockt, und der Herr Professor fragte mich: „Sagen Sie, was versteht man unter Siebensortenflegel? Es muss, dem Worte nach, sieben Sorten von Flegeln geben?" — „Allerdings, Herr Professor.

So gut es sieben Weise von Griechenland, sieben gegen Theben, sieben Meister, sieben Wunder der Welt und sieben Totsünden gibt, gibt es auch sieben Flegel!" — „Und die sind?" — „Erstens: der Urflegel; zweitens: der geborene Flegel; drittens: der Hauptflegel; viertens: der Erzflegel mit der Unterabteilung: Grob wie Packtuch; fünftens: der Universalflegel mit der Unterabteilung: Grob wie Saubohnenstroh; sechstens: der Mordsflegel und siebentens: der göttliche Flegel. Derjenige nun, der alle diese sieben Sorten von Flegeln in seiner Person vereinigt, ist ein Siebensortenflegel." — Schopenhauer lachte laut auf und sagte: „Nun, so weit hab' ich's doch noch nicht gebracht."

Radiumentdeckung, ein Produkt der Homoeopathie? — Wie Ch. Thomassin in München mitteilt, weisst Dr. F. Cartier in der „Revue Homoeopathique Francaise" darauf hin, dass M. Curies Vater und Grossvater und ein Cousin desselben, Dr. Depouilly in Paris Homoeopathen waren. Der Grossvater Dr. Paul Francis Curie M. D. von Paris und Aberdeen war vor einem halben Jahrhundert einer der geschätztesten Ärzte Londons und leitete das von William Leaf 1837 in Finsbury Circus errichtete Homoeopathic Dispensary. Sein Sohn, der Vater des M. Curie lebt gegenwärtig noch und wohnt bei letzterem in Fontenay-aux-Roses bei Paris. Er ist 75 Jahre alt und praktiziert nicht mehr. Dr. Cartier meint nun, dass vielleicht der Hāredität ein Anteil an der Entdeckung zugewiesen werden könnte, da Curies Grossvater und Vater gewohnt waren mit infinitesimalen Quantitäten zu rechnen. — — —

Wir haben dagegen kürzlich durch einen französischen Jngenieur in Erfahrung gebracht, dass das Ehepaar Curie in der Hauptsache der Kenntnis des Okkultismus und der alchemistischen Lehren die Richtung verdankt, in der sie so grosse Entdeckungen machten. Theosophie und okkulte Symbolik waren ihnen ein Leitfaden. Natürlich ziehen es die Wissenschaftler vor, dies zu verschweigen. *P. Z.*

Vedanta-Universität. — In Washington D. C. hat Mr. Albert S. Dulin eine Vedanta-Universität eröffnet, in der Yoga gelehrt werden soll. Die neue Schule stützt sich auf die Lehren der Swamijis Vivekananda und Abhedananda. Ob dies in die Öffentlichkeit-Dringen der Yoga-Übungen für diese Lehren wie für die Übenden von Vorteil ist, müssen wir abwarten. Jedenfalls erscheint uns der Versuch interessant genug, sodass wir weiterhin davon berichten werden. Was dort gelehrt wird, finden die Leser in Band I — IV der Neuen Metaphysischen Rundschau in den Artikeln vom Swami Vivekananda.

Roseggers J. N. R. J. — Rosegger hat soeben noch ein Nachwort zu seinem Jesusbuche herausgegeben (8 S.), in dem er sich gegen einige Angriffe verteidigen zu müssen glaubt. Wir haben das Buch in seinem Sinne aufgefasst und entsprechend gewürdigt (XII, i. S. 35). Nur auf einen Punkt, den ich gern übergangen hätte, muss ich doch hier noch eingehen. Rosegger fühlt das Bedürfniss seinem Jesus das Übergewicht über alle andern Religionsstifter zu geben und wendet sich mehrere Male gegen den Buddhismus. Dabei passiert auch ihm leider der grobe Fehler, dass er Nirwana als das „ewige Totsein" betrachtet. Nun fliegt dieser Irrtum wieder in tausenden von Exemplaren in die Welt hinaus

und betrügt das deutschlesende Publikum um eine der erhabensten Lehren. Wenn Rosegger den Buddhismus schlecht machen wollte, so war es wohl richtiger ihn an seinen wirklich schwachen Seiten zu fassen, nicht aber ihn falsch darzustellen. Wir haben das Nirwanathema nun so oft in der Rundschau richtig gestellt, dass es bald langweilig wird, zu wiederholen, dass Nirwana nicht das Nichtsein im Sinne von Tod ist, sondern das Nichtsein von Leiden und Veränderung im Sinne von ewiger Seligkeit. Diese Kenntniss hätten wir eigentlich bei Rosegger voraussetzen müssen!

Künstliche Missgestalten durch Radium. Unter den vielen merkwürdigen Eigenschaften des Radiums ist eine der sonderbarsten eine Art von missgestaltender Kraft. Wenn man nämlich die Radium-Strahlen auf Tiere im ersten Stadium der Entwickelung, beispielsweise auf bebrütete Hühnereier, einwirken lässt, so kommen ganz wunderliche Wesen zur Welt, deren ungeheuerliche Gestalt wohl dem Einfluss der Strahlen zugeschrieben werden muss. Der Naturforscher Jahn Tur hat, wie die „Münch. N. N.“ schreiben, vor der Pariser Gesellschaft der Biologie eine Reihe von Versuchen besprochen, die er auf diese Art mit Hühnereiern angestellt hat. 80 Eier wurden nacheinander für eine Dauer von 24—70 Stunden den Strahlen einer kleinen Menge von Chlorradium ausgesetzt. Der strahlende Stoff wurde in einer Glasröhre untergebracht, die unmittelbar auf die Eierschale aufgesetzt wurde. Die in den Eiern enthaltenen Embryonen zeigten darauf monströse Formen, die immer in einer bestimmten Richtung ausgestaltet erschienen. Es würde zu weit in anatomische Einzelheiten gehen, wenn die Art dieser Missgestaltung genauer geschildert werden sollte. Die Untersuchung der Gewebe an den jungen „Radium-Hühnchen“ zeigte im allgemeinen, dass die äussere Gewebeschicht in ihrer Entwickelung beeinträchtigt, die innere gefördert war. Die Veränderungen, die mit dem jungen Tierkörper sich vollzogen hatten, waren von so übereinstimmender und auffallender Art, dass es der Kenner jedem Embryo ansehen würde, der mit Radium-Strahlen behandelt worden ist. Wie diese wundersame Wirkung der Radium-Strahlen zu erklären sein könnte, darüber wagt der Gelehrte vorläufig noch nicht einmal eine Vermutung zu äussern.

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Collins, Mabel und . . .; Flita (the Blossom and the Fruit). Wahre Geschichte einer schwarzen Magierin. A. d. Engl. Iugenheim 1904. (4.—)

Das Vorwort sagt: „Die grossen Kräfte, das Gute und das Böse, sehen wir in der Welt auf jeder Ebene einander gegenüberstehen.

„Die Geschichte einer schwarzen Magierin heisst dies Buch, weil es das Streben und das Irren einer Frau schildert, die Schülerin der schwarzen Magie gewesen, nun aber in rastlosem, wiewohl blindem Eifer ihre grosse Kraft daransetzt, den Eintritt in die Weisse Bruderschaft zu erlangen und Gutes anstatt Böses zu lernen.

„Flita, die in ihrer früheren Verkörperung selbstisch aber erfolgreich das Gebiet der Macht betreten, wurde durch die Gewalt dieser Macht schwarze Magierin; sie hatte Wissen und wandte es zu selbstsüchtigen Zwecken an. Wir finden sie im ersten Kapitel auf einem Maskenballe bemüht, durch ihre Künste den Gefährten so vieler vorangegangener Leben an sich zu ziehen. Aber ihre Absicht dabei ist, ihn unter den unmittelbaren Einfluss von Iwan zu bringen, des Angehörigen der weissen Brüderschaft, der in seinem göttlichen Mitleid seine Hand nach ihr ausgestreckt hat. Sie will des Okkultisten grosses Erlösungswerk beginnen und andere erretten, — vor allem die, denen sie früher Schaden getan hat.

„Aber in was für Leiden verstrickte sie sich durch ihr Unterfangen, sich und alle, die um sie sind! Wir sehen Flita unwillkürlich in ihre alten Bräuche zurückfallen und ihre alten Künste üben; wir sehen Hilary (ihren Geliebten aus früherer Inkarnation) betrogen von seinen Sinnen und Leidenschaften. Flita vergisst, dass die Lotusblume nur in der eigenen Seele aufblühen kann; aber ich bitte dich, Leser, urteile nicht über Flita und ihre Beziehung zur weissen Brüderschaft, ehe du ihrem ungestümen Fluge bis zu Ende gefolgt bist und gelesen hast, wie Iwan zuletzt zu ihr spricht: „Tritt ein!“ — —

Das Buch ist, wie alles, was Mabel Collins in ihrer guten Zeit schrieb, der Inspiration einer guten Quelle zu verdanken. Als solches erweckt es schon Interesse, als solches hat es aber auch die kleinen Schwächen dieser Literatur, das ist eine gewisse Verschwimmung und Undeutlichkeit der Darstellung. Wir dürfen eben an diese Literatur nicht herantreten mit dem Massstab des peinlichen Ästhetikers, der eine volle Ausarbeitung des Kunstwerkes verlangt. Alle mystische Literatur ist für solche Kritik überhaupt nicht geschrieben. Sie erfüllt ihren Zweck dadurch völlig, dass sie den Leser zu gewissen Erkenntnissen hinleitet, die er mit seiner eigenen Intuition heben muss. Dazu ist die symbolische Sprache absolutes Erfordernis. Der Gegenstand bringt es mit sich, dass

Gebiete erläntert werden müssen, denen die Sprache nicht entgegenkommt. So spielt der Schlnss des Werkes zugleich anf verschiedenen Bewnsstseinsebenen. Hätte dies haarklein beschrieben werden sollen, so wäre die Stimmung, von der der Leser mit fortgerissen werden soll, nnd in der Tat auch wird, zerstört gewesen.

Im Gegensatz zu Bleibtreu, der dem sogenannten mystischen Reman nicht sympathisch gegenübersteht, messen wir dieser „Literaturgattung" eine wesentliche Bedeutung bei. Mit ihrer Hilfe gerade sickerten die Weisheitskörner unserer Lehre in Tausende und Abertausende von Seelen, denen esoterische Philosophie ein verschlossenes Buch ist, als Philosophie gelehrt, die aber recht wohl fähig sind, Kraft zu theosophischem Handeln aus diesen Gleichnissen su schöpfen.

Flita kommt nebst den beiden nächsten Schriften zum Licht anf den Weg, dem Lied von der weissen Lotus, Freude und Leid, und den grünen Blättern nnter nnsere Lieblingsbücher, obwohl wir manchen ihrer Lehren als irreführend entgegentreten müssen.

Collins, Mabel, durch das goldene Tor; ein Gedankenbrnchstück. Dtsch. v. E. Schwabe. Berlin. (1.50)

Das Büchlein hat längst seinen Weg zn den Herzen der engl. lesenden Theosophen gefunden, jetzt hat es Freund Schwabe auch deutsch herausgegeben. Einige Zitate aus diesem „Lebensbüchlein, wie ich es nennen möchte, sollen anf die Schätze theosophischer Lehre hinweisen, die nns hier in ebenfalls inspirierter Weise vorgetragen werden.

„Das goldene Tor führt uns zn dem Heiligtum der eigenen menschlichen Natur, zu der Seele, von wo die Lebenskraft des Menschen hervorquillt und wo er Priester von dem Altar des Lebens ist."

„Diejenigen, welche vorangegangen sind, haben nicht gefunden, dass das goldene Tor znr Vergessenheit führt. Nein, das Empfinden wird im Gegenteil zum erstenmale wirklich, wenn jene Schwelle überschritten ist."

„Wenn es scheint, als ob das Ende erreicht, das Ziel erlangt ist und der Mensch nichts mehr zu tnn hat — grade dann, wenn er keine Wahl zu haben scheint zwischen Essen, Trinken nnd behaglichem Leben, wie es die Tiere in ihrer Weise tnn, einerseits nnd der Zweifelsucht, welche tödlich ist, andererseits, dann in der Tat, wofern er nur den Willen hat zn sehen, ist das „Goldene Tor" vor ihm."

„Der Mensch, welcher den Weg der Anstrengung wählt und dem Schlaf der Trägheit nicht gestattet seine Seele zu betäuben, findet in seinen Freuden, jedesmal wenn er dieselben kostet, ein nenes und feiner geartetes Glück, ein zart konstruiertes nnd verborgenes Etwas, das sie (die Frenden) mehr und mehr von dem Zustande zurückleitet, in welchem alles nur Sinnesempfindung ist; diese kaum bemerkbare Wesenheit ist jenes Elixir des Lebens, welches den Menschen unsterblich macht."

„Der Mensch, welcher den Riegel des „goldenen Tores" zurückschiebt, mnss es mit der eignen starken Hand tun; er mnss durchaus positiv sein." „Für denjenigen, der den goldenen Riegel zurückgeschoben hat, öffnet sich ein Brunnen von süssem Wasser, die Quelle selbst, aus dem alle Anmut hervor fliesst, und wird ein Teil seiner Erbschaft."

„Tief versteckt und verborgen im Herzen der Welt und in dem Herzen des Menschen ist das Licht, welches alles Leben, die Zukunft und die Vergangenheit erleuchten kann. Sollen wir nicht nach demselben suchen? Einige sicherlich müssen es tun. Und dann werden diese das, was diesem armen Gedankenbruchstück noch fehlt, als Ergänzung beifügen."

(Collins Mabel), die Geschichte des Jahres. Ein Bericht über Feste und Feiern. Vom Verfasser von „Licht auf den Weg." Aus d. Engl. Jugenheim 1904. (1.—)

Das kleine, in der theosoph. Litteratur weniger beachtete Büchlein, das nun auch deutsch vorliegt, ist gewissermassen die Krönung von „Licht auf den Weg", in dem es die dort enthaltenen Lehren in die Form der Einweihungsfeste in die weisse Brüderschaft kleidet. Es ist vielweniger das astronom. Jahr, als das mystische, welches hier erläutert wird. Auch diese Schrift stammt aus der Inspiration; wer hinter ihr steht, mag der Leser selbst finden. Das Büchlein bedeutet die Arbeit vieler Leben und erschliesst dem, der es zu lesen und zu leben versteht das goldene Tor wirklich.

Grunsky, K., Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts. 2 Tle. Leipzig 1902. (1.60).

Es ist nicht leicht unter seinen Zeitgenossen die Hohen und Niederen mit weitem Blick zu erkennen, am allerwenigsten unter den Meistern des Tones, unter denen das vielgestaltige Leben ebenso vielgestaltige Charaktere geschaffen hat. Und diesen weiten Blick hat Grunsky in dem kleinen Werkchen gehabt, das uns in grossen markigen Zügen durch das Musikschaffen des 19. Jahrhunderts führt. Beethoven ist natürlich der Angelpunkt. Beethoven „gibt einem das Recht Vor-Beethoven'sche und Nach-Beethoven'sche Musik als getrennte Welten aufzuzeichnen." Alle lebensfähigen „Ideale, die von der Tonkunst seitdem gehegt worden sind, stammen zuletzt aus Beethoven." Das erste Bändchen reicht von ihm über Weber, Schubert, die Romantik, Neuromantik, Berlioz, Chopin u. A. bis Schumann und Mendessohn. Das zweite beginnt mit Liszt und Wagner um in recht übersichtlicher Weise neuere Componisten zu besprechen, ein Versuch Zeitgenossen gerecht zu werden, der alle Anerkennung verdient. Erfreut hat mich die Würdigung Bruckners und Wolfs. Auch die Musikgeschichte kommt zu Ehren. Etwas mehr Raum hätte vielleicht Curt Mey mit seinem bedeutenden Werk über die Metaphysik der Musik verdient, da es verspricht ein Bindeglied zwischen der Musikdeutung des 19. und 20. Jahrhunderts im Sinne theosophischer Vertiefung zu werden. Wir kommen demnächst ausführlich darauf zurück. Alles in allem ist die Grunsky'sche Musikgeschichte ein treffliches Werkchen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).

Nur der kommt wirklich im Leben vorwärts, dessen Herz sanfter, dessen Blut wärmer, dessen Verstand schärfer wird und dessen Geist in den lebendigen, Frieden eingeht. Die Menschen, welche dieses Leben in sich haben, sind die wahren Fürsten und Könige der Erde — sie nur allein.

John Ruskin.

Zu Hans Christian Andersens hundertjährigem Geburtstage.

Am 2. April 1805 wurde in Odense auf Fünen Hans Christian Andersen, der bekannte Märchendichter geboren (gest. 4. Aug. 1875). In seinem Heimatlande begeht man die hundertste Wiederkehr dieses Tages in feierlicher Weise. Eine Andersen-Ausstellung in Kopenhagen vereinigt alle Erinnerungen an diese liebenswerte Seele und eine Veröffentlichung von Zeichnungen Andersens, als Gegenstück zu seinem „Bilderbuch ohne Bilder“, „Bilderbuch mit Bildern“ genannt, fügt sich den fünfzig Bänden seiner sämtlichen Werke als einundfünfzigster heute neu ein.

Andersens religiöses, kindliches Gemüt hat bei aller Schlichtheit einen tiefen Blick in die Geheimnisse des Lebens getan. Seine Märchen sind ein Schatz herrlicher Lebensweisheit. Sie sind für kleine und grosse Kinder geschrieben. Die kleinen werden nur die phantastische Aussenseite sehen, uns grösseren wird auch der innere Sinn sich erschliessen, und dieser enthält wirkliche esoterische Weisheit.

Zwei Proben aus den Märchen lassen wir hier folgen, um auch in der Rundschau dem lieben Menschen ein Andenken zu weihen.

Der Wassertropfen.

Du kennst doch wohl ein Vergrösserungsglas, so ein rundes Brillenglas, das alles hundertmal grösser macht, als es in Wirklichkeit ist? Wenn man es nimmt und vor das Auge hält und dadurch einen Wassertropfen draussen aus dem Teiche betrachtet, dann erblickt man mehr als tausend wunderliche Tiere, die man sonst nie im Wasser sieht, die aber wahr und wahrhaftig da sind. Es nimmt sich fast wie ein grosser Teller voll Krabben aus, die über und untereinander kriechen und so gefrässig sind, dass sie einander Arme und Beine, Enden und Ecken abreissen, und trotzdem sind sie in ihrer Weise lustig und munter.

Nun war einmal ein Mann, den alle Leute Kribbel-Krabbel nannten, denn so hiess er. Er wollte stets von Allem das Beste haben, und wollte das durchaus nicht gehen, so nahm er es durch Zauberei.

Nun sitzt er eines Tages und hält sich sein Vergrösserungsglas vor das Auge und betrachtet einen Wassertropfen, den er aus einer Grabenfütze geholt hatte. Nein, wie es darin kribbelte und krabbelte! Alle die Tausende von Infusorien zappelten, hüpften und sprangen, rissen einander herum und frassen voneinander.

„Aber das ist ja ganz abscheulich!“ rief der alte Kribbel-Krabbel; „kann man sie nicht anhalten in Ruhe und Frieden mit einander zu leben und es so einzurichten, dass jeder nur vor seiner Türe kehrt!“ Er sann und sann, aber es wollte nicht gehen und so musste er denn zaubern. „Ich muss ihnen Farbe geben, damit sie kenntlich werden!“ sagte er, und dann tröpfelte er einen ganz kleinen Tropfen rotweinähnlicher Flüssigkeit in den Wassertropfen; aber es war Hexenblut von der feinsten Sorte für einen ganzen Dreier. Da wurden alle diese seltsamen Tierchen über den ganzen Körper rosenrot; es sah aus, wie eine ganze Stadt, in deren Gassen nackte wilde Männer umherwimmelten.

„Was hast Du denn da?“ fragte ein anderer alter Zauberer, der keinen Namen hatte, was gerade das Feine an ihm war.

„Wenn Du es raten kannst, was es ist,“ entgegnete Kribbel-Krabbel, „so will ich es Dir schenken; aber es ist nicht leicht ausfindig zu machen, wenn man es nicht weiss!“

Der Zauberer, welcher keinen Namen hatte, sah durch das Vergrösserungsglas. Es nahm sich wirklich wie eine ganze Stadt aus, in der alle Leute ohne Kleider umherliefen! Es war schauerlich, aber noch schauerlicher war es mit anzusehen, wie einer den anderen puffte und stiess, wie sie sich zwickten und zwackten, bissen und zerrten. Was zu unterst war, sollte zu oberst, was zu oberst war, sollte zu unterst. „Sieh! Sieh! Sein Bein ist länger als das meinige! Baff! Weg mit demselben! Da ist Einer, der hat einen kleinen Auswuchs hinter dem Ohre, einen kleinen unschuldigen Auswuchs, aber er schmerzt ihn, und deshalb soll er ihn nicht länger schmerzen. Und sie hackten auf ihn los und zerrten ihn und frassen ihn des kleinen Auswuchses wegen. Da sass Einer still wie ein junges Mädchen und wünschte nur in Ruhe und Frieden gelassen zu werden. Aber das junge Mädchen sollte durchaus hervor, und sie zerrten sie und zerrissen sie und frassen sie.

„Das ist ausserordentlich drollig!“ sagte der Zauberer.

„Ja, aber für was hältst Du es?“ fragte Kribbel-Krabbel. „Kannst Du es herausbekommen?“

„Das ist ja deutlich zu sehen!“ sagte der Andere. „Das ist Kopenhagen oder irgend eine andere grosse Stadt, die gleichen sich ja alle untereinander. Eine grosse Stadt ist es!“

„Es ist Grabenwasser!“ sagte Kribbel-Krabbel.

Die Kröte.

Der Brunnen war tief, deshalb war das Seil lang; die Winde bewegte sich schwer, wenn man den Eimer mit Wasser über den Brunnenrand hinaufziehen musste. Nie konnte die Sonne bis auf den Boden hinabscheinen, um sich in dem Wasser zu spiegeln, so klar es auch war; so weit aber ihr Schein hinunterdrang, wuchs Grünes zwischen den Steinen.

In demselben wohnte eine Familie aus dem Geschlechte der Kröten; sie war eingewandert, sie war eigentlich durch die Krötenmutter, welche noch lebte, kopfüber hinabgekommen. Die grünen Frösche, welche schon früher hier zu Hause waren und im Wasser schwammen, erkannten die Vetterschaft an und nannten sie „Brunnengäste“. Dieselben hatten jedoch im Sinne für immer dazubleiben; sie lebten hier auf dem Trocknen, wie sie die nassen Steine nannten, sehr behaglich.

Froschmutter war einmal gereist, hatte sich im Wassereimer befunden, als er in die Höhe ging, aber plötzlich wurde es ihr zu hell, so dass sie Augenschmerzen bekam. Glücklicherweise gelang es ihr aus dem Eimer zu entkommen. Mit einem entsetzlichen Plumps fiel sie in das Wasser und lag darauf drei Tage lang am heftigsten Rückenweh darnieder. Viel hätte sie nicht von der Oberwelt erzählen können, aber das wusste sie, und das wussten sie Alle, dass der Brunnen nicht die ganze Welt war. Krötenmutter hätte wohl Eines oder das Andere erzählen können, aber sie antwortete nie, wenn man sie fragte, und deshalb fragte man nicht.

„Plump und hässlich, fett und garstig ist sie!“ sagten die jungen grünen Frösche. „Ihre Jungen werden einmal eben so hässlich.“

„Kann schon sein!“ erwiderte Krötenmutter, „aber Eines derselben hat einen Edelstein im Kopfe, oder ich habe ihn!“

Und die grünen Frösche hörten zu und rissen die Augen gewaltig auf, und da ihnen diese Neuigkeit gar nicht gefiel, so verzogen sie das Maul und gingen auf den Grund. Aber die jungen Kröten streckten vor lauter Stolz die Hinterbeine; jede von ihnen glaubte den Edelstein zu haben. Deshalb hielten sie den Kopf ganz still; endlich erkundigten sie sich jedoch nach dem, worauf sie so stolz waren und fragten, was ein solcher Edelstein eigentlich wäre.

„Es ist etwas so Herrliches und Kostbares,“ sagte Krötenmutter, „dass ich es gar nicht beschreiben kann. Es ist etwas, womit man zu seinem eigenen Vergnügen einhergeht, und worüber die Andern sich ärgern. Aber fragt nicht, ich antworte nicht.“

„Nun, ich besitze den Edelstein nicht,“ sagte die jüngste Kröte, welche über alle Massen hässlich war. „Weshalb sollte ich eine solche Kostbarkeit besitzen? Und dass die Andern sich darüber ärgern,

kann mir doch keine Freude machen! Nein, ich wünsche nur, dass ich einmal bis an den Brunnenrand hinaufkommen und hinaussehen könnte; das muss reizend sein!"

„Bleibe dn lieber, wo du bist!" sagte die Alte; „hier kennst du Alles und weisst, was du daran hast! Nimm dich vor dem Eimer in Acht, er zerquetscht dich sonst! Und kommst dn wohlbehalten in ihn hinein, dann kannst du hinausfallen. Nicht Alle fallen so glücklich wie ich und behalten ihre Glieder ganz und ihre Eier ganz."

„Qnak!" sagte die Kleine, und es klang gerade so, als wenn wir Menschen „Ach" sagen.

Sie hatte gar zu grosse Lust bis an den Brunnenrand hinaufzukommen und hinauszuschauen, sie fühlte solche Sehnsucht nach dem Grünen dort oben. Als am nächsten Morgen der Eimer, soeben mit Wasser gefüllt, aufgewunden wurde und auf einen Augenblick vor dem Steine, auf welchem die Kröte sass, stehen blieb, durchzuckte es die Kleine, sie sprang in den gefüllten Eimer und ging auf den Boden, worauf das Wasser in die Höhe gezogen und ausgegossen wurde.

„Pfui, das garstige Tier!" sagte der Mann, welcher die Kröte entdeckte. „Es ist doch das hässlichste Geschöpf, das ich je erblickt habe!" und dabei trat er mit seinem Holzschuh nach der Kröte, die gewiss zerquetscht worden wäre, hätte sie sich nicht noch rechtzeitig zwischen die hohen Brennesseln retten können. Stiel an Stiel sah sie, sie blickte auch aufwärts; die Sonne schien auf die Blätter, sie waren ganz durchsichtig. Es kam ihr vor, wie es uns Menschen vorkommt, wenn wir plötzlich in einen grossen Wald hineintreten, wo die Sonne zwischen Zweigen und Blättern hindurchscheint.

„Hier ist es weit schöner als unten im Brunnen! Hier kann man Lust bekommen, seine ganze Lebenszeit zuzubringen!" sagte die kleine Kröte. Sie lag eine Stunde da, sie lag zwei Stunden da! „Was mag nur dort draussen sein? Bin ich so weit gekommen, so muss ich auch sehen, noch weiter zu kommen!" Sie kroch so schnell sie kriechen konnte, und kam auf die Landstrasse, wo die Sonne heiss auf sie hinabschien und der Staub sie puderte, während sie quer über den Weg marschierte.

„Hier ist man gründlich auf dem Trocknen," sagte die Kröte, „ich bekomme fast zu viel des Guten; es kribbelt mich förmlich!"

Nun erreichte sie den Graben; dort wuchsen Vergissmeinnicht und Spiräen; eine lebende Hecke von Flieder und Weissdorn zog sich an seinem Graben entlang; Schlinggewächse aller Art rankten nach allen Seiten. Welche Farbenpracht zeigte sich ihr; auch ein Schmetterling flog vorüber. Die Kröte glaubte, es wäre eine Blume, die sich losgerissen hätte, um sich besser in der Welt umzusehen; das war ja ganz vernünftig.

„Könnte man sich doch auch so schnell wie diese Blume bewegen,“ sagte die Kröte, „Quak, ach, welche Schönheit, welche Pracht!“

Acht Tage und Nächte blieb sie am Graben, wo es ihr nicht an Futter fehlte. Am neunten dachte sie: „Weiter vorwärts!“ Aber was für Schöneres liesse sich wohl finden? Vielleicht eine kleine Kröte oder einige grüne Frösche. In der letzten Nacht hatte ihr der Wind Töne zugeführt, welche die Nähe von „Vettern“ verrieten.

„Das Leben ist doch schön! Schön ist's den Brunnen emporzusteigen, in Brennesseln zu liegen, die staubige Landstrasse entlang zu kriechen und in dem nassen Graben auszuruhen! Aber immer weiter vorwärts! Jetzt gilts Frösche oder eine kleine niedliche Kröte zu finden; den Umgang kann man ja nicht entbehren, die Natur ist Einem nicht genug!“ Und deshalb begab sie sich wieder auf die Wanderung.

Sie gelangte im Felde an einen grossen mit Schilf bewachsenen Teich; darin stellte sie ihre Forschungen an.

„Hier ist es ihnen wohl zu nass?“ riefen ihr die Frösche entgegen. „Sie sind uns herzlich willkommen! — Sind Sie ein Männlein oder ein Fräulein? Es ist ganz einerlei, Sie sind uns gleich willkommen!“

Darauf wurde sie zum Abendkonzert, Familienkonzert, eingeladen: grosse Begeisterung und dünne Stimmen. Das kennen wir. Bewirtung fand nicht statt, nur freies Getränk war zu haben, der ganze Teich für Liebhaber.

„Nun reise ich wieder weiter!“ sagte die kleine Kröte; sie fühlte unaufhörlich den Drang nach etwas Besserem.

Sie sah die Sterne blinken, so gross und so hell, sie sah den Mond leuchten, sie sah die Sonne sich erheben, höher und immer höher.

„Jetzt bin ich fürwahr noch immer im Brunnen, in einem grösseren Brunnen; ich muss höher hinauf, ich habe solche Unruhe und Sehnsucht in mir!“ Und als der Mond voll und rund wurde, dachte das arme Tier: „Ob das wohl der Eimer ist; der hinabgelassen wird, und in welchen ich springen muss, um höher hinaufzukommen? Oder ist die Sonne der grosse Eimer? Wie gross, wie strahlend er ist! Er kann uns alle aufnehmen, ich muss nur die Gelegenheit abwarten! O, wie hell es in meinem Kopfe ist! Ich glaube nicht, dass der Edelstein mehr Helligkeit verbreiten kann! Aber ich besitze ihn nicht und weine deshalb nicht, nein, höher will ich hinauf in Glanz und Freude! Ich fühle die Ueberzeugung des Gelingens in mir, und doch erfasst mich eine seltsame Angst, — ich muss mich zu einem schweren Schritt entschliessen! Aber es hilft nichts! Vorwärts also, gerade auf die Landstrasse hinaus!“

Und sie tat den Schritt, wie ihn ein solches Kriechtier nur tun kann, und nun war sie auf der grossen Landstrasse, an der Menschen wohnten; da gab es Blumengärten und Kohlgärten. An einem Kohlgarten ruhte sie aus.

„Wie viele verschiedene Geschöpfe es doch gibt, die ich nie gekannt habe! Und wie gross und köstlich die Welt ist. Aber man muss sich auch in ihr umsehen und nicht auf einer Stelle sitzen bleiben!“ Und mit diesen Worten hüpfte sie in den Kohlgarten hinein. „Wie grün es hier ist! Wie schön es hier ist!“

„Das weiss ich wohl!“ sagte die Raupe auf dem Kohlblatte. „Mein Blatt ist das grösste im Garten! Es verbirgt die halbe Welt, aber ich kann sie entbehren.“

„Kluck, kluck!“ sagte es. Hühner kamen; sie trippelten in den Kohlgarten. Das erste Huhn war fernsichtig; es sah die Raupe auf dem gekräuselten Blatte und hackte nach ihr, so dass sie auf die Erde fiel, wo sie sich drehte und wand. Das Huhn sah sich diese heftigen Windungen erst mit dem einen, dann mit dem andern Auge an, weil es nicht wusste, was daraus werden könnte.

„Sie tut es nicht gutwillig!“ dachte das Huhn und erhob den Kopf, um auf sie loszuhacken. Die Kröte erschrack so heftig, dass sie gerade auf das Huhn zukroch.

„Ei, sie hat Hilfstruppen!“ sagte dasselbe. „Seh mir Einer dieses Gekrieche an!“ und damit drehte sich das Huhn um. „Ich mache mir aus dem kleinen grünen Bissen nichts, er verursacht nur Kitzel im Halse!“ Die anderen Hühner waren derselben Ansicht, und darauf gingen sie.

„Ich wand mich von ihm los!“ sagte die Raupe; „es ist gut, wenn man Geistesgegenwart besitzt; aber das schwerste bleibt noch übrig, wieder auf mein Kohlblatt zu kommen. Wo ist es?

Die kleine Kröte kam und äusserte ihre Teilnahme. Sie freute sich darüber, durch ihre Hässlichkeit die Hühner verscheucht zu haben.

„Was meinen Sie damit?“ fragte die Raupe. „Ich entwand mich ihm ja selbst. Ihr Anblick ist wirklich ekelhaft! Jetzt wittre ich Kohl! Nun bin ich an meinem Blatt! Es gibt nichts so Schönes als ein bestimmtes Eigentum zu besitzen. Aber höher muss ich hinauf!“

„Ja, höher hinauf!“ sagte die kleine Kröte, „höher hinauf! Sie fühlt wie ich, aber sie ist heute nicht bei Laune, das kommt vom Schrecken. Wir wollen Alle höher hinauf!“ und sie blickte, so hoch sie konnte.

Der Storch sass im Neste auf dem Dache des Bauern; er klapperte und Storchmutter klapperte.

„Wie hoch sie wohnen,“ dachte die Kröte. „Wer dort hinauf könnte!“

Im Bauernhause wohnten zwei junge Studenten; der eine war Dichter, der andere Naturforscher; der eine sang und schrieb in Freude von Allem, was Gott geschaffen hatte, und wie es sich in seinem Herzen spiegelte; er sang es hinaus, kurz, klar und reich in klangvollen Versen. Der Andere erfasste die Dinge selbst, ja zerlegte und zerschnitt sie, wenn es sein musste. Er fasste Gottes Schöpfungstat wie ein grosses Rechenexempel auf, subtrahirte, multiplizirte, wollte sie in- und auswendig kennen und mit Verstand davon sprechen; und er war reiner Verstand und sprach voller Freude und mit Klugheit davon. Es waren gute frohe Menschen alle Beide. „Da sitzt ja ein hübsches Exemplar von einer Kröte!“ sagte der Naturforscher. „Die muss ich in Spiritus haben!“ „Du hast ja schon zwei andere!“ erwiderte der Dichter; „lass sie in Ruhe sitzen und sich ihres Lebens freuen!“ „Aber sie ist so köstlich hässlich!“ versetzte der andere. „Ja, wenn wir den Edelstein in ihrem Kopf finden könnten!“ sagte der Dichter, „dann wollte ich selbst mit Hand anlegen sie aufzuschneiden.“ „Den Edelstein!“ rief der andere, „du verstehst dich gut auf die Naturgeschichte.“ „Aber liegt nicht gerade etwas sehr Schönes in dem Volksglauben, dass die Kröte, das allerhässlichste Tier, oft den köstlichsten Edelstein in seinem Kopfe birgt? Geht es nicht mit dem Menschen eben so? Welchen Edelstein schloss nicht Aesop in sich, und nun erst Sokrates?“ Mehr hörte die Kröte nicht und sie verstand nicht die Hälfte davon. Die beiden Freunde entfernten sich, und sie entging der Gefahr in Spiritus zu kommen. „Sie sprachen ebenfalls von dem Edelsteine!“ sagte die Kröte. „Es ist gut, dass ich ihn nicht besitze, sonst wäre ich in eine angenehme Lage geraten!“ Da klapperte es auf dem Dache des Bauern; Storchvater hielt seiner Familie einen Vortrag, und diese guckte schief auf die beiden jungen Leute im Kohlgarten hinab. „Der Mensch ist das eingebildetste Geschöpf!“ sagte der Storch. „Hört nur, wie ihnen der Klapperschnabel geht, und dabei können sie doch keinen richtigen Wirbel schagen! Sie bilden sich etwas auf ihre Redegabe, ihre Sprache ein! Das ist eine wunderliche Sprache: bei jeder Tagereise, die wir zurücklegen, läuft sie für sie in das Unverständliche über; der eine versteht den anderen nicht. Unsere Sprache können wir über die ganze Erde reden, in Deutschland wie in Aegypten. Fliegen können die Menschen auch nicht! Wollen sie schnell von der Stelle kommen, bedienen sie sich einer Erfindung, welche sie Eisenbahn nennen, aber sie brechen dabei auch oft den Hals. Mir überläuft ein kalter Schauer den Schnabel, wenn ich daran denke; die Welt kann ohne Menschen bestehen. Wir können sie entbehren! Mögen wir nur Frösche und Regenwürmer

behalten!" „Das war doch einmal eine mächtige Rede!" dachte die kleine Kröte. „Ein wie grosser Mann es ist und wie hoch er sitzt, so hoch, wie ich noch nie Jemand habe sitzen sehen, und wie er schwimmen kann!" brach sie bewundernd aus, als der Storch mit ausgebreiteten Flügeln sich in die Luft erhob. Und Storchmutter hielt auch eine Rede, erzählte von Aegypten, vom Wasser des Nils und von dem unvergleichlichen Schlamm, der im fremden Land wäre. Das klang der kleinen Kröte ganz neu und reizend. „Ich muss nach Aegypten!" sagte sie. „Wenn mich nur der Storch oder eines seiner Jungen mitnehmen wollte. Ich wollte ihm an seinem Hochzeitstage wieder dienen. Ja, ich komme nach Aegypten, denn ich bin so glücklich! Alle diese Sehnsucht, die Lust, welche ich empfinde, ist besser, als einen Edelstein im Kopfe zu haben." Und nun besass gerade sie den Edelstein: die ewige Sehnsucht und Lust, immer aufwärts! Er glänzte in ihr, er glänzte in Freude, er strahlte in Lust.

Da kam plötzlich der Storch; er hatte die Kröte im Grase gesehen, liess sich hinab und ergriff das kleine Tier nicht gerade behutsam. Der Schnabel presste, der Wind sauste, es war nicht behaglich, aber aufwärts ging es, aufwärts nach Aegypten wusste sie, und deshalb sprühten ihre Augen, es war, als ob ein Funke aus ihnen fuhr.

„Quak, ach!"

Der Körper war tot, die Kröte gemordet. Aber der Funke aus ihren Augen, wo blieb er?

Der Sonnenstrahl nahm ihn auf, der Sonnenstrahl trug den Edelstein aus dem Kopfe der Kröte. Wohin?

Du sollst nicht den Naturforscher fragen, frage lieber den Dichter; er erzählt es dir als ein Märchen; und die Raupe ist mit dabei und die Storchfamilie ist mit dabei. Denke! Die Raupe verwandelt sich und wird ein schöner Schmetterling. Die Storchfamilie fliegt über Berge und Meere fort nach dem fernen Afrika, und findet noch den kürzesten Weg wieder heimwärts nach Deutschland, nach demselben Orte, nach demselben Dache. Ja, das ist in der Tat fast allzu märchenhaft, und doch ist es wahr! Du kannst getrost den Naturforscher fragen, er muss es einräumen; und du selbst sollst es ebenfalls, denn du hast es gesehen. — Aber der Edelstein im Kopfe der Kröte?

Suche ihn in der Sonne, sieh ihn, wenn du kannst!

Der Glanz darin ist zu stark. Wir haben noch nicht die Augen in all' die Herrlichkeit, die Gott geschaffen hat, zu schauen, aber wir erhalten sie noch, und das wird das schönste Märchen, denn wir sind selbst mit dabei.

Hans Christian Andersen.

Wer an eine für die Liebe und durch die Liebe vervollkommnete Menschheit glaubt, muss jedoch lernen, mit Jahrtausenden zu rechnen, nicht mit Jahrhunderten, noch weniger mit Jahrzehnten! *Ellen Key.*

Zur Befreiung des Kindes.

Wie behandle, trainiere und beherrsche ich am besten mein Kind? Das waren bisher Hauptfragen elterlicher Erziehung. Erziehung! Kaum gibt es einen weiteren Begriff, den man versucht hätte so sehr korrekt und bestimmt auf so gewisse Normen und Systeme zu beschränken. Das eben ist es! Diese Systeme! Was ist nicht alles verkümmert und verdorrt unter ihrer „weisen" Begrenzung! Kinderseelen, Menschenseelen in ihrer höchsten Vollendungsmöglichkeit werden fein säuberlich gestutzt und zugeschnitten, just wie das unserem vorwitzigen Hirn behagt.

Die Funktionen des Gehirns sind nun einmal nicht auszuscheiden aus unserer Entwickelung, die eminenten Errungenschaften intellektueller Forschung gerade in der Gegenwart sind keinesfalls zu unterschätzen, nur hätten sie sich, geleitet von einer klaren Intuition, unvergleichlich erhabener noch gestaltet. So aber stehen alle intellektuellen Leistungen vor einem „Halt", weil ihr vornehmstes Instrument, das menschliche Hirnlein irdisch, vergänglich ist; gebunden in feste Schalen kann es der ewigen, absoluten, schrankenlosen Wahrheit ohne Mittler nicht nahe kommen; ebensowenig wie wir uns ohne Flügel in die freie klare Luft erheben können. Aber in uns allen liegt eine Fähigkeit, die beschwingt und befreit von allen materiellen Hindernissen die unermessliche Kluft übersteigt, welche zwischen unserem äusseren Menschen und dem Ewigen liegt, und uns ihm in Momenten völliger Hingabe so nahe bringt, dass es in uns eingeht, und wir uns eins mit ihm fühlen. Dieses einzige Mittel also zur vollen Erkenntnis der Wahrheit über alles Bestehende zu kommen, ist für uns Menschen die Intuition. Sie ist es, die auch ohne Hilfe des Intellekts alle Höhen des Wissens erreicht; der Intellekt aber bleibt ohne ihre Leitung nur an den Prozessen der vergänglichen Materie haften.

Daher kommt es, dass unsere Wissenschaft, so tief sie auch in alle kleinsten äusseren Vorgänge der Natur eingedrungen ist, doch das Alpha und Omega noch nicht gefunden hat. Was wäre also nach dieser Erkenntnis wohl unsere vornehmste Aufgabe?

Die Entwickelung der Intuition, der Fähigkeit, uns selbst und alles um uns innerlich zu **erkennen**." —

Sehen wir uns um, wie es in unseren sogenannten „Stätten des Wissens“ um die Pflege dieser höchsten Fähigkeit bestellt ist. Fangen wir bei unseren Elementarschulen an und gehen wir durch die Gymnasien bis hinauf zu unseren Universitäten, die ja bekanntlich uns mit der höchsten Reife für das Leben draussen privilegieren sollen. Sind diese Universitäten nun wirklich die Quellen jenes unversiegbaren absoluten Wissens? — Darauf gibt es nur ein schmerzliches Nein! Hut ab! vor allem, was man dort erreicht hat. Jede Arbeitsleistung, welcher Art sie auch sei, so lange sie ehrlich ist, ist sie zu würdigen! Was weiss man nicht alles, wenn man seine so und so vielen Semester fleissig studiert hat! Kennt man aber den Weg, der zur Erkenntnis der alles umfassenden Wahrheit führt? Nein, nein, mit wenigen Ausnahmen hat man keine Ahnung davon. — Und von diesen Wenigen muss man sagen, dass sie sich trotzdem etwas von dem ihnen ursprünglich eigenen Schauen, Empfinden und Wissen bewahrt haben; so ist es: trotzdem! Die einseitige Kopfentwickelung hat bei ihnen noch nicht das Herz erstickt!

Mütter! Ihr haltet ein Kind in Euren Armen! Klein und unbeholfen ist es! Werdet Ihr es in Euren Besitz nehmen, formen und modeln nach Eurem Muster, ihm Euer, ach noch so unvollkommenes äusseres Wesen aufprägen? Werdet Ihr Euer Verhältnis zu ihm sogleich auf die rein physische Ebene also herabdrücken?:

„Siehe, ich bin Deine fleischliche Mutter, ich fessle Dich mit irdischen Banden, mein Kind bist Du, mein. Ich werde Sorge tragen, dass Du gross, kräftig, schön wirst und klug! Ja, klüger und verständiger als die Anderen, weil Du mein Kind bist! Hüten will ich Dich und pflegen, vor dem Leben und seinem Weh will ich Dich bewahren, Du, mein Kind.“

O sagtet Ihr doch: „Seele, die du gewartet hast auf mich, dass ich dir das schwere Tor zur Erde öffne, die du uns die Weisheit des Himmels bringst, um sie unseren Sinnen in der Materie zu offenbaren, die du gross bist und rein, an derem Alter ich das meine messe, denn wir, du und ich, sind geboren, als die Einheit in die Zweiheit trat! Gross will ich werden für dich, rein für dich. Alles, was vom Leben draussen an mir haftet, will ich abwerfen, eine Hülle nach der anderen, damit du, deren Augen noch nicht wieder an die Trübungen der Materie gewöhnt sind, mich als deine Schwesterseele erkennen kannst, damit ich immer mehr und mehr geläutert mit dir in deiner unbefleckten Klarheit wohnen kann. Ja, gross will ich sein, rein sein für dich!“

Wenn wir erst vermögen in diesem Sinne unserem Kinde zu leben, dann sehen wir klar den Weg seiner und unserer Entwickelung vor uns. Es wird ein gegenseitiges Helfen und Emportragen sein das ganze Leben fortan. Kein Beherrschen mehr durch den momentan

nur physisch Grösseren — denn diese äusseren Kraftverhältnisse sind ja beständigem Wechsel unterworfen —; kein Zwang mehr wird sein gegen erhabene Gesetze, ein stilles Hinleiten zu hohen Zielen an der Hand der Liebe, ein beständiges Schöpfen und Bereichern aus dem Wissensquell des Anderen wird es sein.

Dann komme das Leben mit seinen Härten. Das Kind, das gewöhnt ist mit seinen eigenen Augen zu sehen, auf seinen eigenen Füssen zu stehen, auf seine eigene Intuition zu lauschen und ihren Weisungen zu folgen, hat nichts zu fürchten.

Die moderne Frau strebt vor allem nach der Entwickelung des Intellekts, nun wohl, warum soll die Frau nicht auf allen Ebenen ihre Erfahrungen sammeln, aber wehe, wenn sie darüber die Stimme in ihrem Inneren vergisst und überhört, wie es der Mann seit Jahrhunderten getan hat, wehe ihr! Draussen harren Tausende von Seelen unverstanden, ungehört ihrer Mutter, die sie erkennen, tragen, leiten, mit ihnen emporwachsen soll, der Vollendung entgegen!

Darum, Mütter, die Ihr kommenden Geschlechtern in Euren Kindern helfen wollt, die Ihr bestrebt seid ihr Leben schön, reich und fruchtbar zu gestalten; Ihr habt es in den Händen übervoll zu geben, indem Ihr das Pflänzlein „Intuition“, das in jedes Kindes Herzen schlummert, unbehindert aufgehen lasst, ihm in Eurer verstehenden Liebe Regen und Sonnenschein gebt, und soweit Ihr es vermögt sein Gedeihen fördert. Dann werdet Ihr das Bewusstsein haben dem angehenden Menschen das Beste mit auf den Weg zu geben; denn, der Erfolg in jeder Phase des Menschenlebens wird durch den Grad unserer Fähigkeit die Höhere Wahrheit zu erkennen bestimmt.

Helene Zillmann.

Der wahre Reichtum eines Menschen oder einer Nation beruht nicht in intellektuellen Errungenschaften, sondern im geistigen Besitz, der allein nur dauernd ist. *Franz Hartmann.*

Nicht Dein Denken, sondern Dein Fühlen durchdringen das Wesen aller Dinge. Nur Deine Seele kann die Seele Alles Seins erkennen. — Die Hülle einer Kreatur kann nur Dein Aeusserstes streifen. *H. Z.*

Ich habe noch nie einen grossen Forscher kennen gelernt, der nicht im Grunde eine Künstler gewesen wäre, mit reicher Phantasie und kindlichem Sinn.
Billroth.

Geheime
Figuren der Rosenkreuzer
aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Nachdem aber viel erwehnte Kleider 5. Jahr in meiner Schlaff-Kammer gelegen, und ich nich wußte wozu sie nütze, Gedachte ich endtlich sie zu verbrennen, umb das Losament zu reumen: und da ich mit sothanen Gedanken den gantzen Tag zugebracht und umbgangen, erschien mir folgende Nacht im Traum die alte hundertjährige Frau und sprach mich folgender gestalt gantz hart an: Du undanckbarer Mensche, ich habe dir nun 5. Jahr hero meiner Tochter Kleider, worunter ihre vornehmbste Clenodien vertrawet, unnd hast dieselben die gantze zeit hero weder gereiniget noch umb der Motten und Würme willen ausgesünnet, und über das alles wiltu nun endtlich die Kleyder mit Fewer verbrennen, ist's nicht genug, das du bist eine ursache des Todts und unterganges meiner Tochter? Da ward ich etwas hitzig für der Stirne, unnd gab ihr zur antwort: Wie soll ich das verstehen, wiltu dann einen Mörder aus mich machen, habe ich doch in 5. Jahren deine Tochter mit Augen nicht gesehen, noch von ihr das geringst nicht gehöret, wie kann ich dann eine ursache jhres Todes sein? Und sie wolte mich nicht außreden lassen, besondern sprach: Es ist alles war, allein du hast Dich gegen Gott versündiget, darumb hat dir auch meine Tochter nicht können zu theil werden, noch die von mir verheisene philosophische Lauge jhre Kleider zu waschen und zu reinigen, erfolgen: dann wie du ansanges, da dir Salomon meine Tochter gutwillig übergab, und du hattest einen abschew für ihren Kleydern, erzürnete der Planet Saturnus, so ihr Großvater ist, unnd verwandete sie aus lauter Zorn wiederumb in das, was sie vor ihrer Geburt gewesen war, und also hast du durch die Verschehmung Saturnum erzürnet, und ihren Todt, verwesung und endlichen untergang veruhrsachet: denn sie ist eben die, von welcher Senior sagt: Ach wehe, bring mir ein nackend Weib wann unansehnlich war mein erster Leib, und ich noch nie Mntter was geworden, biß ich zum andernmal ward geboren, da gebar ich aller Kreutter Wurzeln Krafft, in meinem wesen ward ich Sieghaft etc.

Solche und dergleichen hertzbrechende Wort kamen mir sehr befrembt für, doch enthielt ich mich des Eiffers so viel mir mensch und müglich war, gleichwoll protestirte ich solenniter dargegen, das ich umb ihrer Tochter nichts wüßte, viel weniger von ihrem Todt, verwesung und Untergange: zwar ihre Kleider hatte ich in meiner Schlaffkammer 5. Jahr uber in verwahrung gehabt, aber wegen großer Blindheit nicht erkennet, noch ihre nützung erdenken können, und wehre danhero für Gott und jedermenniglich unschuldig. Diese meine rechtmeßige, woll fundirte entschuldigung, gefiel dem alten Mutterlein nicht übel, sahe mich an und sprach: Ich spüre und merke auß deinem auffrichtigen Gewissen, das du unschuldig bist und soll dir auch deine Unschuld reichlich und wohl belohnet werden: darumb will ich dir auß guten Hertzen und in geheimb offenbahret haben, nemlich: das dir meine Tochter auß sonderbahrer Liebe, und gegen dir tragenden affection unter ihren hinterbleibenden Kleidern ein graw Mormaliertes Kästlein zur Erbschafft verlassen, welches mit einem groben, schwartzen unfletigen Futter überzogen ist (und in deme gab sie mir ein Glaß mit Lauge unnd redete weiter fort) dasselbige Kästlin solt du von Gestanck und Unfletigkeit, so es von den Kleydern bekommen woll reinigen, so bedarfst du keinen Schlüssel, besondern es wird sich selbsten eröffnen und du wirst darinnen finden zweyerley: Ein weiß silbern Büxlein voller herrlicher und auf Bley geschlissener und pollirter schneller Demanten, dann auch ein güldenes stück mit köstlichen solarischen Rubinen geschmücket: und diß ist der Schatz und gantze Verlassenschaft meiner seligen Tochter, welches alles sie dir vor ihrer verwandlung und hintrit zum Erbtheil vermacht und hinterlassen hat. Wirst du nun diesen Schatz künstlich unter einander versetzen (auff das allerhöchste reinigen und stillschweigens, doch mit großer Gedult in einen warmen verborgenen dampffigten durchsichtigen und feuchten Keller versperren, und für Frost, Wind, Hagel, schnellen Blitz hitzigen Donnerstralen und anderer euserlicher zerstörung verwahren biß zur Weitzenärndte, als dann wirst du allererst die große Herrlichkeit des Erbtheils empfinden und theilhafftig werden. Unnd in deme erwachte ich abermahl, und siehe, ich rieff Gott engstiglich an, das er mir wolte eröffnen meinen Verstandt, zu suchen das Kästlein, so mir im Traum verheischet und zugesagt war: Nach vollendetem Gebete suchte ich mit höchstem fleiß und begierde in den Kleydern, und fand es, aber das Futter war so hart darum verschlossen unnd von Natur angewachsen, das ich es nicht vermuchte darvon abzubringen, dann es wolte sich weder mit der Lauge reinigen, noch mit Eysen, Stael, oder anderen Metall zerspalten lassen, lies es also abermahl stehen, unnd wuste nicht was ich damit machen solte, hielte es für ein Zauberwerck, unnd gedachte an den Spruch des Propheten: Und wann du dich schon mit Laugen wuschest und nehmest viel Seiffen dazu so gleisset doch deine Untugend desto mehr für mir, spricht der Herr, Herr.

Und es verlieff wieder ein Jahr das ich gleichwohl mit speculiren und embsigen nachsinnen das Futter nicht wuste zu removiren, biß ich endlich melancholische Gedanken zu vertreiben in einen Garten spacirn ging, nach langem de ambuliren aber setzete ich mich nieder auf einen Kißling Stein, und ward darüber hart entschlafen, Ich schlieff aber mein Hertze wachete: Da erschien mir abermal die alte hundertjährige Hoffmeisterinne unnd sprach: Hast du meiner Tochter Verlassenschaft bekommen? Ich antwortete mit trawriger Stimme, nein, das Kästchen hab ich zwar gefunden, allein das Futter davon zu scheiden ist mir noch zur zeit unmüglich, die lauge die du mir gegeben hast, will das Futter nit angreiffen. Auff diese meine einseltige Rede ward die alte Frawe lechelnd und sprach: wilt du nun Musseln und Krebse fressen mit den Schalen? müssen sie nicht zuvor von dem uhralten Planeten Koche Vulcano gezeitiget und zugericht werden? Ich habe gesagt, du soltest das grawe Kästlein mit der geschenckten Lauge, so auß demselben entsprungen auff das allerhöchste, unnd nicht das außwendige rohe Futter reinigen, besondern must dasselbige zuvor mit der Weisen Fewer verbrennen, alß dann wird es sich woll schicken, unnd fort hierauf gab sie mir etzliche glühende Kohlen in weißen Zindel gebunden, mit fernerem unterricht und andeuten, ich solte hievon ein Philosophisch und gantz künstlich Fewer machen, unnd verbrennen das Futter, so würde ich bald das grawe Kästlein finden, unnd stündlich erhub sich ein Nordt und Südwind, weheten beide zugleich durch den Garten, davon erwachte ich, reinigte meine Augen vom Schlaff, und ward gewahr das die glühende Kohlen in weißen Zindel gewickelt zu meinen Füßen lagen, ich ergriff sie eylendts und mit Freuden, betede fleißig, rief Gott an, studirte und laborirte Tag und Nacht, gedachte interim an den herrlichen und fürtrefflichen Spruch der Philosophen, da sie sagen: Ignis et azoth tibi sufficiunt. Darvon aus Esdra im vierdten Buch saget: Unnd er gab mir einen Becher voll Fewers, und seine gestalt sach als ein Fewer, unnd ich trank es, da wuchs in mir Weißheit: Unnd Gott hat gegeben den fünfften verstant unnd mein Geist war in der Gedächtnüs behalten, unnd mein Mund ist aufgethan, unnd weiter nicht zugethan, unnd da 40. Nacht umbwahren, da sind verfertigt gewesen 204 Bücher, 70 allein für die Weisesten, unnd die wahren würdig zu lesen, unnd auf Buxbaum geschrieben. Und procedirte also in silentio a spe, wie mir das alt Mütterlein in Traum geoffenbahret hatte, biß über ein lange zeit nach der Verheißung Salomonis mein Verstandt silbern, und mein Gedächtnüs gülden ward. Nach deme aber auff unterricht unnd Lehre der alten Hoffmeisterinnen, ich gebührlich und gantz kunstreich den Schatz ihrer Tochter eingesetzet und versperret hatte, als nemlich; die herrlichen glentzenden lunarischen Demanten und die Solarische Rubinen, welche beyde auß einem Kästlein und aus einer Landschaft entsprossen und er-

funden worden, hörete ich die Stimme Salomonis, die da sprach: Mein Freund ist weiß und roth, außerkorn unter viel tausend, seine Locken sein krauß, schwartz wie ein Rabe, seine Augen sein wie Tauben Augen an den Wasserbächen mit Milch gewaschen, und stehen in der Fülle, seine Backen sein wie die wachsenden Wurtzgärtlein der Apotecker, seine Lippen sind wie Rosen, die mit fließender Myrren trieffen, seine Hände sein wie guldene Ringe voll Türkissen, sein Leib ist wie ein Helffen Bein rein, mit Saphiren geschmücket, seine Beine sein wie Marmelseulen gegründet auf guldenen Füßen, seine Gestalt ist wie Libanon, außerwehlet wie Cedern, seine Kehle ist süß und gantz lieblich, ein solcher ist mein Freund, mein Freund ist ein solcher, ihr Töchter Jerusalem: darum solst du ihn halten und nicht lassen, biß du ihn bringest in seiner Mutter Haus, in seiner Mutter Cammer. Und da Salomon diese Wort außgeredet, wuste ich nicht darauf zu antworten, besonderen verstumbte, hatte gleichwohl in willen den eingeschlossenen Schatz wieder zu eröffnen, damit ich müchte Friede haben und ungemolestiret bleiben, da hörete ich anderweit eine Stimme: Ich beschwere euch, ihr Töchter von Jerusalem bey den Rehen und Hinden auff dem Felde, das ihr meine Freundinnen nicht aufwecket noch reget, biß es ihr selbst gefallet, dann sie ist ein verschlossen Garte, eine verschlossene Quelle, ein versiegelter Born, sie ist der Weinberg zu Baalhamon, der Weingarte zu Engeddi, das Nuß und Wurtzgärtlein, der Myrrhenberg, der Weyrauchs Hügel, das Bette, die Sänffte, die Crone, der Palmen und Apfelbaum; die Blume zu Saron, der Saphir, Türckisch, die Maure, Thurn und Brustwehr, der Lustgarte, der Gartenbrun, der Brun lebendiger Wasser, die Fürsten Töchter, unnd die Liebe Salomonis in Wollüsten, sie ist ihrer Mutter die liebste, unnd die außerwehlete ihrer Mutter; Ihr Haupt aber ist volles Tawes, und ihre Locken voll Nachts Tropffen.

Durch diese Rede und offenbahrung ward ich soweit informiret, das ich erkante den Zweck der Weisen, ließ den verschlossenen Schatz unangerühret stehen, biß durch die Barmhertzigkeit Gottes, wirkung der edlen Natur unnd meiner Hände Arbeit alles glücklich vollendet ward.

Kurtz nach dieser Zeit, eben am Tage da der Monat new ward, geschach eine Finsternüß an der Sonnen, die sich gantz schrecklich erzeigte, anfangs mit dunckelgrünen und etwas vermischeten Farben, biß sie endlich Kohlschwartz ward, und verfinsterte Himmel und Erde, da ward den Leuten bang, ich aber frewete mich und gedachte an die große Barmhertzigkeit Gottes, unnd die newe Geburt, wie uns dann das Weitzen Körnlein von Christo selbsten andeutung gibt, es werde dann in die Erde geworffen, das es darinnen verfaule, sonsten bringe es keine Frucht. Unnd es geschach, das die Finsternus mit Wolken bedecket ward, und

die Sonne beginte herfürzublicken gleichwohl wahren noch drey theil hart verfinstert, und siehe: Ein Arm brach durch die Wolcken unnd mein Leib erzittert darfür, hatte einen Brieff mit vier herabhangenden Siegeln in der Hand, darauf stundt geschrieben: Ich bin schwartz, aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalem, wie die Hütten Keelar, wie die Teppich Salomo, Sehet mich nicht an, das ich so schwartz bin, dann die Sonne hat mich so verbrennet, etc. Sobald aber das fixum agierte in das humidum, spannete sich ein Regenbogen, und ich gedachte an den Bund des allerhöchsten, und an die Trewe meines Ductoris, und dessen, der mich unterrichtet hatte, unnd siehe: durch hülffe der Planeten unnd Fixsternen, überwand die Sonne die Finsternüsse, unnd erfolgete über alle Berg und Thal ein gantz lieblicher heller Tag: da hatte alle Furcht unnd schrecken ein ende, und alle die diesen Tag sahen und erlebet hatten, frohlockten dem Herrn und sprachen: Der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin, die Blumen sind herführgekommen im Lande, der Lentz ist herbeigekommen, und die Turteltaub lest sich hören im Lande. Der Feygenbaum und Weinstöcke haben Augen und Knoten gewunnen, unnd geben ihren Geruch: Darum last uns eylend die Füchse fangen, die kleinen Füchse, die den Weinberg verderben, damit wir zeitige Trauben lesen, mit gemachtem Weine gedrencket, und zu rechter zeit mit Milch und Honnigseimb gespeiset, auff das wir truncken und satt werden. Und nach deme der Tag sich geneiget, und der Abendt hereinfiel, entferbte sich der gantze Himmel, unnd das sieben Gestirn ging auff mit gelben Stralen, und liess die Nacht über seinen natürlichen Lauff, bis das es zu Morgendts durch röte der Sonnen übereylet und überschattet ward. Unnd siehe, die Weisen, die im Lande wohneten, stunden auff vom Schlaff, sahen gen Himmel, und sprachen! Wer ist die herfür bricht, wie die Morgenröthe, schön wie der Mond, außerwehlet wie die Sonne, und ist kein Flecken an ihr: dann ihr glut ist fewrig, und eine Flamme des Herrn, das auch viel Wasser nicht mögen die Liebe außleschen, noch die Ströme sie erseuffen: Darumb wollen wir sie nicht lassen, sie ist unser Schwester, unnd ob sie schon ist klein worden, und hat keine Brüste, so wollen wir sie wieder bringen in irer Mutter Haus, in einen durchsichtigen Saal, worinn sie zuvor gewesen, zu saugen ihrer Mutter Brüste, alsdann wird sie hervorgehen wie der Thurm Davidts mit Brustwehr gebawet, daran tausend Schilde hangen, und allerley Waffen der Starcken, und da sie heraußging, preiseten sie die Söhne sehlich die Königinnen und Kebsweiber lobeten sie: Ich aber fiel nieder auff mein Angesichte, danckete Gott, und preisete seinen heiligen Namen.

Epilogus.

Und ist nun, ihr lieben und wahren Sapientiae & doctrinae filii in aller Macht und Herrligkeit das große Geheimnüß der Weisen, und die offenbarung des Geistes vollendet, davon der Fürst und Monarcha Theoph. in Apocalypsi Hermetis sagt: das er sey ein eintziges Numen, ein Göttliches, wunderbahrliches und ein heiliges Ampt, weiln er beschließe die gantze Welt, in ihme sey, werde wahr mit einander, und überwinde warhafftig die Element, und die 5. Substantz. Auch habe noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, noch zu keines Menschen Hertzen gestiegen, was der Himmel diesem Geist der Wahrheit natürlich eingeleibet habe, in ihme stehe alleine die Wahrheit, daher er die Stimme der Wahrheit genennet werde. Auß welches Krefften der Adam und die andern Patriarchen: Abraham, Isaac, und Jacob ihres Leibes Gesundheit, unnd langes Leben gehabt, unnd endtlich darunter in großem Reichthumb geblühet. Durch diesen Geist haben die philosophi die 7. freyen Künste erfunden, unnd ihr Reichthum damit erlanget. Noa habe die Archen, Moyses den Tabernekel, Salomon den Tempel damit gebawet, und durch diesen güldene Geschir von reinem Golde in den Tempel geschaffet, und zu der Ehre Gottes habe auch Salomon damit viel zierlicher Werck verrichtet, und viel ander große thaten mehr gethan. Esdras habe die Gesatz wieder damit aufgerichtet: Maria Moysis Schwester sey damit gastfrei gewesen. Und sei dieser Geist bey den Propheten im Alten Testament sehr üblich und gemein gewesen. Item er sey aller ding Heilgung und Artzney und beste Erforschung, das letzte und höchste Geheimnüs der Natur, das ist der Geist des Herrn, der den Cräiß des Erdreiches erfüllet hat, und im Anfang aufm Wasser geschwebet den die Welt ohne heimliche gnädige einsprechung des heiligen Geistes, oder ohne heimliche Unterweisung der, die ihnen kennen, nicht hette fassen können, denn die gantze Welt wegen seiner Krefften begehret, welcher von den Menschen nicht genugsam könne gegeschetzet werden, welchem die Heiligen von anbeginne der Welt gesuchet und zu sehen inbrünstig begehret hetten. Dann er gehe in die Sieben Planeten, erhebe das Gewülck unnd vertreibe die Nebel, gebe allen dingen ihr Liecht, verkehre alles in Gold und Silber, gebe alle Gesundheit und Überflüssigkeit, die Schätze, reinige Aussatz, heile Wassersucht, Podagram, erklere das Gesicht, verlengere das Leben, stercke die Traurigen, mache gesundt die Krancken, und heile alle Gebrechen, ja, es sey ein geheim aller Geheimnüssen, auß allen heimlichen Dingen eine Heimlichkeit und aller ding Heilung und Artzney.

Item ein begierliches wissen, und liebliches ding aller Dinge die unter der Lunae Circkel sein, mit welchem die Natur gestercket, und das Hertze mit den Gliedern erneuert, die blühenden Jugendt erhalten, das alter vertrieben, die Schwachheit zerstöret, und die gantze Welt renoviret

werden, sey und bleibe einer unergründtlichen Natur, eines unendlichen Gewalts, und einer unüberwindlichen krafft und herrligkeit.

Item dieser Geist sey über alle andere himmlische Ding, oder Geister ein auserlesener Geist, welcher gebe, Gesundheit, Glück, Freude, Fried, Liebe, vertreibe ingemein alles böse, zerstöre Armuth und Elend, mache auch das einer das böse weder reden noch gedencken künne, gebe dem Menschen was er im Hertzen begehre, den Frommen zeitliche Ehre und langes Leben, den Bösen aber die ihn mißbrauchen die ewige Strafe.

Und wollen nun also im Namen der heiligen Dreyfaltigkeit mit diesen wenig Worten das große Geheimnüß des edlen Philosophischen Steins und das höchste Fest der Weisen hochfeyerlich beschlossen und begangen haben.

Dem allerhöchsten, Allmechtigsten, Gott, der diese Kunst erschaffen und deme es auch gefallen hat mir Elenden, sündigen Menschen durch ein versprochenes und tewres gelübte, diese Erkenntnüß zu offenbaren, dem sey ewig Lob, Preiß, Ehre und Danck gesagt, mit gantz demütiger und inbrünstiger Bitte, er wolle mein Hertz, Sinn, und Gemüthe, durch seinen Heiligen Geist also regiren, das ich von diesem Geheimnüs vor niemand rede, viel weniger Ungottfürchtigen mittheile, nach einer einigen Creatur offenbahre, damit ich nicht an meinem Gelübde und Eyde brüchig, ein zerreißer des himmlischen Siegels und ein meinäidiger Bruder Aureae Crucis werde, die göttliche Majestät auf das allerhöchste beleidige, und dardurch eine mächtige unfehlbahre Sünde in den Heiligen Geist wissentlich committire unnd begehe, dafür wolle mich Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist, die hochgelobte Dreyeinigkeit, gnädiglich behüten unnd beständiglich bewahren, Amen, Amen, Amen.

Finis.

(Wir lassen diesem Traktat zunächst die Parabel aus dem zweiten Hefte der Geheimen Figuren folgen. Erst nach dieser soll der alchemistische Teil des zweiten Heftes zum Abdruck gelangen. Zur Erläuterung werden wir erklärende Arbeiten von anderen Alchemisten und Rosenkreuzern veröffentlichen. Der Leser versuche zunächst selbständig den Sinn dieser Symbolik zu entziffern, das wird ihm mehr Freude und Nutzen bringen, als wenn wir die Deutung sogleich hinzufügen. Später mag er seine Gedanken mit den unseren vergleichen.)

P. Z.

Mystische Maurerei.

(Fortsetzung: Kapitel VII. Die Geheimlehre: Das Zeichen des Meisters.)

Man darf nicht annehmen, dass in den Alten Mysterien jeder Initiierte ein Meister in dem in den vorhergehenden Kapiteln bezeichneten Sinne wurde. Es gab die Kleinen und die Grossen Mysterien. Zu den Kleineren waren alle wählbar; zu den Grösseren nur sehr wenige,; und von diesen wenigen wieder, wurde eine noch geringere Zahl bis zum höchsten und letzten Grade erhoben. Einige blieben ihr Lebenlang nur in den niederen Graden, sie waren infolge konstitutioneller Fehler oder mentaler und geistiger Unfähigkeit nicht im Stande vorwärts zu hommen.

Die Mysterien offenbarten den Weltenbau, die Naturreligion, die Menschenverbrüderung die Unsterblichkeit der Seele und die Entwickelung der Menschheit. Keine Zeremonie war künstlich und bedeutungslos; kein Symbol, wie grotesk es dem Unwissenden auch erschien, war nur ein phantastisches.

„Nicht in den Büchern der Philosophen, sondern in dem religiösen Symbolismus der Alten müssen wir nach den Fussspuren der Wissenschaft suchen und die Mysterien der Erkenntnis wiedergewinnen. Die Priester Ägyptens kannten die Gesetze der Bewegung und des Lebens besser wie wir. . . .“*)

Die Philosophie kann uns jedoch den Schlüssel zum Symbolismus, einen universellen Modulus geben. Wahre Philosophie erkennt die Pläne, die von der Gottheit auf dem Reissbrett der Zeit für den Aufbau des Kosmos gezogen sind.

Der Urbegriffe einer solchen Philosophie sind nur wenige und einfache. In der Tat die Wurzelformen mi Symbolismus sind derart. Begriff und Symbol wiederholen sich mit der Entwickelung der Ebenen und werden immer zusammengesetzter, selbst wenn sie von denen, welche wissen, gebraucht werden. Wenn von diesen beiden aus der Symbolismus zur Parabel und Allegorie herabsinkt,

*) **Morals and Dogma, S. 734.**

um die Urbegriffe in eine ethische Sprache zu kleiden, nnd sie für die unwissende Menge verständlich und fesselnd zu machen, so sind sein Gewand und sein Fiat die Worte: „Also spricht der Herr."

Wenn jedoch Unwissenheit der Höhergestellten, oder Lust und Begierde nach Macht die alten Symbole absichtlich unterdrückt entstellt und verdreht, wie es diese vielen Jahrhunderte hindurch geschehen ist, so sind die Massen nicht bereit zu glauben, dass die reine Wahrheit je unbefleckt vom Menschen entdeckt worden sei: Die Vandalen haben ihr Werk besser und erfolgreicher verrichtet, indem sie allen Glauben an die Existenz der Alten Weisheit vernichteten, — als wenn sie die Überlieferungen der Wahrheit selbst zerstören wollten. — Die wirklichen Symbole sind der Modulus der Natur, und diese kann der Mensch niemals zerstören.

„Thales und Pythagoras lernten in den Heiligtümern Ägyptens, dass die Erde sich um die Sonne drehe, aber sie versuchten nie das allgemein bekannt zu geben, denn um das zu tun, hätten sie notwendig eines der grossen Geheimnisse des Tempels, das doppelte Gesetz der Anziehung und Ausstrahlung, oder der Sympathie und Antipathie, der Festigkeit und Beweglichkeit, offenbaren müssen, welches das Prinzip der Schöpfung und die ständige Ursache des Lebens ist. Diese Wahrheit wurde von Lactantius verspottet, wie sie viel später vom päbstlichen Rom als falsch bewiesen wurde."

„So streiten sich die Philosophen, während die Priester, ohne ihnen etwas zu erwidern noch über ihre Irrtümer zu lächeln, in jenen Hieroglyphen, welche alle Dogmen und alle Poesie schufen, die Geheimnisse der Wahrheit niederschrieben." *)

Um seine Autorität und seine Nebeneinkünfte zu bewahren, wird das Kirchtum weder durch Tatsachen, Vernunftgründe noch Argumente, sondern mit einem Bannfluch antworten!! und so lange die Menschen aus Furcht vor dem Bannfluch zu Krenze kriechen, so lange wird die Wahrheit verborgen bleiben. Wenn die Menschen weise und tapfer genug sein werden, den Fluch, sowie dem Fluchenden zu spotten, wird jeder Widerstand gegen Licht nnd Fortschritt zusammenbrechen. Bis dahin werden die unwissenden Massen, die ihren Vorgesetzten nachäffen, die, welche die Wahrheit sprechen, verhöhnen, verspotten und beschimpfen. Freiheit und Erleuchtung sind die einzig wahren Erlöser der Menschheit; während Unwissenheit der Vater des Aberglaubens, und Selbstsucht die Mutter des Lasters sind.

Die Ideale der Kirche und des Staates, die **Motive** der kirchlichen und politischen Priesterherrschaften sind zu allen Zeiten die gewesen, die Menschen vorgeblich zu ihrem Besten zu beherrschen.

*) Morals and Dogma, p. 824.

Die Geheimlehre lehrt den Menschen sich selbst zu beherrschen. So lange Priesterherrschaft alle Dinge dem wirklichen Wohle des Menschen unterordnet, und allen Licht und Erkenntnis gibt in dem Masse, wie sie fähig sind dieselben aufzunehmen, so lange sind sie ein Segen und kein Fluch. Wenn jedoch der Machthaber das Wissen unterdrückt und behauptet Macht durch höheres Recht oder durch Vererbung zu besitzen, statt sie durch Wissen zu beweisen und durch der Menschheit getane Dienste zu verdienen; wenn Unwissenheit oder Unglauben als ein Verbrechen bestraft werden und Menschen den Körper quälen und das Gemüt peinigen unter dieser Teufelsausrede: — „die Seele retten zu wollen" — dann wird die Hierarchie zum Feinde Gottes und des Menschen.

Weder eine politische noch eine religiöse Hierarchie hat jemals lange Zeit in der äusseren Welt existiert ohne zu verderben. Die Fortdauer der Macht muss in solchen Fällen immer von der Unwissenheit des Volkes abhängen; daher wird sich die Hierarchie bis zum Aeussersten der Ausbreitung wahrer Erleuchtung widersetzen. Aus diesem Grunde waren die Geheimlehre und ihre Schüler und Ausleger viele Jahrhunderte in Acht und Bann der Kirche und des Staates, wenn das Kirchentum im Stande war eine Allianz mit demselben zu bilden, Verfolgung in jeder Form, um der Meinung willen war von je das Handsiegel der Weltlichkeit und Irreligion. Das ist die Herrschaft der Macht wider das Recht; das Unter-die-Füssetreten der Schwachen und Hilflosen durch die Starken und Mächtigen; um die Blasphemie noch zu vollenden wird, um die Grausamkeit zu feiern, solche Verfolgung gewöhnlich „im Namen des Herrn" beschlossen.

Die Altäre der Maurerei sind von jeher die Signalfeuer der Freiheit gewesen, und die Loge eine Stadt der Zuflucht, ein Heiligtum des Wissens und des Schutzes für die wandernden Brüder aller Nationen und Zungen.

Nach den Sanktuarien der Alten Mysterien gebildet und auf dem Prinzip der universellen und unbeschränkten Menschenverbrüderung begründet haben sie die Fackel der Freiheit hochgehalten. Wenn in späteren Zeiten Klassenunterschiede und Farbenlinien die Werkmaurerei getrennt haben, die Loge ist nie zur Verfolgung zusammengetreten oder das Werkzeug der Unterdrückung gewesen. Wenn die Schleier, die eine Zeitlang das wahre Licht verdunkelt haben, gehoben sein werden, und jeder Mensch nach seinem eigentlichen innerlichen Wert allein geschätzt wird, und die Maurerei in der Tat und in Wahrheit nicht mehr Personenkultus treibt, dann wird diese grosse Organisation in eine neue Aera des Gedeihens eintreten, wie sie ihr Erbteil aus der ganzen Vergangenheit ist und ihr Recht durch die Macht der brüderlichen Liebe, Hilfe und Wahrheit.

Die Traditionen der Maurerei in späteren Zeiten schliessen die Frau von der Teilnahme an der Arbeit in der Loge aus, aber nicht von allen Rechten und Wohltaten der Maurerei. Die Gründe, welche man für den Ausschluss der Frau angegeben hat, sind hier nicht zu erörtern. Eine hinreichende Antwort für die Anwälte für die androgyne Maurerei mag man in der Geschichte aller Versuche dieselbe zu gründen oder zu beleben finden. Jeder und alle sind fehlgeschlagen und haben sich gewöhnlich fruchtbar für Disharmonien und Skandal gezeigt. Nicht die Frau allein ist dabei der verlierende oder um dieses Ergebnisses am meisten zu tadelnde Teil. Die Alten Mysterien waren organisierte Schulen des Lernens, und Wissen war das Signal des Fortschrittes und die Basis der Kameradschaft. In der modernen Maurerei hat die Brüderlichkeit allein den Platz der Weisheit usurpiert, und im Dienst der Loge für die Menschheit ist ihr grösstes Werk gewesen die alten Merkzeichen als ein Erbteil für die Nachwelt zu bewahren. So ist jeder wahre Maurer in den Jahrhunderten ein Soldat der Wahrheit gewesen, der für seine Altäre und ihre Feuer kämpfte. In diesem Werk der Loge konnte die Frau der Loge keine Dienste leisten.

Während jeder wahre Maurer der loyalste Mensch der Stellung der Frau als Mutter, Schwester, Tochter und Weib gegenüber ist, als Gefährte, Freund und Berater des Mannes würde er durch ihre Gegenwart in der Loge gehindert worden sein, und sie würde durch ihre Zulassung keine Vorteile erlangt haben. Wenn jedoch die Tage des Ritualismus beendet sind, wenn die Maurerei aus der einen Pflicht die Altäre zu schützen und die Wachtfeuer anzuzünden, das Vorrecht ableitet, Lehrer und Erleuchter der Menschheit zu sein, und in ihren Schulen und Kollegien die Philosophie der Natur und des Lebens, wie bei dem Maji der Alten entwickelt werden, und wenn ohne Furcht vor Verfolgung der den Vorurteilen dienenden Machthabern oder glaubensfanatischen Priestern das Licht für alle scheinen kann, dann werden die Tore wahrer Initiation für die Frau wie für den Mann offen stehen, wie es nach Jamblichus in den Schulen des Pythagoras war. Die alte Weisheit beschäftigte sich grösstenteils mit der Seele des Menschen und stellte es sich zur Aufgabe das irdische Leben durch eine Läuterung der Seele und die Erhöhung seiner Ideale zu heben. Sie lehrt, dass die Seelen geschlechtslos sind; und dass das Geschlecht des Körpers nur ein Zwischenfall der Schwangerschaft sei. Keine dem Menschen bekannte Civilisation, welche die Frau erniedrigte, ist je zu einer grossen Höhe emporgestiegen oder hat lange ihre Oberherrschaft behalten. Tatsächlich demonstriert die Geheimlehre mit nicht misszuverstehender Klarheit, dass sexuelle Erniedrigung in jeder Form die Strasse zur Degeneration

und Zerstörung des Mannes und des Weibes ist; und das gilt von Nationen eben so sicher wie von Individuen.

Die niedrigsten und schrecklichsten Kapitel in der menschlichen Geschichte werden in den wissenschaftlichen Werken der Medizinkundigenberichtet. Der Atavismns wird hier wie nirgends sonst erläutert. Hier mehr wie sonst innerhalb der möglichen Erfahrung des Menschen liegt die „Sünde wider den heiligen Geist;“ denn durch dieses offene Tor, durch welches die unheiligsten Leidenschaften und die höllischen Feuer der Lust rauschen, ist es für den Menschen möglich seine menschliche Seele zu verlieren und zu den Tieren herabzusteigen. Wenn Jemand das bezweifelt, so lese er — wenn er kann — einige der wissenschaftlich medizinischen Werke über Geschlechts-Perversitäten und dann konsultiere er Irren-Ärzte und die Symptome und Berichte der Geisteskrankheiten.

„Die erste Lehre, die wir in der Maurerei empfangen, ist: gute Menschen und wahr zu sein. Und die erste Erklärung, welche der Neophit in der Maurerei abgiebt, ist, dass er zur Loge kommt „um zu lernen seine Leidenschaften zu überwinden und sich in der Maurerei zu vervollkommnen,“ d. h. sich zum Bau eines geeigneten Tempels für die innenwohnende Seele zu verpflichten.

Man kann daraus ersehen, dass alle Traditionen und Gebräuche der Maurerei, bezüglich der wahren Initiation vollständig mit der Geheimlehre übereinstimmen und dass beide, durch alle Erfahrung, durch alle Geschichte, durch alle wissenschaftlichen Entdeckungen und Fortschritte hindurch bis heute gerechtfertigt sind. Diese alten Institutionen, verlacht, entstellt, verfolgt und unterdrückt, wie sie es während der letzten fünfzehnhundert Jahre gewesen sind, werden in dem Zeitalter, das jetzt heraufdämmert, ihre Wohltat und ihre Macht beweisen; und man wird sich wundern, dass es der Unwissenheit und Brutalität des Menschen gelingen konnte sie so lange zu unterdrücken. Es ist wahr, dass selbst unter sonst intelligenten Menschen die Mehrheit nicht daran glaubt, dass ein solcher Quell der Erkenntnis je existiert hat. Sie sehen allein auf die Zukunft, und warten, und preisen entzückt jede neue Entdeckung der Wissenschaft zur Verbesserung des Menschen. Für alle jene wird es die grösste Entdeckung sein, dass „zu Plato zurückkehren einen Fortschritt machen heisst“, und dass die Aegyptischen, Chaldäischen und Hindu-Mysterien schon vor Jahrtausenden alle Philosophien erschöpften, alle Wissenschaften verstanden, und ihre kostbaren Schätze der Weisheit in Glyphen und Allegorien zum Wohle der letzten Generationen der menschlichen Rasse überlieferten. Nach und nach werden selbst unsere Wissenschafter wie betrübte und enttäuschte Kinder müde werden zu versuchen, sich beständig immer wieder zu wiederholen, und dann werden sie für die unsterblichen, wenn auch stummen Stimmen

der Vergangenheit kein taubes Ohr mehr haben. Manch einer mag fragen: wie kam es aber, dass die Alten, lange vor der Dämmerung dessen, was wir Geschichte nennen, im Stande waren solche transzendentale Entdeckungen machen.?

Wenn es dem Autor gelungen ist in dem vorhergehenden Kapitel selbst nur einen schwachen Begriff vom Sinn des Wortes „Meister" und davon, was Initiation wirklich bedeutet zu geben, dann wird der Frager nicht weit nach einer Antwort zu suchen haben. Die Geheimlehre erklärt, dass sie das Resultat nicht vergeblichen Ratens oder mühsamer Forschungen unwissender Menschen sei, sondern das Ergebnis der überlieferten und sorgfältig erprobten Erfahrungen von Generationen auf Generationen entwickelter Adepten und Vollkommener Meister, der Vorhut der Menschheit in jedem Zeitalter. Die Dinge sind nicht wahr, weil sie alt sind, sondern alt, weil sie wahr sind. Unsterblichkeit gehört der Wahrheit und nicht dem Irrtum. Eine Sache ist nicht wahr, weil Gott sie sagte, oder gesagt haben soll; sondern Gott sagte sie weil sie wahr ist: und so ist die ganze Manifestation der Natur das gesprochene Wort der Gottheit. Der Meister, welcher eins mit der Natur sowohl wie mit der Gottheit ist, erkennt die Wahrheit und lehrt und überliefert sie für alle Zukunft Generationen von Menschen. Aber nur in einem Zeitalter der Freiheit und Erleuchtung kann die Stimme des Meisters gehört werden; man sollte sich immer daran erinnern, dass die einzige Autorität des Meisters in der Wahrheit liegt; und nicht die Autorität der Wahrheit in dem Meister. Gerade hierin liegt der Unterschied zwischen Religion und Aberglauben. Die Massen werden immer nach einem Zeichen suchen, aber das einzige Zeichen des Meisters ist sein Dienst für die Menschheit. „Der, welcher am besten arbeiten und dienen kann" wird ein Meister genannt. Dienen und Harmonie, das sind die eigenhändigen Unterschriften des wirklich Initiierten. Der Unwissende mag den als einen Gott verehren, der Zeichen und Wunder vollbringen kann, und wenn er der Anbetung überdrüssig ist, kann er zurückkehren um sich im Schlamm zu wälzen, und auf das Wunder vergessen. Daher haben die wirklichen Meister zu allen Zeiten die Oeffentlichkeit vermieden — „sind in die einsamen Berge gegangen" — sind dem Beifall der Menschen ausgewichen, und haben es vorgezogen lieber verachtet und verspottet zu werden, als dass die Wahrheit ignoriert und sie selbst von den Menschen gepriesen würden.

(Fortsetzung: „Die erhabene Loge" folgt.) *Dr. med. J. D. Buck.*

Die metaphysische Grundlage von Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen!"

(Fortsetzung Kapitel V: Ueber die Götterwelt.).

Es ist der alte, ewig neue scholastische Irrtum, welcher den Articulus fidei ohne weiteres durch die rein spekulative Methode als „eine logisch-metaphysische Wahrheit" demonstrieren wollte; „logisch-metaphysisch", welch heterogene Wortverbindung, da die Logik uns die zeitlichen Formen des Erkennens lehrt, während das Metaphysische als Transzendental-Philosophie eben ganz anders geartete Daseins-Formen und Bedingungen ins Auge fasst, wie sie sich nicht in unserem Geiste, in unserem Bewusstsein, wohl aber in unserem Wesen-an-sich finden und höchstens vielleicht in somnambulem Zustande Gegenstand der zeitweiligen Beobachtung werden können. Natürlich können unsere logischen Erkenntnisformen sich später den transzendentalen Einsichten mehr und mehr anpassen, aber niemals sollen wir umgekehrt verfahren: nämlich neuen Einsichten die Bestätigung verweigern, weil sie sich mit unseren „vorläufigen", zur Zeit noch „mangelhaften" Erkenntnisformen — „den Truggebilden unserer noch befangenen Erkenntnis" [1]), — nicht zu vertragen scheinen. Aus der Teleologie würde die Anthropologie; oder wie Feuerbach sich ausdrückt: „Der Unterschied zwischen dem produzierenden heiligen Geist der göttlichen Offenbarung und dem konsumierenden menschlichen Geiste wäre aufgehoben." [2])

Ruft menschlicher Wahn, anstatt hinauszuschweifen über die eingebildeten Grenzen von Ort und Zeit, ein Halt zu, so wird aus der Welt ein Kerker mit allerhand Banden; es wird aus Ruhm Berühmtheit, aus Ehre jene Ehre, die sich schroff abgrenzt, sei es als Familien-, Standes-, Berufs-, National- oder Rassenehre, oder was es sonst für kleinere oder grössere Ehrbarkeiten sein mögen! So wird aus der schweifenden Unendlichkeit die Konvention, nach welcher die Grenzen des Lebens vertragsmässig abgesteckt sind. Diese Konvention nennt Wagner nach deutschem Laute die Sitte, welche uns lehren soll, wie weit es gerade heute und hier Anstand ist, sich auszuleben. Aus der Ethik wird jetzt die Sittenlehre oder die landläufige Moral, welche anstatt eines Ewigkeitswertes immer nur einen relativen Wert haben kann, nämlich je nach Ausdehnung des Landes, wo sie gerade geübt und an der Tagesordnung ist. Es ist der Kultus des Eigennutzes.

[1]) R.; 58, 59.
[2]) L. F. VIII.

Die Grundidee aber, nach welcher Wagner glaubte, ein Weltverhältnis künstlerisch darstellen zu können, war der Wechselbegriff „der Liebe und des Lebens", „des Lebens und der Liebe"[1]. Hiermit stellte der Dichter das Dasein auf die Basis und nicht auf den Kopf, indem nämlich so allein der hohe Begriff der Liebe eine reale Unterlage erhält, sodass alles aus dem Leben, so wie es im Wechsel dahinfliesst — also nicht aus der eingebildeten Einheit unserer intellektuellen Welt oder auch unseres vergänglichen Ich-Bewusstseins — sondern aus der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit abgeleitet werden muss. Die Liebe ist ihm also die bewusste Anerkennung des Lebens, insofern sie der ethische Antrieb wird, unser „Ich" über den offenen Kreis der Unendlichkeit auszudehnen; wir sollen unser „Ich"-Bewusstsein zum Allbewusstsein auswachsen. Wagner setzt damit die Liebe in unmittelbarste Beziehung zur unendlichen Lebensreihe, wie sie in der Weltwanderung Ziel ausgeht auf dieses Gesetzes Erfüllung, so dass er dieselbe Botschaft hat wie Paulus: „Die Liebe wird nicht müde; es müssen aufhören die Weissagungen, und aufhören die Sprachen, und das Erkenntnis wird auch aufhören."[2] Alles wird vergehen, doch die Liebe wird bestehen, wie sie ist, war und sein wird „die urewige Tugend der Lebendigen":

> Die Jahre kommen und gehen,
> Geschlechter steigen ins Grab,
> Doch nimmer vergeht die Liebe,
> Die ich im — Herzen — hab'!
>
> Heine, Buch der Lieder. Heimkehr 27.[3]

Wir sollen, vom Strome des Lebens getragen, Schranke nach Schranke überwinden, denn es gibt keine Grenzen für unsere Liebe, wie sie uns die Formen unseres eingebildeten Intellektes setzen wollen. Man muss angesichts dieser Liebe auch an das im Gegensatz zu Heine so lebensfrohe Wort Goethe's denken:

> „Du führst die Reihen der Lebendigen
> Vor mir vorbei und lehrst mich, meine Brüder
> Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen."
>
> Faust I. Wald und Höhle. V. 2870—72.

Die Liebe wird vom Blute alles Lebens genährt, denn wo die

[1]) Vergl. hierzu N. M. R. XI, 3, S. 105 ff. Die Grundidee der Dichtung.

[2]) An die Corinther 1, 13, 8. — Ueber das Aufhören der Tätigkeit des Denkprinzipes vergl. auch den Aufsatz von P. Zillmann. Meister Eckehart. Rundschau X; 6. 245.

[3]) Wenn dieser unglückseligste aller Dichter hier nur nicht alles wieder durch die zweite Strophe persifliert hätte. Das reine Volksempfinden hat diese Strophe daher längst aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang losgelöst.

Liebe nicht ausgeht, sich im Objekte erst zu finden, da ist sie nur ein Wort, um die Liebesarmut zu verdecken. Die rechte Liebe spricht mit dem weisen Inder: „tat twam asi" (dies — „das Andere" — bist du), sodass ihr die ganze Natur am warmen Herzen liegt. „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst![1]) — Dein Nächster ist aber der weite und erhabenste Begriff des — „Anderen" —.

Die intellektuelle Welt der Götter muss demnach „liebesarm bezüglich lebensarm" werden, je von welcher Seite man ihr Getriebe in Hinsicht auf den Wechselbegriff „Leben gleich Liebe" — „Liebe gleich Leben" betrachten will. Der verjüngende Lebensstrom hat keinen Zugang mehr; je mehr Wasser den Rhein hinabgeflossen sein wird, um so liebesarmer muss uns die Götterwelt zu des Stromes Fülle erscheinen. Der Liebe ist durch die Konvention, durch die Sitte eine bestimmte Grenze gesetzt; je gewaltiger die Triebkraft des Rheinstromes also wird, um so kraftloser, um so lebensarmer muss uns die Götterwelt erscheinen. Der Glaube ist die Ausschau nach dem — „Anderen" —, die Hoffnung oder die metaphysische Sehnsucht ist des Lebens Mut, doch die Liebe ist des Lebens Brot, ist die Kraft, welche uns trägt. Die Ausschau nach dem „Anderen" haben die Götter sich abgeschnitten, ihr Mut ist gebrochen und über das beschränkte Brot des Lebens haben sie zu hadern. In dieser Götterwelt wird uns das armselige Schauspiel eines Schattenlebens vor die Seele gestellt; es wird uns gezeigt: die Eitelkeit des Menschen und seiner eingebildeten Wissenschaft, welche den realen Boden aufgegeben hat, um in schwindelnden Höhen eine kraft- und freudlose Existenz zu fristen.

Es wird dabei im Reiche des Geistes schliesslich so schwül und so unleidlich, dass nur ein reinigendes Gewitter, ein Aufruhr der Elemente, ein Aufstand der empörten Natur wenigstens vorläufig wieder einige Klärung schaffen kann, die als letztes Phänomen einen Regenbogen als Zeichen des Bundes zurücklässt. Dieser Regenbogen bildet die Brücke hier und dereinst auch wieder von der Feste der auf hohem Felsgipfel thronenden Intelligenz zu jenem blumigen Plane der Natur, von welcher sich die Götter durch den Strom des verkannten Lebens, durch den Rheinstrom abzutrennen wagten.

Fortan in dem grundverkehrten Irrtume befangen, dass die Einheit des Intellektes, also: „der Grundgedanke, nach welchem die Form des „Ich"-Bewusstseins geprägt wurde", der Angelpunkt, das Gesetz des Lebens überhaupt sei, so kann sich die Selbstentäusserung der Götter nicht mehr vollziehen. Die Götter im Gegenteil werden durch und durch selbstisch. Würden sie über ihr eigenes Selbst hinausgehen, so müssten sie das Grundprinzip ihres Wissens aufgeben

[1]) Worte Christi 159. — X; 338. — Bayr. Bl. 1881. 33. R. Wagner: „Erkenne Dich selbst."

und sich selbst — die Herrschsüchtigen — entthronen. Sie dürfen jetzt nicht mehr nach dem „Anderen“ trachten oder trachten lassen, sondern können nur das „gut“ heissen, was ihre eigene Grundansicht der Dinge bestätigt. Auf die grosse ethische Frage: „Wo ist das Andere?“ gibt es keine Antwort mehr oder vielmehr, die Antwort trifft auf taube Ohren. Die Götter wollen nur noch sich; sie wollen Geschöpfe, welche gehen, sehen und sprechen wie sie; welche gemacht sind genau wie sie und daher auch die Fehler aufweisen sollen, die ihnen das rechte Gottesmal dünken. Die Götter wollen Knechte, nichts als Knechte; jeder Homunculus [1]) ist ihnen recht, wenn er nur nach ihrem Geiste geprägt und willenlos ihnen ergeben ist. Eine freie, von ihnen unabhängige Lebensäusserung muss ihnen ein Greuel sein, da sie die ihnen so gefällige Form ihres eigenen Bewusstseins vom Sein sprengen könnte. So bricht der geläuterte Wotan schliesslich in die grosse Klage aus:

„O göttliche Schmach!
O schmähliche Not!
Zum Ekel find' ich
ewig nur mich
in Allem, was ich erwirke!
Das And're, das ich ersehne,
das And're erseh' ich nie:
Denn selbst muss der Freie sich schaffen —
Knechte erknet' ich mir nur! VI; 57.

Alles Götterwissen setzt sich geflissentlich in sich selbst gefangen; sie wollen neue Einsichten aus Urerkenntnis nicht mehr zulassen; sie haben sich in ihrer Burg abgeschlossen und sind sich selbst genug geworden. Die Götter sehen die Ergebnisse ihres Wissens als ein für allemal feststehend an, sodass sie vermeinen, in dieser intellektuellen Welt sich eine wandellose, unvergängliche Welt, ein ewiges Werk geschaffen zu haben. Sie glauben in dem augenblicklichen Stande ihres Wissens die Summe aller überhaupt erreichbaren Intelligenz erreicht zu haben, wie Wagner selbst einmal Wotan als Haupt und Obersten der Götter „die Summe der Intelligenz der Gegenwart“ [2]) genannt hat. Es gilt jetzt von den Göttern, wenn Wagner an anderer Stelle sagt: „Die höchste Steigerung des Irrtums ist der Hochmut der Wissenschaft in der Verleugnung und Verachtung der Sinnlichkeit“; [3]) denn unser Wissen ist Stückwerk [4]) und nur Erfahrung bringt Hoffnung.“ [5]) Und wenn der Dichter wieder

[1]) Im gemeinen Sinne des Wortes genommen, über den Goethe'schen Homunculus vergl. W. Bormann, Veit Valentin über Goethe's Homunculus und Helena. Allgem. Zeit. B. 1902. No. 17.
[2]) B; 38.
[3]) III; 57.
[4]) Paulus an die Corinter 13; 9.
[5]) Paulus an die Römer 5; 4.

an anderer Stelle sagt: „Das Wesen der Wissenschaft ist endlich, das des Lebens unendlich, wie der Irrtum endlich, die Wahrheit aber unendlich ist" [1]), so hat sich das Verhältnis umgekehrt. Die Götter sehen jetzt den zeitlichen Stand ihres Wissens als ewige Wahrheit an und wähnen, dass der Lauf des Lebens ein beschränkter sei. Schopenhauer sagt daher einmal warnend: „Wenn in der anschaulichen Vorstellung" — also dem ersten Ergebnis durch Urerkenntnis — „der Schein auf Augenblicke die Wirklichkeit entstellt, so kann in der Abstraktion" — also in der eingebildeten Welt des Intellektes — „der Irrtum Jahrtausende herrschen, auf ganze Völker sein eisernes Joch werfen, die edelsten Regungen der Menschheit ersticken und selbst den, welchen zu täuschen er nicht vermag, durch seine Sklaven, seine Getäuschten in Fesseln legen lassen." [2]) Es ist schliesslich Wotan, welcher die Wahrheit dieser Worte erkennt und leidvoll jenes Joch tragen muss.

Die unseligen Götter verharren in der traurigen Verblendung, dass sie die Wahrheit schon hätten, während doch deren Ergründung ihre grösste Pflicht wäre; und so müssen sie folgerichtig das Grundprinzip ihres Wissens als die letzterkannte, ewig unangreifbare Wahrheit ausgeben. Der Irrtum triumphiert jetzt!

Die Götter sind indes nur liebesarm und haben der Liebe also keineswegs entsagt, wie sie auch den Irrtum und nicht die Lüge wie Alberich repräsentieren; sie haben das Leben geschmeckt, wie es frei dahinfliesst, und können des Trunkes nicht ganz entbehren, wie sie auch das kranke Dasein und nicht die Verneinung des Daseins wie Alberich repräsentieren. Hiermit aber fallen sie notwendig dem Todesfluche des Schwarz-Alben zum Opfer, wenn ihnen der fluchbehaftete Ring auch nur durch die Hände glitt. Obgleich sie also den Fluss des Lebens ernstlich niemals ganz verleugnen können, so wähnen sie es versuchen zu dürfen, in einer intellektuellen Welt sich Macht gewinnen zu können, ihr eingebildetes Leben doch in gewisser Weise verlängern oder auch die dahinwogende Welle des Lebensstromes eindämmen zu können [3]). Sie wissen also, sei es auch noch so uneingestanden — das Bessere: wie die Liebe einzig lebt, indem sie in der Fülle der Mannigfaltigkeit immer wieder vergeht und ersteht; und dennoch streben sie wider besseres Wissen nach einer eitlen Macht, welche diesem Prinzip des Wechsels widerstrebt. Dieser Konflikt ist der Fluch, welcher am Ringe haftet, welchem die Götter nunmehr aus eigenster Schuld verfallen [4]).

---

[1]) III; 56.
[2]) A. Sch. I.; 72.
[3]) R; 35.
[4]) N. M. R. XI.; S. 165. Der Todesfluch Alberichs.

Ihre einzige Sorge ist nur noch, wie sie dem Ende entgehen möchten, welches der Welt ihres Wahnes droht; alles, was in ihnen noch an Liebe enthalten ist, verlangt nach metaphysischer Verjüngung, also: nach Vernichtung der Erscheinung, nach Preisgabe der herrlichen Burg; alles hingegen, was in ihnen ihrer stolzen abgeschlossenen Eigenart frönen will, strebt umso hartnäckiger, sich jener Vernichtung, sich jener Preisgabe zu entziehen. Entsagen die Götter ihrem eigenwilligen Wahne nicht völlig, so nützt ihnen das stolzeste Gebäude menschlichen Wissens nicht, denn wir entbehren die freie metaphysische Einsicht und empfinden schliesslich nur die Kluft, welche uns vom Leben und seiner unerschöpflichen Mannigfaltigkeit trennt. So hoch und erhaben die Burg den Göttern auch scheinen mag, indem sie sich durch die Erbauung dieser Feste am Urgesetze vergingen, bleibt ihnen schliesslich doch nur die Furcht, in die ungeheure Kluft hinabzustürzen, welche sie von der Natur nun trennt. In schwindelnden Höhen haben sich die Götter von jeglicher Urerkenntnis aus dem Grunde des Daseins abgewandt, doch je trotziger sie dieselbe verleugnen wollen, um so bitterer empfinden sie ihr Siechtum, umso schrecklicher empfinden sie die Loslösung vom Leben. Der Rhein rauscht in breiten Fluten am Fusse der stolzen Götterburg vorüber, hin und wieder spritzt der Gischt der Wasserwirbel zu ihr empor, und wenn die Götter hinabschauen in die unendliche, aufgeregte Tiefe, so erfasst sie Entsetzen, ein ahnungsvolles Grauen!

Diese Grauen, diese Furcht vor dem Ende trübt den Göttern jede Einsicht und lässt sie den wahren Propheten, wie er ihnen in Wotan ersteht, völlig verkennen. Die Götter werden eine schwere Schule durchmachen, eine Umwandlung aller Werte erfahren müssen, um wieder sterben zu lernen und zwar sterben im „ewigen" Sinne des Wortes, was selbstloses, liebevolles Aufgehen in die Mannigfaltigkeit, in die werdende Natur bedeutet. Erst als der Mangel an lebendiger Nahrung zu gross wird, da dämmert es, und in Resignation geben sie ihr stolzes Selbstbewusstsein auf, um aufzugehen im Allbewusstsein, um unterzugehen im ewigen Aufruhr der Natur, dessen Brandung sie immer schon zu verschlingen drohte. Solange den Göttern jene Lehre von der Liebe und dem Leben, wie es im Wechsel dahinfliesst, nicht Daseinsprinzip geworden ist, werden sie von der Furcht vor dem Ende nicht frei werden. Gross und gewaltig richtet sich wie ein Gespenst die Furcht vor dem Ende: „der Tod, der Tod, der Tod" immer wieder vor ihnen auf, und anstatt, dass sie das Leben beherrschen, werden sie vom Tode geknechtet und ihr wahnvolles Dasein ist nichts als sehrende Sorge.

(Fortsetzung folgt.) *Dr. Hch. von Lessel.*

Zwei Häuser.

(Kapitel V.)

Jessamy war allein. Red Cross mit seinen trüben Erinnerungen lag hinter ihr. Seit einem Monat lebte sie in den Räumen, die Luigi Vanoni für sie gemietet hatte; sie empfing ihre Klienten und hielt täglich Séancen ab. Sie hatte Sensation erregt und war dadurch in Verbindung mit vornehmen Leuten gekommen; sie lebte bequem, luxuriös, völlig abgeschnitten von der grässlichen Umgebung des Red Cross Court, und ihre Fähigkeiten hatten sich verstärkt. Die Kraft und Vergeistigung, die spirituelle Auffassung Jessamy Mainwarings, das Wachstum vergangener Leben, das alles äusserte sich durch die sensitive astrale Entwickelung von Jess Arden und machte sie zu einer Seherin von wunderbaren Fähigkeiten. Sie sah überall Visionen und lebte in einer Traumwelt zwischen irdischem Leben und geistigem Bewusstsein. Zuerst schaffte ihre bequeme, angenehme Lage ihr ein Gefühl physischer Ruhe, die ihre Seele so erfüllte, dass kein anderes Empfinden aufkam. Dann allmählich erwachten andere Gefühle in ihr; sie sehnte sich danach ihre Mutter zu sehen, und lebte in der Hoffnung, dass das Schicksal sie einander in den Weg führen möge. Aber schliesslich lebte noch etwas Anderes in ihr auf — Stolz auf ihre Fähigkeiten — sie waren ganz echt; ob sie bewusst oder in Trance war, sie waren echt — und ein geistiger Stolz erwachte in ihr, gepaart mit einer Eifersucht, dass ihre Fähigkeiten anerkannt werden möchten. Sie sympathisierte wenig mit Vanoni. Er war wirklich eine sonderbare psychologische Studie, — zusammengesetzt aus Verschlagenheit und Einfalt; ein Selbstbetrüger, der andere betrog, vertrauensunwürdig, unbeständig, eitel. Er war, wie er selbst sagte, ein starkes physikalisches Medium. Er war sehr eifersüchtig auf Jessamy's Gaben, aber er beutete sie aus, weil sie sehr viel Geld damit verdienten. Er brachte es ihr allmählich bei, dass ihre Visionen prophetisch seien, und drehte und wendete sie so, dass sie den verschiedenen Idiosynkrasien seiner Klienten passten. Anfangs versuchte Jessamy die Eindrücke, die er gab, zu verwischen; schliesslich gewöhnte sie sich daran und blieb still, aber allmählich fasste der Gedanke heimlich in ihr Platz, dass sie als Prophetin

höher rangierte als jemand, der nur unerklärliche Bilder sah. Da kam eine Zeit, wo die Fähigkeiten urplötzlich und unerklärlicherweise nachliessen.

In diesen Wochen wusste sie, wie vollständig sie in ihnen lebte. Sie wurde von Schrecken erfasst, und an dem Tage, als sie ihre Kristallkugel aufnahm und fand, dass sie vollständig leer blieb, bebte ihr Herz, und sie war ganz hilflos.

Eine ihrer begeistertsten Anhängerinnen hatte einen Skeptiker mitgebracht, um sie zu sehen. Zu gestehen, dass die Kraft sie verlassen hatte, war hart. Der Mann hatte sie durch seine Skepsis gekränkt und in ihr den Wunsch erweckt, ihm ihre Fähigkeiten zu zeigen. Seine Augen ruhten herausfordernd auf ihr.

„Was sehen Sie, Miss Vanoni?“ rief die Gläubige begierig.

„Sehen Sie überhaupt etwas?“ sagte der Skeptiker, und seine Stimme hatte etwas Ueberlegenes. Jessamy schwieg. Sie hatte Vanoni eingeweiht, dass sie nicht mehr wie früher sehen könne, und er war auf dem Posten. Sie legte ihre Hand an die Stirn.

„Ist Dir das Licht zu grell, Teresa?“ fragte Vanoni.

Jessamy sah zu ihm auf. Er stand hinter den Klienten, seine Hand an der Rouleauxschnur, in der anderen hielt er eine kolorierte Photographie, — es war das Bild eines jungen Mädchens und darunter stand ein Motto geschrieben. Jessamy betrachtete es und dann, fast gänzlich willenlos murmelte sie die Worte des Motto; im Gesicht des Skeptikers ging eine Veränderung vor.

„Sehen Sie diese Worte in dem Krystall?“ fragte er.

„Still!“ rief der Gläubige. „Natürlich sieht sie es darin.“

„Das ist merkwürdig. Sehen Sie noch mehr?“

Nun begann Jessamy das Gesicht auf dem Bilde zu beschreiben. Sie beschrieb es, mit einem wilden Wunsch in ihrem Herzen sich zu zeigen, mit einer wahnsinnigen Furcht, dass ihre Fähigkeiten diskreditiert werden möchten. Als sie mit Sprechen aufhörte, liess Vanoni rasch die Photographie verschwinden. Der Skeptiker stand auf.

„Ich habe genug gehört,“ sagte er mit zitternder Stimme. „Sie haben mich überzeugt, Miss Vanoni. Ich kam voller Zweifel hierher, aber nun glaube ich an Ihre Fähigkeiten.“

Augenscheinlich war er stark bewegt. Er drückte ihr schweigend die Hand und verliess das Haus. Auch auf die Gläubige hatte es einen tiefen Eindruck gemacht. Augenscheinlich kannte sie die Geschichte der Person auf dem Bilde und auch die Beziehung des Motto's nicht.

„Den Wink hast Du famos aufgegriffen,“ rief Vanoni aus. „Wie vorsorglich war es von mir, dass ich mir diese kleine Information über ihn holte! Sein Glaube an uns ist ein grosser Schritt

vorwärts. Konntest Du wirklich nichts sehen? Nun es ist ebensogut ausgegangen."

„Was habe ich getan", schrie Jessamy leidenschaftlich. „Mein Gott! was habe ich getan?"

„Närrin," sagte Vanoni ungeduldig. „Du hast getan, was einzig möglich war. Du wirst doch nicht Deinen ganzen Ruf auf's Spiel setzen, indem Du jenem Manne sagst, dass Deine Fähigkeiten diesmal versagten? So hast Du ein gutes Werk getan. Er war ein eingefleischter Materialist, und Du hast ihn an die Existenz geistiger Dinge glauben gemacht."

„Geistiger Dinge?" sagte Jessamy, indem sie sich erhob und im Zimmer auf und ab ging.

„Wie weiss ich, dass diese Dinge geistig sind? Diese meine Visionen können materiell sein, grob, irdisch, oder von einer geistigen Natur, die im Wesen schlecht ist. Muss Geist unbedingt etwas Gutes sein? Welche heilige Kraft wird zu einem irdischen Wunsche versuchen? Was ist wohl irdischer als Eitelkeit, die durch Lügen unterstützt wird?"

„Pst, pst" unterbrach sie Vanoni, „Sapristi! Jess Arden, Du hast in einer meiner Sitzungen mit eigenen Augen einen materialisierten Geist gesehen. Du weisst, dass ich Dir nichts weiss gemacht habe."

„Ich habe etwas gesehen, was Du einen materialisierten Geist nennst; aber ich weiss nicht, ob es ein Geist war. Seit ich diesen Körper besitze, habe ich sie überall gesehen, — diese schattenhaften Wesen. Aber Geister! Nein! täglich fühle ich mehr und mehr, dass es keine sind. Ich bin ein Geist! — Diese Ueberbleibsel von Menschen, die einst waren, sind es nicht."

„Was sind sie denn?"

„Ich weiss es nicht. Ich tappe da im Dunklen. Ich weiss es nicht."

„Seit Du diesen Körper hast! Es ist nichts Wahres an der Reïnkarnationstheorie. Verlass Dich darauf. Höre auf mich. Ehe ich Dich kennen lernte, hielt ich eine Séance im Hause einer Dame ab, die ihre Tochter kurz vorher verloren hatte; und der Geist der Tochter erschien und wurde von der Mutter erkannt, — und das bei hellem Licht."

„Die Mutter erkannte sie?"

Ja, die Mutter und auch die Anderen kannten sie wieder, es war eine Miss Mainwaring, und — Gott im Himmel! was ist Dir?"

Jessamy sank zurück. Ihre Augen erweiterten sich, sie presste ihre Hände gegen ihren Kopf.

„Bin ich wahnsinnig?" flüsterte sie. „Ist es der Traum eines

Mondsüchtigen? Bin ich tot, oder lebe ich? Sie wurde erkannt! Jessamy Mainwaring wurde — von — ihrer — Mutter — erkannt?"

„Ja gewiss, und von anderen auch."

Jessamy brach in ein Lachen aus. Sie lachte und weinte und bebte, dass Vanoni anfing an ihrer Gesundheit zu zweifeln. Er war ganz verblüfft. Sie hatte sonderbare Unausgeglichenheiten in ihrer Natur. Oft quälte sie sich damit ihre Gedanken auszudrücken, als ob etwas in ihr mit physischen Hindernissen kämpfte. Ein anderes Mal wieder verblüfften ihre Gedanken und ihre Ausdrucksweise an Jess Arden.

Vanoni wartete, bis sie ruhiger wurde, dann sagte er:

„Ich hoffe, dass Du nichts Uebereiltes tun wirst, dass Du Niemanden sagst, dass Deine Fähigkeit nachgelassen hat, — sie wird wiederkommen."

Jessamy antwortete nicht; sie erhob sich und verliess das Zimmer. — Die Fähigkeit kam zurück mit wundervoller Klarheit der Visionen und hielt einen Monat an; dann blieb sie wieder plötzlich aus, und Jessamy musste zugeben, dass sie nichts sehe. Sie verlor das Schauen zwei Tage lang, dann stellte es sich wieder ein. Die Londoner „Season" war auf ihrem Höhepunkt. Jessamy hatte grosse Sensation erregt, und alle Gesellschaftskreise waren von ihrer Fähigkeit überzeugt. Die bittere Sehnsucht nach ihrer Mutter schwächte sich allmälig ab. An Liz dachte sie gar nicht mehr, an Carol Row nur noch selten; sie lebte in einer Welt von Visionen, von ihnen betäubt, umgeben von einer Mauer von undurchdringlichem Stoff, die sie von den Freuden und den Leiden der Menschheit trennte. Sie war glücklich, sie war es zufrieden Jess Arden, die Seherin, zu sein. Plötzlich, im Zenith ihrer Carrière, versagte die Gabe abermals vollständig und augenscheinlich für immer. Eine Woche verging — zehn — vierzehn Tage – sie sah nichts, sie versuchte immer und immer wieder, aber vergebens. Der Körper Jess Arden's ohne ihre mystischen Gaben war ein unerträgliches Gefängnis. Am Abend des fünfzehnten Tages betrat Vanoni ihre Zimmer in grosser Aufregung.

„Höre mich" rief er „Lady Thurston hat geschrieben und bittet Deine Fähigkeiten nächste Woche in ihrem Hause zu zeigen. Wenn Dein Sehen sich nicht bis dahin wieder eingestellt hat, was sollen wir dann tun?"

„Sagen, dass mich meine Gabe verlassen hat!"

„Keinesfalls wirst Du so etwas tun," rief Vanoni ärgerlich. „Mädchen, Du bist ganz toll! Du — Du bist verbrecherisch dumm, oh, — bei meinem Leben, Du bist dumm! Du hast diese Gabe — Du hast sie, sage ich. Willst Du es noch leugnen?"

„Ich hatte sie," — ihre Stimme bebte.

„Du hast sie noch, kleine Närrin! Habe sie! Sie wird wiederkehren. Du musst Deine Bilder sehen bei Lady Thurston. Wenn Du nur irgend etwas schilderst, so wird es schon Jemand auf seine Zukunft beziehen, oder auf etwas, was er von der Zukunft erhofft. Wenn Deine Fähigkeit zuweilen aussetzt, so werden die Leute nichts dabei finden — aber immer? Nein! Also wirst Du in Lady Thurstons Haus Visionen schildern?

„Nein — nicht falsch.“

„Du willst nicht? Lass Dir sagen, dass das einfach unehrlich von Deiner Seite ist. Schuldest Du mir gar nichts? Ist das, was ich Deiner alten trunkenen Grossmutter bezahlte, keine hinreichende Summe?“

„Du bezahltest?“

„Ja, ich kaufte Dich. Du gehörst mir eben so rechtlich, als der Stuhl, auf dem Du sitzst, — wie das Kleid, das Du trägst. Ich kaufte Dich — Du gehörst mir! Was für ein Recht hast Du mich zu beschwindeln? Es ist Schwindelei. Du! Wer bist Du eigentlich, um in dieser Angelegenheit für Dich zu entscheiden? Ein unwissendes, kleines Mädel von der Gasse! Und dorthin woher Du kamst, wirst Du auch wieder zurückgehen!“

Jessamy war blass; ihre Brust hob sich, ihre Augen füllten sich mit Tränen und sie bedeckte sie mit ihren Händen. Vanoni fuhr fort:

„Höre lieber zu, damit Du verstehst, was ich sage, ich meine es ganz ernst. Du hast eine angenehme Position hier, sollte ich meinen. Bequemlichkeit, hübsche Zimmer, schöne Kleider, die beste Verpflegung, Gesellschaft, wie Du sie Dir niemals träumen liessest. Du nimmst eine Stellung ein, die kein Mädchen Deiner Geburt und Herkunft je erreicht. Man spricht von Dir, man bewundert Dich. Wenn Du aber noch lange in diesem Trotz verharrst, wenn Du mir nicht Dein Wort giebst, zu schildern, was Du bei Lady Thurston siehst, ganz gleich ob Du es in Wirklichkeit siehst oder nicht, dann — — siehst Du diese Klingel?“

„Ja.“

„Ich werde klingeln und einen Wagen bestellen und Dich darin nach dem reizenden Ort bringen, wo ich Dich fand, und wenn Mrs. Arden wieder aus dem Gefängnis entlassen ist, werde ich Dich ihrer liebevollen Sorgfalt übergeben.“

Jessamy bebte heftig.

„Ich werde Dich für immer in Red Cross Court zurücklassen,“ fuhr Vanoni langsam und sie beobachtend fort; „Mrs. Arden wird zwar nicht sehr erfreut sein, Dich zu sehen, vermute ich; besonders wenn Du auch dort bei Deiner Weigerung bleibst. Mrs. Arden ist eine Dame, deren Reizen man in ihren liebenswürdigen Momenten

nicht widerstehen kann. Betrunken und in Wut muss sie der reine Teufel sein."

Jessamy bedeckte noch immer ihre Augen mit den Händen. Vanoni hielt inne, zog ihre Hände hinweg und sah ihr bestimmt und forschend ins Gesicht; es war bleich, ihre grauen Augen schwammen in Tränen, ihr Mund bebte, sie war augenscheinlich ganz nieder geschmettert von diesen Aussichten; nicht einmal die Kraft Jessamy Mainwarings konnte die Nerven Jess Arden's beherrschen; sie konnte ihm ihre Hilflosigkeit nicht verbergen.

„Mrs. Arden wird sehr wütend sein," begann Vanoni von Neuem, „ganz natürlich, und ich werde sie darin noch bestärken. Sie wird nicht ermangeln das mit Dir vorzunehmen, was ich sehr gern selbst getan hätte, wenn mich nicht Ritterlichkeit davon abhielte."

Jessamy weinte heftig und versuchte ihm ihre Hände zu entziehen, aber er hielt sie eisern fest.

„Inspirierte Seherin," sagte er, „Wunder Londons, — hübsche Prophetin, es wird eine sehr beschämende und höchst unangenehme Lage für Dich sein."

„Was kann ich tun? Ich werde wahnsinnig werden! Warte! Warte noch kurze Zeit, das Sehen wird wieder kommen."

„Ich werde auch nicht eine Stunde warten. Du wirst mir Dein Versprechen geben, und wenn Du es brichst geht es ohne Zögern zurück zur Grossmutter nach Red Cross Court.

„Gieb mir einige Tage, — habe doch Mitleid!"

„Nicht einen Funken Mitleid habe ich mit Dir. Entweder Du gehorchst mir, oder Du nimmst die Folgen auf Dich. Also entschliesse Dich!"

„O! ich kann nicht! Mr. Vanoni, wenn Sie doch hören wollten, wenn Sie warten wollten!"

Sie kniete zu seinen Füssen nieder und klammerte sich an ihn.

„Nichts will ich hören. Gieb mir Deine Antwort."

Jessamy schluchzte. Vanoni zog die Klingel, und sie schrie laut auf.

„O, nicht doch! nicht doch!"

„Halte Deinen Mund!" sagte Vanoni roh. „Hebe Deine Bitten für Deine Grossmutter auf. Sie werden Dir aber wenig nützen."

„Haben Sie kein Mitleid?"

„Kein's! Du bist ein undankbarer, scheinheiliger, kleiner Teufel! Aber Du sollst Deine Strafe haben! Ich denke, ich kann mich darin auf die liebenswürdige Dame verlassen, die Dich mir verschacherte."

„Hören Sie auf! Ich kann es nicht hören!

„Du wirst es hören müssen! Warum kommt man aber nicht? Ich muss noch einmal klingeln."

„Nein, nein, — bitte nicht."

„Willst Du versprechen?
„Ich kann nicht.“
Die Tür öffnete sich.
„Pfeifen Sie nach einem Wagen, bitte“ sagte Vanoni.
Er beugte sich über sie und zog sie an den Füssen; sie taumelte und fiel ohnmächtig zurück. Vanoni hielt sie auf.
„Krank oder gesund,“ schrie er ihr ins Ohr, „bewusst oder unbewusst — ich werde Dich zurückbringen.“
Der schrille Ton einer Pfeife durchschnitt unten die Luft.
„Halten Sie inne!“ jammerte Jessamy erbarmungswürdig, „Ich verspreche.“
„Ich glaube kaum, dass ich Dein Versprechen jetzt noch annehme. Du machst mehr Scherereien, als Du wert bist.“
„Nein — nein. Ich verspreche.“
„Ich sagte Dir eben, dass ich Dein Versprechen gar nicht mag. Du gibst Dir die Miene einer Herzogin. Ich will von diesem Unsinn nichts mehr wissen, Du bist nichts als Ziererei und Einbildung, aber ich will Dich von beiden heilen.“
„Nein, ich kann das Leben in jenem schrecklichen Hause nicht wieder ertragen,“ rief Jessamy verzweifelt. „Du weisst nicht, was es bedeutet, dieses Entsetzen, dieses Elend. Sie, — das arme Kind, das ich mit meiner ganzen Seele bemitleide, — wie muss es gelitten haben. Aber ich! Denke doch, wie ich dort leide. Denkt doch was es jetzt für mich ist. Ich will Euch gehorchen; ich will Alles tun, was Ihr fordert; ich will Geld für Euch verdienen durch —.“
Die Worte erstarben auf ihren Lippen; sie sank nieder und verbarg ihr Gesicht, denn die Worte Vasarhelys hallten in ihren Ohren wieder: — „Können Sie sich gar keine Verhältnisse vorstellen, unter denen Sie selbst lügen würden, und Geld unter falschem Vorgeben erwerben?“
Sie lag mit dem Gesicht auf dem Boden, zu den Füssen Vanoni's, ihr Herz erfüllt von Scham und Furcht. Furcht vor Mrs. Arden, vor Vanoni, sie, die immer so stark und furchtlos war, so mitleidslos mit Neren und physischer Schwäche. Scham! Sie, die so stolz und unnachsichtig gewesen war.
Vanoni war von einigen Sätzen in ihrer erregt herausgestossenen Rede ganz verblüfft; er hatte gar nicht die Absicht ihr Versprechen zurückzuweisen, es tat ihm gar nicht leid, dass sie ihre Fähigkeit verloren hatte, wenn sie dieselbe nur simulierte; denn er war eifersüchtig wie ein Schulmädchen. Er war nicht eigentlich grausam, nur schwach, eitel und selbstsüchtig. Er liess sie eine Weile weinend zu seinen Füssen liegen und ging zur Türe:
„Sagen Sie dem Kutscher, er solle warten“, befahl er dem Mädchen, das die Treppen herauf kam. Er trat ins Zimmer zurück,

beugte sich herab und hob den schlanken Körper vom Boden auf; sie stiess einen schwachen Schrei aus.

„Willst Du, — willst Du dennoch nicht mein Versprechen nehmen?"

„Setze Dich; sage mir, ob Du mir je wieder solche Unannehmlichkeiten machen willst?"

„N—ein", schluchzte Jessamy.

„Du wirst zu Lady Thurston gehen, und wenn Du selbst da noch keine Visionen hast im Krystall, wenn Deine hellseherische Gabe versagt, wirst Du dann die Natur durch Kunst unterstützen?"

„Ja."

„Dann nimm diese Feder und schreibe es für mich nieder."

„Ich weiss nicht, was ich schreiben soll."

„Ich empfehle Ihnen sich etwas rascher zu besinnen, Miss Arden."

Jessamy fiel es nicht ein, dass ein solches Dokument, wenn es gegen sie gebraucht wurde, ebenso verhängnisvoll für Vanonis eigene Vorspiegelungen werden musste. Bitterlich weinend unterschrieb sie es und unterzeichnete es — Jessamy Mainwaring."

Vanoni nahm es, las es und sah sie an.

„Du hast nur eine einzige Unterschrift hingesetzt", sagte er, „unterzeichne Jessie Arden alias Vanoni."

Sie nahm die Feder nochmals, durchstrich den ersten Namen und schrieb die beiden anderen nieder.

„Ist es gut so?" flüsterte sie demütig, ihre Lippen bebten. Vanoni nahm das Schriftstück, steckte es in seine Tasche und lachte.

„Ja, es genügt," sagte er, „weine nicht, mein Kind; nun sind wir wieder gute Freunde, nun sage mir aber auch, warum Du zuerst jenen Namen unterzeichnetest."

Jessamy lehnte sich zurück, bleich und bestürzt.

„Ich kann nicht. Ich will es Dir nicht sagen," rief sie nervös, „Du würdest es doch nicht glauben."

„Aber ich will es hören."

„Ich kann es nicht sagen."

Vanoni erhob sich anscheinend ungeduldig.

„Setze Deinen Hut auf," sagte er. „Nimm Dein Schriftstück zurück. Soll ich mich beständig durch die Grillen und Geheimnistuereien eines unartigen Kindes ärgern? denn das bist Du trotz Deiner Fähigkeiten."

„Was meinst Du?

„Genau, was ich sage, setze Deinen Hut auf, ich will Dich nach Hause bringen."

„Ich will es Dir sagen, sei nicht mehr böse mit mir."

„Dann fordere mich nicht heraus. Also nun?"

Jessamy erzählte ihm alles; mit leiser Stimme, gebeugten

Kopfe als bekenne sie ein Verbrechen. Vanoni hörte zu ohne sie zu unterbrechen, dann erhob er sich.

,,Bist Du gesund?"

,,Ja — ich bin ganz wohl, — und was ich sage, ist wahr."

,,Dann meine ich," sagte Vanoni langsam, „dass Du eine Menge unnützes Wesen gemacht hast."

„Warum?"

„Du schwörst, dass Du klar bist, und dass Deine Geschichte wahr ist?"

„Ja, das tue ich, es ist mir ganz ernst."

„Mein liebes Kind" sagte Vanoni liebenswürdig, „ich kenne die Frauen und weiss, dass sie gern Geschrei und Wesen um sich machen; ich weiss sie bekommen gern hysterische Anfälle, aber ich hatte keine Idee, dass Du mir eine so köstliche Scene vormachen würdest."

„Ich verstehe nicht —."

„So will ich es erklären, meine Liebe. Ich bat Dich ein paar harmlose nichtssagende verzeihliche Finten zu machen, für einen ausgezeichneten Zweck, und nur zeitweise, und Du spielst Dich als beleidigte Heroin auf."

„Nun?"

„Nun erzählst Du freiwillig und ohne jeden Grund eine so erstaunliche Lüge. Wenn Du solche Geschichten zum Besten gibst, wirst Du Deine Visionen ihres Wertes berauben."

Er verliess das Zimmer und liess Jessamy von Zorn und Scham überwältigt, in Tränen aufgelöst zurück.

(Fortsetzung folgt.) *Ivy Hooper.*

So ist der Mensch.

„Zweimal fünf ist zehn," sagte ich zu dem Kafir. Der Kafir betrachtete seine Finger. „Ja", sagte er nach einer Pause. „Und zweimal zehn ist zwanzig," sagte ich. Der Kafir zögerte. „Zähle es an Deinen Fingern und an Deinen Zehen ab," riet ich ihm. Der Kafir zählte seine Finger und seine Zehen. „Ja," sagte er, etwas zweifelnd. „Dann," fuhr ich fort „fünf mal zehn ist fünfzig." „O, nein," sagte der Kafir, „das ist der reine Mystizismus; kein Mensch hat so viel Finger und Zehen." Er war ein Kafir. *Bolton Hall.*

Rundschau.

Tod durch Verwünschung. Aus Strassburg i. E. wird den „M. N. N.“ geschrieben: In Kastenholz im Elsass starb kürzlich ein 22 jähriges Mädchen Marie Blind unter merkwürdigen Umständen. Das Mädchen hatte mit seiner Mutter einen Kondolenzbesuch bei Nachbarn abgestattet, denen ein junges Mädchen nach langer Krankheit gestorben war. Die Mutter sprach in üblicher Weise Trostworte an die Trauernden, was aber von der Mutter des verstorbenen Mädchens missverstanden wurde. Es kam zu einem peinlichen Auftritt angesichts der Toten, denn deren Mutter war vor Schmerz ausser Fassung geraten und und beantwortete die gutgemeinten Beileidsworte mit den Worten: Sie sind eine herzlose Frau. Sie verstehen nicht, wie's tut, wenn man ein Kind verliert. Doch geht's Ihnen mit Ihrer Tochter auch einmal so, und es wird garnicht lange dauern! Mit diesen Worten war sie zum Totenbett geeilt und schüttelte das tote Mädchen, als wollte sie es mit Gewalt zum Leben zurückrufen. Der Besuch war von diesem Ausfluss des Schmerzes peinlich betroffen. Das junge Fräulein Blind befiel ein heftiges Unwohlsein und es musste zu Bett liegen, beständig jammernd, dass es nun sterben müsse. Obwohl sofort ein Arzt zu Rate gezogen wurde, legten sich die Kopfschmerzen des Mädchens nicht. Eine andere Krankheit an dem Fräulein zu entdecken, war dem Arzte beim besten Willen nicht möglich. Auch der Seelsorger wusste das Mädchen nicht zu beruhigen. Es starb vier Tage später. An was? Niemand wusste es zu sagen. Man steht vor einem Rätsel.

Hierzu wird dem Münchner Blatte von ärztlicher Seite geschrieben: Aus dem vorliegenden Berichte ist nicht mit Sicherheit zu ersehen, ob nicht doch irgend eine wirkliche Krankheit das Mädchen dahingerafft hat. Dann wäre der Tod nur nach, nicht infolge der Verwünschung eingetreten. Eine wirkliche Klärung setzte eigentlich die Sektion voraus. Leider hat nicht einmal der betreffende Arzt es der Mühe wert befunden, irgend etwas zu antworten, wodurch es möglich gewesen wäre, den merkwürdigen Fall mit mehr Sicherheit zu beurteilen. Ganz ausgeschlossen ist es nach anderen Analogien nicht, dass der Tod durch die Verwünschung veranlasst worden ist, eine Annahme, die allerdings, wie nochmals betont sei, den sicheren Ausschluss anderer Todesursachen vor-

aussetzt. Aus der Apostelgeschichte ist der „schleunige Tod Ananias und seines Weibes Sapphira“ bekannt; nach den erschütternden Vorhalten Petrus' über die heimliche Zurückbehaltung eines Teiles seines Vermögens fiel Ananias tot zu dessen Füssen nieder. Und als sein Weib Petrus weiterhin anzulügen versuchte, sprach er zu ihr: „Siehe, die Füsse derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Tür, sie werden dich forttragen“; und alsbald fiel sie zu seinen Füssen und gab den Geist auf. Galverte berichtet von einer Sekte auf der Sandwichinsel, die sich den Besitz der Himmelsgabe zuschreibt, ihre Feinde durch Gebet und Verwünschungen zu töten. Sie kündigen demjenigen, dessen sie sich entledigen wollen, an, dass sie mit ihren Verwünschungen beginnen werden; der Unglückliche stirbt gewöhnlich vor Schreck schon nach der Mitteilung oder er begeht Selbstmord. Ferner sind Fälle vorgekommen, in welchen Märtyrer ihren Peinigern den Tod voraussagten, und dieser eintrat. Also möglich wäre die Einwirkung jener Verwünschung wohl gewesen. — Das klingt nun äusserst beängstigend, so, als ob wir einfach feindlich Gesinnten auf Leben und Tod ausgeliefert wären. Dem ist aber nicht so. Derartige Verwünschungen haben nur eine Einwirkung und können nur eine haben, wenn die darinliegende Suggestion angenommen zur Autosuggestion wird, mit anderen Worten, wenn man an die Verwünschung glaubt, sie auf sich wirken lässt. Wer sich gemütlich nicht erschüttern lässt, sondern innerlich überlegen verhält, der ist gefeit. Und wer das selbst sofort nicht und vollständig erreichen kann, sich aber einem Arzte voll anvertraut, dann vermag dieser durch Gegensuggestion zu helfen. Damit fällt aber nicht des Unrecht weg, das in einer solchen Verwünschung liegt. Denn ein recht unangenehmer, wenn auch nur vorübergehender geistiger Stoss kann dadurch empfindsamen Naturen, namentlich geistig labilen, schon versetzt werden und es bedarf eventuell einiger Zeit, um solche Menschen über das Schreckliche des Erlebnisses hinwegzubringen. Aber das der Tod eintritt, das kommt nie vor, wenn man nur nicht selbst daran glaubt, wenn man nicht dem fremden Einfluss nachgibt!“

Ich möchte hinzufügen, dass es uns zweifelhaft erscheint, dass eine blosse Gegensuggestion in solchen Fällen genügt, um die Wirkung einer Verwünschung aufzuhalten. Wenn der leidende Teil die Verwünschung kennt; so liegt allerdings die Annahme einer Autosuggestion sehr nahe und diese lässt sich wohl beseitigen. Wenn aber die Verwünschung bei Abwesenheit des Verwünschten ausgesprochen wird, so ist die ärztliche Ansicht einer Autosuggestion nicht mehr stichhaltig: Wir sind dann gezwungen, falls nicht eine Zufallsursache (?) mit der Auslösung der Verwünschung zusammenfällt, eine Wirkung der Verwünschung ohne sichtbares Contegium anzunehmen. Da wir nun durch okkulte Erfahrungen gelernt haben, dass Gedanken und Willensregungen Formen annehmen, welche solange im Äter leben, bis sie sich ausgelebt haben oder durch fremde Einflüsse zerstört worden sind, so ist es ganz verständlich, dass eine Verwünschung, wie obige auch ohne Autosuggestion wirksam sein könnte. Auch zweifle ich nicht, dass die Umgebung des betr. Mädchen es an Gegensuggestionen nicht hat fehlen lassen, die jedoch wirkungslos waren. Es wäre aber auch noch eine andere

Erklärung möglich, nämlich die erregte Mutter der Verstorbenen ist durch ihre Erregung hellsehend geworden und hat rein intuitiv die Ereignisse, welche sich mit jenen noch lebenden Mädchen abspielen würden, vorausgesehen und sie nur ursächlich in ihrer Vorstellung mit ihren eigenen Gefühlen verknüpft.

Ich entsinne mich eines ähnlichen Falles, der mir vor einigen Jahren berichtet wurde. X war schwer gekränkt worden von Y. In einer Unterhaltung mit W. wird X aufs höchste erregt über Y, ohne dass Y anwesend ist, und äussert plötzlich intuitiv „Y erlebt das nächste Jahr nicht mehr." X hatte vom Gesundheitszustand des Y keine Kenntnis. Das geschah im Mai des Jahres 18 . . . Im Dez. desselben Jahres starb Y am Weihnachtsabend am Herzschlag. Das ist eine ganz ähnliche Begebenheit. Soweit ich die Verhältnisse kontrollieren konnte, lag von seiten des X weder die Absicht vor Y zu schaden noch eine Kenntnis derartiger okkulter Kräfte, noch mass er seiner Äusserung irgend welche Bedeutung bei. Mir erschien es damals als ein Schauen in die Zukunft. Y hatte seine psychischen Verhältnisse durch seine Handlungen so überspannt, dass sie rückwirkend auf ihn einen tötlichen Ausgang erzeugen mussten. Dies sah X voraus infolge seiner hohen psychischen Erregung.

Ganz werden wir nie hinter den Schleier dieser Vorgänge sehen können. Jeder derartige Fall durfte individuell ganz besonders geartet sein, von Wichtigkeit aber erscheint es mir darauf hinzuweisen, dass hier nicht der Arzt am Platze ist, der von all den okkulten Verhältnissen nichts wissen will, sondern einzig der Metaphysiker in unserem Sinne!

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Klaar, A., wir und die Humanität. Gedankengänge u. Anregungen. (Kulturprobleme der Gegenwart, hrsg. v. L. Berg. Bd. III. Berlin 1902.)

Das bescheidene Büchlein hat eine über das Interesse des Tages weit hinausgehende Bedeutung. Ein in sich abgeklärter Geist gibt uns hier Anregungen, die ein recht tiefes Echo in uns finden müssten. An Humanitätsduselei sind unsere Zeiten wahrlich nicht arm. Aber wo finden wir echte Humanität, wo tritt die Menschlichkeit als Tat in die Erscheinung? Ich schreibe diese Zeilen noch unter dem Eindruck der Petersburger Menschenschlächterei am 22. Januar 1905, und es will mir fast lächerlich erscheinen, angesichts dieser elementaren Verworfenheit an eine Ermahnung der Menschheit zur Menschlichkeit zu denken. Und doch auch diese Bestialität lässt uns nicht zweifeln, dass es in uns eine Kraft gibt, die über das brutale Tier hinausstrebt, dass es eine Kraft der Liebe gibt, die zu üben unsere tägliche Pflicht sein muss. „Von allen Künsten findet die, ein Mensch zu sein, am wenigsten bewusste Pflege." „Wir sind alle miteinander Dilettanten der Humanität, und wir bewundern uns gegenseitig, wie es unter Dilettanten üblich ist." „Die Liebhaberei der Humanität ist in den allerseltesten Fällen Jemandem wichtiger als sein Geschäft."

„Alle Irrtümer vergangener Zeiten liegen uns in den Gliedern, und alle unsere Impulse bedürfen der Befreiung von dem Harnisch der Stumpfheit gegen die Not, die uns in nächster Nähe umgibt. Erst ganz allgemach fallen diese Rinden und Hüllen von uns und mit der Rettung unserer notleidenden Mitbürger geht unsere eigene moralische Befreiung Hand in Hand. Haben wir nicht jeden Bettler um Vergebung zu bitten, und ist es nicht ein Almosen, wenn er uns von Herzen die Hand drückt?" Wem fallen dabei nicht die Worte der Helene Blavatsky ein: „Lass die feurige Sonne nicht eine einzige Träne trocknen, ehe Du sie nicht selbst von dem Auge des Leidenden abgewischt hast. Aber lass jede brennende Menschenträne auf dein Herz fallen und dort bleiben, und wische sie nicht ab, bis der Schmerz, welcher sie ausgepresst hat, gestillt ist." Klaar fragt dann: „Wie verhalten wir uns zu einander, wir und die Humanität? Wir erweisen ihr immer noch mehr kalten Respekt, als dass wir ihr Folge leisteten in jedem lebendigen Zuge unseres Lebens. Wir stehen mit ihr auf dem Fusse der Höflichkeit. Erst Selbsterziehung und eine neuartige Erziehung unserer Kinder kann es dahin bringen, dass wir mit ihr stehen, wie wir stehen sollen: auf dem Fusse der Herzlichkeit."

Also Kindererziehung! — Da ist zunächst das Prüfungswesen, das einer gründlichen Neuerung unterzogen werden müsste. Unsere „Examina" sind geradezu psychologische und pädagogische Ungeheuer. Am geistigen Niedergang der Schüler sehen wir am deutlichsten, wohin diese mittelalterliche Einrichtung führt. Wir erziehen unsere Kinder und sind selbst erzogen worden, für Examina, und nicht für das lebendige Betätigen der Lehren. Die Schule zwingt unzählige tüchtige Menschen, die sich später in ganz anderer Art betätigen, zu

Produktionen von äusserst geringfügigem Werte und ruiniert sogar Talente, die zu dieser Art der Betätigung völlig ungeeignet sind. „Die Prüfung ist der Überfall, die Überrumpelung, die geistig unkeusche Art (ich gebrauche dieses Wort mit Bedacht) den Menschen zur Hervorkehrung seiner Blössen vor Vielen zu zwingen, ein Duell zwischen Lehrer und Schüler, das allenfalls das Nervensystem des letzteren auf die Probe stellt, aber fast niemals über den Grad der Tüchtigkeit und Fähigkeit Auskunft gibt.“ Deshalb nicht Prüfung im heutigen Sinne, sondern „Erprobung“! „Die Erprobung ist die wahrhafte, redliche Nachforschung nach den Wirkungen des Unterrichtes. . . . sie gipfelt darin, dass dem Schüler Anfgaben übertragen werden, in denen er sein Wissen wie im Leben anzuwenden hat.“ etc.

„Die Schule wird erst wieder wahrhaft werden, wenn dieser ausgehöhlte Bau zusammenbricht und aus dem Bedürfnis der Zeit heraus die organische Gliederung des Erprobungswesens an seine Stelle tritt.“ Wer sich weiter für diese Fragen interessiert, den verweise ich auf die Zeitschrift „Deutsche Erziehung“ hrsg. von A. Schulz, Friedrichshagen und auf die Lebensheimer Bestrebungen des Lehrers Peter. Johannes Thiel. Aus der Schule führt uns Klaar ins Leben, ins Stadium des Faustschülers. Auch hier finden wir wohltuende Abgeklärtheit. „Jetzt bricht immer mehr die Erkenntnis durch, die alle grossen Denker längst praktisch betätigten, dass nur ein stetes Ineinandergreifen von induktivem und deduktivem Denken uns der Wahrheit näher bringt.“ Berufswahl! Wie findet der Student „seinen“ Beruf? Diese bedeutungsvolle Frage beantwortet Klaar mit der Forderung, dass den Jüngern der Wissenszweige zunächst ein Überblick über die Gesamtheit der Wissenschaften gegeben werden müsste, gewissermassen eine „Encyklopädie des akademischen Unterrichtes“. Mir fallen dabei die Arbeiten des Freimaurers Chr. Fr. Krause ein, die hierfür recht trefflich vorgearbeitet hätten. Dies führt uns schon zur Entwickelung der Weltanschauung. Das kleinste kann uns recht betrachtet, wie Klaar ausführt, den Urgrund alles Seins und Werdens enthüllen. Kann . . . ! —

Der weitere Inhalt des Buches bringt Betrachtungen über allerlei aus dem Leben, über die Millionärsgenüsse, die der arme Mann sich heute leisten kann, über die Trefflichkeit und Notwendigkeit der Sonntagsruhe, die „Frucht der Bildung“, u. A., die wir hier nur erwähnen, um nicht zu ausführlich zu werden. Bedeutend ist der in versöhnendem Sinne gehaltene Absatz über Nietzsche, aus dem wir nur einen Gedanken herausgreifen wollen: „Dieser leidenschaftliche Feind der Askese, dieser Fanatiker des Sichselbstauslebens, ist doch zugleich, ob er es eingesteht oder nicht, ein Lehrer der Entsagung und Selbstbescheidung, a, der Selbstentäusserung nach einer gewichtigen Seite hin; er fordert auf, den Blick zum Bedeutenden, das für alle ist, zu erheben und darüber das Kleinliche, das man für sich selbst erstrebt, zu vergessen. So ist er nicht nur durch die Reaktion, die seine Verneinung hervorrufen muss, sondern auch durch eine altruistische Anregung, die als Kern in seinen egoistischen Übertreibungen liegt, eine bedeutende Erscheinung“.

Mayer, Hans, die Neueren Strahlungen. (Kathoden-, Kanal-, Röntgen-Strahlen und die radioaktive Selbststrahlung (Becquerel-Strahlen). Vom Standpunkte der modernen Elektronentheorie mit Berücksichtigung der neueren experimentellen Forschungsresultate behandelt und im Zusammenhange dargestellt. 2. Auflage Mähr.-Ostrau 1904. (1.50)

—, Blondlot's N-Strahlen, nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung bearb. etc. M.-Ostrau 1904. (1.—)

Die besten kurzen Darstellungen über die neueren Strahlungen. Wir verweisen auf unsere Radiumartikel und führen nur einige Punkte an, um an der Hand der Mayerschen Erörterungen zu zeigen, welche neuen Gesichtspunkte uns diese Entwickelungen verschafft haben. Zunächst „ist man zu der Erkenntnis gekommen, dass an dem Stoff, an die Materie in untrennbarer Weise Energie gebunden ist.“ „Die gesamten Kraftäusserungen, die uns in der Natur begegnen, sind nichts anderes als Kreislauferscheinungen der mit Materie verbundenen Energie.“ Die Geheimlehre geht hierin einen Schritt weiter und weist die spiralförmige Höherentwickelung des Genaueren nach. — „Die von uns als Grundstoffe angesehenen Elemente sind in Wirklichkeit keine solchen, sondern selbst aus Einheiten höheren Grades zusammengesetzt.“ Das wären also die Lehren der Alchemisten, zu denen man zurückkehrt. „Es gibt einen einzigen Urstoff in Form kleinster, unteilbarer Massenpartikelchen, der in seinen Kombinationen, in der Vereinigung seiner materiellen Elementarstoffpartikelchen die einzelnen chemischen Elemente bildet. (Siehe die Artikel von Rama Prasad in Bd. X der Rundschau).

„Die neuere Äthertheorie nimmt in dem energiebegabten Äther die Urmaterie an und kommt dadurch der modernen exakt wissenschaftlich fundirten Elektronentheorie schon ziemlich nahe.“ Und wie nahe erst dem Okkultismus, dessen eigentliche Arbeits- und Studiendomäne eben dieser energiebegabte Äther ist! — Auf die Elektronentheorie kommen wir an anderer Stelle. Es klingt wie ein Satz aus unserer Geheimlehre, wenn Mayer schreibt: Der minim unendlich kleine Raumteil beseelt mit Energie in elektromagnetischer Art, und die Beeinflussung durch die vorhandene Wirkungsphäre schafft das, was wir als Masse bezeichnen“.

Über die N-Strahlen fügte ich nach den Darstellungen Mayers noch Folgendes einer Wiederholung meines Radiumartikels in der Theosoph. Gesellschaft Nord-Berlin im Jan. d. J. hinzu:

„Entdeckt wurden die N-Strahlen bei Polarisationsversuchen mit Röntgenstrahlen. Blondlot bemerkte dabei, dass ein elektrisches Fünkchen an seinem Apparat unter der Einwirkung einer noch unbekannten Strahlung aufleuchtete. Durch Einschalten einer Quarzlinse konnte er die unbekannte Strahlung konzentrieren und weiter hin gelang ihm auch die Brechung der Strahlung. Da nun den X-Strahlen die Eigenschaft der Refraktion und Reflexion fehlt, so war hier eine neue Strahlengattung entdeckt, eben die N-Strahlen.

Blondlot fand weiter, dass alle ihm bekannten künstlichen Lichtquellen und Wärmequellen diese Strahlenart entsandten. Gewöhnliche Lichtstrahlen werden verstärkt, wenn man bei N-Strahlung „normal“ darauf sieht. Seitlich

emittiertes Licht wird dagegen geschwächt. Ebenso werden phosphoreszierende Substanzen heller aufleuchtend, wenn sie unter N-Strahlen treten. Auch das Sonnenlicht enthält N-Strahlen. Kurz: N-Strahlen tauchen an jedem Körper auf, der in irgend welchen Beziehungen zum Licht steht.

Man hat sich nun gefragt, auf welche Weise das Aufleuchten mattleuchtender Substanzen unter N-Bestrahlung zu erklären sei und hat dazu das Gesetz von Stokes herangezogen demgemäss ultraviolette, unsichtbare, also ganz kurzwellige Strahlen beim Auffallen auf gewisse Substanzen in langwelligere Lichtwellen umgewandelt werden. Wir werden sehen, dass diese Eigenschaft der N-Strahlen für die Heilkunde von höchster Bedeutung ist. Fast alle Gifte entsenden ultraviolette Strahlen, ja wir können sagen, dass Krankheit und Siechtum durch ultraviolette Strahlen in unserem Körper erzeugt wird. Wenn es uns nun gelänge durch Einführung von N-Strahlen die ultravioletten Schwingungen in langwellige Lichtschwingungen zu verändern, so hätten wir ein wundervolles Heilmittel vor uns. In der Tat haben wir bereits im sogenannten animalischen oder besser Menschen- (Heil)-Magnetismus ein solches Heilmittel!

Eine andere Eigenschaft der N-Strahlen ist, dass sie sich in anderen Körpern aufspeichern und erst nach einer gewissen Zeit daraus verschwinden. Beachtenswert ist dabei, dass diese sogenannte sekundäre N-Strahlung schon bei geringem Feuchtigkeitsgehalt der Substanzen zerstört wird. Wasser absorbiert die N-Strahlen völlig. Unser Auge würde auch nicht ein Atom von N-Strahlen sehen, wenn die sogen. wässrige Flüssigkeit im Augapfel nur Wasser enthielte. Sie ist aber leicht salzhaltig, und dadurch wird es dem Auge ermöglicht N-Strahlen zu sehen und sogar selbst N-Strahlen als sekundäre Strahlung zu entsenden.

Eigenartig interessant ist auch, dass Körper, welche unter einer inneren molekularen Kontraktion stehen wie gehärteter Stahl, kristallischer Schwefel, Glastränen spontan und konstant N-Strahlen entsenden. Ferner haben andere Forscher entdeckt, das Gase und Schallwellen ebenfalls N-Strahlen ausschicken. Die Geschwindigkeit dieser N-Strahlen ist der Lichtgeschwindigkeit gleich, also 300 000 km. in der Sekunde". Vergl. N. M. R. XI, 6, S. 265 ff. u. XII, 1, S. 29 ff.

Bigelow, John, das Geheimnis des Schlafes. Autor. Übersetzung nach der 3. Aufl. von Dr. L. Holthof. Stuttg. 1904. (3.— geb. 4.—)

Der Schlaf ist nicht nur der beste Freund des Menschen, sondern wenn richtig ausgenutzt, die Quelle ungeahnter Erkenntnisse und Kräfte. Das besagt schon das Motto dieses Buches aus Jamblichus: „Die Nachtzeit des Leibes ist die Tageszeit der Seele." So lange die Seele in den Banden des Körpers liegt, kann sie sich nur schwer auf sich selbst besinnen. Deshalb erzeugen die Yogis den Samadhi-Zustand, in dem der Körper in kataleptischen Zustand verfällt, damit sie als höhere Seele ungehemmt in höhere Zustände übergehen könnten. Wir brauchen aber nicht bis zu den ekstasischen Zuständen der Inder zu gehen, um die Freiheit der Seele zu geniessen. Allnächtlich im Schlafe löst sich unser höheres Ich von unserm Körper und geht in andere Bewusstseinszustände über. Des Näheren lese man die kleine Studie von C. W. Leadbeater „Träume", welche in der trefflichen Übersetzung von G. K. Wagner, die durch H. P. Blavatsky ver-

mittelte Kenntnis dieser Vorgänge wiedergibt. Interessante eigene Gedanken zu diesem Thema teilt uns John Bigelow, der amerikanische Diplomat und Publizist in obigem Buche mit. (J. B. ist geb. 25. Nov. 1817).

Zunächst führt B. aus, dass das, was an uns nicht materiell ist, geistig ist und vice versa, denn kommt er an der Hand des Goethischen Ausspruches „die Natur hat keine Pause und sucht mit einem Fluche alle Untätigkeit heim“ zur Einsicht, dass es eine vollendete Ruhe im Leben nicht geben kann, dass also der Schlaf auch nicht als Ruhepause aufgefasst werden darf, „dass der Geist sich während des Schlafes nicht in einer besonderen Verfassung oder einem besonderen Zustande befindet, sondern dass er weiter geht und sich genau so wie in den wachen Stunden fortentwickelt.“ „Alles Träumen ist, als vom Schlafe verschieden, unvollkommener Schlaf, es ist ein Zustand, in dem die Erscheinungswelt bereits begonnen hat, uns wiederum zu umdämmern,“ „Die bemerkenswerteste Tatsache (im Schlaf) etc. ist unsere plötzliche und vollständige Loslösung von der Welt, in der wir leben.“ Es ist „die äusserste Befreiung von der Herrschaft der Erscheinungswelt.“ Der Mensch liegt aber darin „nicht in den Banden des Todes, sondern in denen seiner bessern Natur.“ „Unser tägliches Verlangen nach Schlaf ist dazu bestimmt, in uns das Wachstum und die Entwickelung unserer geistigen Eigenschaften in einer Weise zu fördern, für welche die Stunden des Wachseins weniger günstig sind.“

Diese Ansichten beweist und führt der Verfasser nun des Weiteren aus durch Heranziehung der Bibel. Auch hier entwickelt er manche wertvolle Perspektive. Es ist merkwürdig und für B. beweisend, „dass in der Bibel nur selten vom Schlaf die Rede ist, ausgenommen, wenn es sich darum handelt, ihn in Verbindung mit einigen der allerwichtigsten Vorgänge geistiger Vervollkommnung oder Entartung zu bringen.“ „Wer nicht im Schlafe wächst, sagt ein altes göttliches Sprichwort, wächst auch nicht, wenn er wach ist.“ Diese Ideen sind mit vielen Geschichten und Anekdoten zu Beweisen und Anregungen vereinigt, so dass wir das Buch am Schluss nur ungern und mit reichem Nutzen aus der Hand legen.

Schubert, Dr. G. A. von, die Symbolik des Traumes. Weimar 1904. (Neudruck nach der fünften Auflage). (3.—)

Als Ergänzung zu Bigelows Arbeit kommt dieser Neudruck gerade zur rechten Zeit. Er ersetzt das in Hinsicht des Okkulten, was Bigelow mangelt: Die tiefere Kenntnis des jenseiten Lebens, ein Versuch die Träume in ihrer physiologischen wie metaphysischen Ursache zu deuten und hebt besonders die Tätigkeit des Gangliensystems als beachtenswert hervor. Es sei hier ergänzend auch an Kniepfs Arbeit über die Psycho des Gangliensystems erinnert. (Verlag Zillmann —.50). Für die Hausbibliothek unserer Leser ist diese Symbolik ein unentbehrliches Buch.

Jung, D. Joh. Heinr. genannt Stilling, Theorie der Geister-Kunde in einer natur-, vernunft- und bibelmässigen Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt und nicht geglaubt werden müsste. Neue Ausgabe mit Vorwort von K. Fr. Pfau. Mit Portr: die weisse Frau

(Gräfin zu Orlamünde, wie sie öfters im Schlosse zu Berlin gesehen ist.) Leipzig 1903. (3.— geb. 4.—).

Auch dieses Werk gehört dem eisernen Bestand unserer Bibliotheken an. Es erregte vor rund hundert Jahren ungeheures Aufsehen und erfordert auch heute noch durch die oft recht vernünftigen Erklärungen okkulter Phaenomene, die sich mit den von uns heute vertretenen vielfach decken unser Interesse. Manches ist natürlich antiquirt, doch nehmen wir dies gern mit in Kauf. Unter Jung's Schriften ist die „Theorie" die bedeutendste.

Mandello, Dr. K., freimaurische Journal-Revue 1904. Budapest. (Georg Kàrolyi.) Ms. nur für Brüder Frmr.

Es ist ein glücklicher Gedanke, die Ereignisse innerhalb des Bundes wie seine Stellung nach aussen in der Form dieser knappen Notizen von Jahr zu Jahr zu registrieren. Wir möchten nur in wenig Worten darauf hinweisen, dass auch den Bund der religiöse Hauch, der unsere Zeit durchweht, ergriffen hat, und in ihm sich ein neues Leben zu regen beginnt. Es ist freilich noch wenig und die Geister hängen noch fest am materialistischen Schlendrian des 19. Jahrhunderts, aber es wird doch besser. Obige Schrift sei Brüdern empfohlen.

Schmidt, Ferd., theosophische und okkultistische Studien in 17 Briefen. Leinwandmappe 6.— Mk. Einzeln —.50. Leipzig 1904.
Inhalt: Einleitung und Einführung. — Was ist der Mensch? — Die Macht und Kraft menschlicher Gedanken. — Über Karma. — Psychometrie. — Spiritismus. — Hypnotismus und persönl. Magnetismus. — Hellsehen. — Telepathie. — Praktische Heilmethoden. — Lebensweise, Altwerden etc. — Theosoph. Terminologie. —

Dem Werke wünsche ich eine gute Aufnahme in unseren Kreisen. Verf. hat eigene Erfahrungen und eine schlichte, gesunde Art sich verständlich zu machen. Zur Einführung in tiefere Studien sind wenige Schriften so geeignet, wie diese.

Donath, C., wie ich Spiritist wurde und Gott wiederfand! Eine Sammlung selbsterlebter okkulter Vorkommnisse eines Mediums. Leipzig 1904. (1.20).

Zum einen Teil die allbekannten spiritistischen Erlebnisse, zum anderen Teil interessante Visionen. Gut geschrieben, überzeugt, selbsterlebt!

Doneth hat als Medium Anlage zur psychometrischen Diagnose, auf die ein besonderer Hinweis nötig erscheint. Ich habe wiederholt mit ihm experimentiert und meine Freude an der Sicherheit seiner diagnostischen Fähigkeit gehabt. Es wäre zu wünschen, dass Ungläubige, besonders Ärzte, solchen Experimenten beiwohnten. Donaths sichere Arbeit muss selbst die Ungläubigsten überzeugen.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).

Immanuel Swedenborg.

„So wahr Sie mich hier vor Augen sehen, so wahr ist auch alles, was ich geschrieben habe. Ich hätte noch mehr sagen können, wenn es erlaubt gewesen wäre. Sie werden alles selbst sehen, wenn Sie in die Ewigkeit gelangen. Dann werden wir viel miteinander zu reden haben."

Swedenborg auf dem Sterbebette.

„Jeder Mensch, der das Durchschnittsmass geistiger Fähigkeiten besitzt, der ein reines, selbstloses Leben führt und mehr Freude darin findet, seinen Nebenmenschen zu helfen, als selbst Hilfe zu empfangen; wer immer bereit ist, sein eignes Vergnügen für Andere zu opfern; wer endlich Wahrheit, Güte und Weisheit um ihrer selbst willen — nicht wegen des damit verbundenen Nutzens — liebt, der ist ein „Theosoph".

H. P. Blavatsky.

Aus Immanuel Swedenborgs theologischen Schriften.*)

„Religion ist Leben. Das Leben aller besteht im Suchen des Guten und in der Flucht vor dem Bösen. Der Drang dazu wurzelt schon von selbst tief in der menschlichen Natur."

„Glaube ist Wahrheit, somit ist auch seine Lehre eine der Wahrheit. Die Wahrheit aber ist Sache der vernünftigen Ueberlegung. Formt sie sich zur Rede, so belehrt sie uns über das, was wir tun und lassen, d. h. dass wir das Böse fliehen und das Gute tun sollen und zwar welches Böse und welches Gute. Entspringen nun hieraus unsere guten Taten, so vermählen sich Wille und Verstand miteinander. Da nun das Gute eine Sache des Willens, das Wahre eine solche des Verstandes ist, so verbinden sich das Gute und das Wahre gleichfalls. Aus dieser Verbindung geht eine Neigung zum Guten hervor, die ihrer Natur nach Liebe ist, und eine Neigung zum Wahren, die ihrer Natur nach Glauben ist. Diese beiden vermählen sich wiederum in einer Ehe, welche gute Werke erzeugt wie ein Baum die Früchte. Daher gibt es Früchte des Wahren und Früchte des Guten. Die heilige Schrift nennt diese Trauben, jene Oliven."

„Wie viele richten denn heutzutage ihr Leben wirklich den Vorschriften der zehn und anderer göttlicher Gebote gemäss ein? Wie viele bemühen sich wirklich um die Erkenntnis des Bösen, um es durch die Tat zu büssen und so ihr Leben zum Gottesdienst zu formen? Wer von diesen Frömmlern büsst anders als mit dem Munde? Sie bekennen sich im Gebet als Sünder und erbitten von Gott Vater die Vergebung ihrer Missetaten um des Sohnes willen, der ihre Sünden am Kreuze mit seinem Blute gesühnt habe. Ist es nicht klar, dass

*) Aus Immanuel Swedenborgs ausgewählten Werken. Aus den lateinischen Erstdrucken übersetzt und herausgegeben von L. Brieger-Wasservogel und J. Herz. Band I. Theologische Schriften. Uebersetzt und eingeleitet von Lother Brieger-Wasservogel. Mit Buchornamenten von Emil Rudolf Weiss. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1904. (8.— geb. 10.—.) In Vorbereitung: Bd. II. Das Buch von der ehelichen Liebe. Bd. III. Naturwissenschaftliche Schriften.

ein solcher mehr äusserlicher denn innerlicher Gottesdienst nicht dem Herzen, sondern einzig und allein der Lunge entströmt? Ohne eine einzige ihrer Sünden zu kennen, beten sie um deren Vergebung. Aber selbst bei besserem Wissen würden sie sich über ihre Sündhaftigkeit mit Gottes Güte und Nachsicht, mit einem erlösenden und tatenlosen Glauben hinweghelfen. Versuchen wir das Falsche an dieser Auffassung durch einen Vergleich augenfälliger zu machen. Man nehme an, ein Knecht habe sich Gesicht und Kleider berusst und beschmutzt und mutete nun seinem Herrn zu: „Herr, wasche mich ab!“ Würde da der Herr nicht antworten: „Was fällt dir ein, du dummer Knecht? Hier sind Wasser, Seife und Handtuch. Wozu hast du eigentlich deine Hände? Wasche dich selbst!“ — Nun, ebenso wird Gott sprechen: „Ich habe dir Wollen und Können und Mittel zur Sündentilgung genug gegeben. Wenn du aber diese meine Gaben als dir eigen anwendest, so wirst du vor mir gereinigt sein!“

„Ein anderes Beispiel, Wenn du dich nicht selbst vermöge der dir von Gott geschenkten Freiheit vor dem Bösen und dem Teufel schützt, so werden dir Legionen vom Herrn gesandter Engel nichts nützen können, und wenn du zu Hause und in der Kirche Gott auch tausendmal bittest, dich um seines Sohnes willen vor dem Teufel zu behüten, denn der Herr, unser Gott, kann seiner eignen göttlichen Ordnung nicht zuwider handeln. Nach dieser aber hat der Mensch aus seiner ihm von Gott gewährten Freiheit heraus sich selbst auf das in ihm ruhende Böse zu untersuchen und es zu bekämpfen.“

„Die Hypothese der vorherbestimmten Harmonie beruht auf den Vorspiegelungen der Vernunft und den daraus resultierenden Illusionen. Es ist nämlich Illusion, dass Seele und Leib gleichzeitig und in Uebereinstimmung wirken. In Wahrheit gibt es dergleichen nicht, die scheinbare Harmonie gleichzeitigen Wirkens ist stets durch den Einfluss des einen auf das andere vorher bestimmt. Der Mensch denkt, bevor er spricht, und will, ehe er handelt. Darum ist es eine Vorspiegelung der Vernunft, wenn uns die Aufeinanderfolge als Gleichzeitigkeit erscheint.“

„Die geistige Welt beeinflusst die natürliche bis in die geringsten Einzelheiten des animalischen wie des Pflanzenlebens.“

„Das innere Schauen des Menschen, sein Gemüt, erblickt die geistige Sonne, sein äusseres Schauen, das Auge, die natürliche“.

„So bewirkt die Liebe im Menschen Erwärmen und Entflammen, steigert sich zu Eifer oder Zorn. Auch die Blut- und Lebenswärme von Mensch und Tier ist hauptsächlich ihrem Lebensursprunge, der Liebe, zuzuschreiben“.

„Der menschliche Verstand kann das Geistige und noch vielmehr das Göttliche erst dann begreifen, wenn ihn der Herr erleuchtet hat. Also verstehen nur Erleuchtete das Wort . . . Die Erleuchtung

ist wahrhafte Oeffnung des innerlichen Gemütes. Das Heilige fliesst ohne ihr Wissen von Gott durch die Seele ein bei denen, so das Wort heilig halten."

„Niemand vermag den geistigen oder inneren Sinn des Wortes zu verstehen, wenn er nicht weiss, dass in dieser Welt alles sowohl im Ganzen wie im Einzelnen Geistigem entspricht und daher dieses bezeichnet. Das Naturgemässe ist gewissermassen nur eine andere Erscheinungsform des Geistigen, so dass der Unterschied schwer zu finden ist".

„Auf eine richtige Idee von Gott gründet sich der ganze Himmel, und auf Erden die ganze Kirche, sowie überhaupt alle Religion; durch sie entsteht nämlich eine Verbindung, und durch die Verbindung Licht, Weisheit und ewige Seligkeit.

„Wie wichtig es ist, eine richtige Vorstellung von Gott zu haben, ergibt sich klar daraus, dass die Vorstellung von Gott das Innerste des Denkens bei allen denen ausmacht, welche Religion haben; denn das Ganze der Religion und das Ganze des Gottesdienstes ist auf Gott gerichtet; und weil Gott auf allgemeine und besondere Weise in allem ist, was Sache der Religion und Gottesverehrung ist, darum kann ohne richtige Vorstellung von Gott keine Gemeinschaft mit den Himmeln bestehen. Dies ist der Grund, warum jedes Volk in der geistigen Welt seine Stelle nach seiner Vorstellung von Gott als Menschen erlangt; denn in dieser liegt die Vorstellung vom Herrn, und in keiner andern. Dass der Zustand des Lebens nach dem Tode sich bei dem Menschen nach der Vorstellung von Gott richtet, in der er sich bestärkt hat, ist klar aus dem Gegensatz ersichtlich, dass nämlich die Läugnung Gottes und in der Christenheit des Herrn die Hölle macht".

„Wenn Jemand ohne die Vorstellung des Göttlich-Menschlichen über das Göttliche Selbst denkt, so denkt er unbestimmt, und eine unbestimmte Vorstellung ist keine; oder er fasst eine Vorstellung vom Göttlichen aus dem schaubaren Weltall, wobei er keinen oder nur einen dunkeln unbestimmten Zweck hat; und diese Vorstellung verbindet sich mit der Vorstellung der Naturverehrer, und haftet auch an der Natur, und zerfällt dadurch in nichts. Hieraus erhellt, dass auf diese Weise keine Verbindung mit dem Göttlichen, weder durch den Glauben, noch durch die Liebe stattfinden kann; jede Verbindung erfordert nämlich einen Gegenstand, und je nach der Beschaffenheit des Gegenstandes findet die Verbindung statt. Daher kommt es, dass der Herr in Ansehung des Göttlich-Menschlichen Mittler und Vertreter genannt wird; aber Er vermittelt und vertritt bei Sich Selber. Dass das Göttliche Selbst durch keine andere Vorstellung erfasst werden kann, erhellt aus den Worten des Herrn bei Johannes: „Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborne Sohn,

der im Schosse des Vaters ist, der hat ihn uns kund getan" (1,18) und bei ebendemselben: „Ihr habt nie die Stimme des Vaters gehört, noch sein Angesicht gesehen" (5, 37). Dennoch aber, was merkwürdig ist, denken Alle, welche aus sich, oder aus dem Fleische an Gott denken, unbestimmt an Ihn, d. h. ohne irgend welche bestimmte Vorstellung; diejenigen dagegen, die nicht aus sich und auch nicht aus dem Fleische, sondern aus dem Geiste an Gott denken, denken in bestimmter Weise an Ihn, d. h. sie bilden sich eine Vorstellung des Göttlichen unter menschlicher Gestalt. So denken die Engel im Himmel an das Göttliche, und so dachten die Weisen bei den Alten, denen auch das Göttliche Selbst, wenn es erschien, als Gott-Mensch erschien."

Zur neuen Swedenborg-Ausgabe.

„Swedenborg hat 40 Jahre eines unendlich arbeitsvollen Lebens daran gewandt, die ganze Symbolik des Menschengeschlechts in ihrem vollen Umfange aufzuhellen! Er hat es so getan, dass es uns klar wie der leuchtende Tag ist, dass Gott die geistige Welt, die eigentliche Welt bedeutet, deren Abbild die äussere Welt nur ist, deren Gewand. Dieses Gewandes bedient sich Gott, wie sich der Körper seines Kleides bedient. Wir sind Gott, Gott ist wir. Schon andere dachten früher so, keiner aber vermochte daraus eine Religion zu machen wie Swedenborg. Er ist das Glied, welches den Menschen der Kultur wieder an den Urmenschen knüpft und so auch hier die höchste Einheit herstellt."

Von dieser Auffassung Swedenborgs aus hat es Herr Lothar Brieger-Wasservogel unternommen eine Ausgabe Swedenborg'scher Schriften bei Eugen Diederichs erscheinen zu lassen. Der erste Band „Theologische Schriften" liegt uns heute in würdigem Gewande (Buchornamente von E. R. Weiss) vor und enthält: 1. Die Lehre der Neuen Kirche, des neuen Jerusalem der Offenbarung; 2. Der Verkehr auf natürlichem und geistigem Wege oder auch durch vorherbestimmte Harmonie, welcher zwischen Leib und Seele angenommen wird; 3. Vom weissen Pferd in der Offenbarung; 4. Ueber das Wort und seinen geistigen oder inneren Sinn; 5. Ueber das letzte Gericht und die Zerstörung Babylons. — Diese treffliche Auswahl gibt uns ein gutes Bild von Swedenborgs theologischem Wollen.

Die Irrlehren der Kirche lagen seinem so klar und naturwissenschaftlich denkenden Geist wie ein Alp auf der Seele, und es war ihm Lebensnotwendigkeit die göttlichen Wahrheiten in ihrer

Einfachheit wiederherzustellen. So entstanden in der zweiten Hälfte seines Lebens diese theologischen Schriften, welche deutlich das Suchen nach der Urweisheit kundtun, jener Urweisheit, welche wir in moderner Ausdrucksweise als die Theosophie bezeichnen.

Für Brieger hat dieses Suchen nach der Wahrheit die Bedeutung einer neuen Religionsgründung und er sagt sogar: „Indem Swedenborg die ganze Theologie der bisherigen christlichen Kirche zu sich herübernahm und auf ihr eine neue Religion aufbaute, wurde er der letzte grosse Kirchenvater.“ Und als solcher ist er ihm zugleich das geschichtlich notwendige Bindeglied zwischen Spinoza und Goethe.

Wir sehen Swedenborg mit der gleichen Gründlichkeit, vor allem aber mit der gleichen Natürlichkeit der Verstandesgänge die Dogmen der Kirche zerpflücken und an ihrer Statt jene geistige Erklärung setzen, der alles Aeussere nur Symbol des innerlich treibenden Geistigen ist, wie bei Tolstoi. Ueberhaupt möchte ich beide in vieler Hinsicht vergleichen, nur dringt Swedenborg tiefer und steht dem eigentlich okkulten Gebiete, welches mit dem Bewusstseinswechsel von der materiellen Ebene zunächst auf die Aetherebene und von da auf die geistige beginnt, näher als der Initiierte von Jasna Poljana. Gerade für eine Beurteilung Swedenborgs ist es von Wert diesen Bewusstseinswechsel zu beobachten und zu verfolgen. In No. 2 und 4 finden wir besondere Hinweise dafür; noch deutlicher wäre dies geworden, wenn Brieger einiges aus Swedenborgs „Geistigem Tagebuch“ aufgenommen hätte. Dies leitet uns zugleich auf Swedenborgs „Spiritismus“ über. Dass sein „Geister“sehen nicht in den Vordergrund gerückt wurde, ist mit Freuden zu begrüssen. Seine Begegnungen mit Virgil und anderen grossen Männern haben durchaus nicht Anspruch in spiritistischem Sinne gedeutet werden zu können, sondern sind vom psychologischen Standpunkt als Spaltungen seines Bewusstseins zu erklären. Swedenborg war eine Person mit Hellvorstellungen (Ruths), welche ihm diese „spiritistischen“ Streiche spielten. Anders wiederum verhält es sich mit seinen sogen. transzendentalen Fähigkeiten, auf die Brieger im Anhang eingeht. Wir finden da die bekannten Auslassungen Kants neben Briefen Lavaters, Swedenborg-Anekdoten und einer Reihe von Briefauszügen. Im Grossen und Ganzen kann man sich hierüber dem Du Prel'schen Urteil anschliessen, das Swedenborgs transzendentale Fähigkeiten als monoideistische Vorgänge erklärt. Näheres möge man in der zweiten Auflage von Du Prels „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ (Band I. 2. A. Leipzig 1905) nachlesen. Heute tritt natürlich die Persönlichkeit Swedenborgs mit ihrer psychischen Eigenart zurück vor dem Inhalt der Schriften. Diese können uns Allen, welcher spirituellen Richtung wir auch angehören mögen, eine grosse Anregung in unserem Streben nach Wahrheit sein. Manches wird uns abstossen,

manches unverständlich sein, sicher aber das meiste zeigt uns Swedenborg als einen Menschen, dessen tiefes Gemüt Gott gefunden hat und sich durch Ihn leiten lässt. Und da die Erringung dieses Zustandes als Offenbarung Gottes im Menschen, oder als die Erlangung der Gottesweisheit betrachtet wird, so dürfen wir mit vollem Rechte Swedenborg als einen „Theosophen“ bezeichnen.

Das aber will Brieger nicht Wort haben. Er verunziert seine schöne Ausgabe durch folgende Auslassung: „Es muss für Swedenborg ein grosser Augenblick gewesen sein, als in seine augenblickliche Dunkelheit der Lichtstrahl fiel, dass alles Vergängliche nur ein Gleichnis, ein Sinnbild ist. Das war wohl jene erste Erscheinung, von der er in seiner an Symbolen reichen Sprache erzählt, und die von den ihn nicht begreifenden Theosophen so oft in törichter Weise ausgenutzt wird, um den mathematisch nüchternen Denker zu den Ihrigen zu rechnen. Bedarf es des Hinweises, dass Swedenborg kein Theosoph war, sondern ein Pantheist, der würdige Nachfolger Baruch Spinoza's? Wer das aus seinen Schriften nicht zu ersehen vermag, dem möchte auch die genaueste Darstellung nicht seine mit bewusster Absicht geschlossenen Augen aufzutun. Swedenborg sagt selbst, dass ihm das innere Gesicht geöffnet wurde. Mit anderen Worten, aus dem ans Materielle gefesselten Naturforscher wurde ein innerlich Schauender, ein Erkennender, wenn man den Begriff nicht zu eng fasst, ein Gnostiker. Ist die Gnosis einheitliche Erkenntnis des Weltganzen, so werden wir diese auch in Swedenborgs Schriften finden.“

Also genau die Lehre, die seit 28 Jahren unter dem Namen „Theosophie“ Verbreitung gefunden hat, wird hier S. mit Recht untergelegt, aber die Vertreter dieser Anschauungen werden als Unfähige hingestellt, weil sie das Gleiche tun wie Herr Brieger. Augenscheinlich hat Herr Brieger von dem, was man als „Theosophie“ bezeichnet, gar keine Ahnung, ebensowenig wie vom Okkultismus, der in einer Anmerkung ebenfalls in törichter Weise angerempelt wird. Wir müssen es aufs lebhafteste bedauern, dass gerade eine Swedenborg-Ausgabe benutzt wird um über eine so hohe und ernste Sache, wie es die Theosophie in Wirklichkeit ist, in dieser sinnwidrigen Weise herzuziehen. Um nun Herrn Brieger und andere Spinoza-Verehrer darüber zu orientieren, wie die Theosophen vor allen Dingen vom Pantheismus denken, so mögen hier einige Stellen aus H. P. Blavatzky's Geheimlehre hergesetzt werden. Vielleicht veranlasst dies den Swedenborg-Herausgeber sich erst einmal gründlich in theosophischer Literatur umzusehen, ehe er eine ihm sichtlich unbekannte Ideenrichtung lächerlich zu machen versucht.

„Der Okkultismus antwortet auf seinen eigenen pantheistischen Grundlagen und belehrt den Schüler über Götter, Monaden und Atome . . . . Der Okkultismus, der von dem Dasein des Einen Ewigen Elementes und von seiner Gegen-

wart in der Natur weiss, an dessen erster Differentiation die Wurzeln des Lebensbaumes periodisch entspringen, bedarf keiner wissenschaftlichen Beweise. Er sagt: Die alte Weisheit hat das Problem vor Zeitaltern gelöst. Jawohl, du ernster, sowie du spottender Leser: die Wissenschaft nähert sich langsam aber sicher unserem Gebiete des Okkulten. Sie wird durch ihre eigenen Entdeckungen gezwungen, freiwillig oder unfreiwillig unsere Ausdrucksweise und unsere Symbole sich anzueignen. Die Wissenschaft der Chemie ist jetzt eben durch die Macht der Tatsachen gezwungen, sogar unsere Darstellung der Entwickelung der Götter und Atome anzunehmen, die so bedeutsam und unbestreitbar in dem Schlangenstabe des Merkur, des Gottes der Weisheit und in der allegorischen Sprache der uralten Weisen versinnbildlicht ist." G. L. I, 599/600.

„Von den frühen Zeiten der vierten Rasse an, da der Geist allein verehrt und das Geheimnis offenbar gemacht wurde, herab bis zu den letzten herrlichen Tagen der griechischen Kunst beim Herabdämmern des Christentums, haben die Hellenen allein es gewagt, öffentlich dem „unbekannten Gotte" einen Altar zu errichten. Was immer St. Paul in seinem tiefen Gemüte gedacht haben mag, als er den Athenern erklärte, dass dieser „Unbekannte", den sie in Unwissenheit anbeteten, der wahre Gott sei, den er verkündete — diese Gottheit war nicht Jehovah, noch war sie „der Erschaffer der Welt und aller Dinge". Denn nicht der „Gott Israels", sondern der „Unbekannte" der alten und neuen Pantheisten ist es, der „nicht wohnet in Tempeln mit Händen gemacht." G. L. I, 349.

„Die schweigende Verehrung der abstrakten oder noumenalen Natur, der einzigen göttlichen Offenbarung, ist die Eine veredelnde Religion der Menschheit."
G. L. I, 409.

„Der Pantheismus kann in weitester Ausdrucksweise mit denselben Worten ausgedrückt werden, mit welchen das Purana den Vishnu beschreibt:

„Er ist die ideale Ursache der Potenzen, die in dem Schöpfungswerke geschaffen werden sollen; und aus ihm gehen die zu schaffenden Potenzen hervor, nachdem sie zur realen Ursache geworden sind. Ausser dieser einen idealen Ursache gibt es keine andere, auf die die Welt bezogen werden kann .... Durch die Kraft dieser Ursache kommt jedes erschaffene Ding nach seiner eignen Natur. (Vishnu Purana I, 4.)"
G. L. I, 372.

„Was in der modernen Ausdrucksweise als Geist und Materie bezeichnet wird, ist Eins in der Ewigkeit als die beständige Ursache, und ist weder Geist noch Materie, sondern „Es" — im Sanskrit wiedergegeben durch „TAD", „dieses" — alles, was ist, war oder sein wird, alles, was sich die Einbildungskraft des Menschen vorzustellen fähig ist. Selbst der esoterische Pantheismus des Hinduismus stellt es besser dar als jemals irgend eine monotheistische Philosophie, denn in herrlicher Sprache beginnt seine Kosmogonie mit den wohlbekannten Worten:

„Da war weder Tag noch Nacht, weder Himmel noch Erde, weder Finsternis noch Licht. Und da war nichts anderes wahrnehmbar durch die Sinne oder durch die geistigen Fähigkeiten. Da war damals jedoch das eine Brahma, seinem Wesen nach Prakriti (Natur) und Geist. Denn die zwei Aspekte des Vishnu, die andere sind als sein höchster wesentlicher Aspekt, sind Prakriti und Geist, o Brahmane. Wenn diese beiden anderen Aspekte von ihm nicht länger vorhanden sind, sondern aufgelöst sind, dann wird dieser Aspekt, aus welchem Form und das Uebrige, d. i. die Schöpfung, aufs neue hervorgehen, Zeit genannt, o Zweimalgeborener." G. L. I, 595.

„Dass doch der moderne Philosoph, während er sich eigenmächtig auf den höchsten Gipfel bisher erreichter menschlicher Intellektualität setzt, sich nicht geistig und intuitiv so weit hinter den Vorstellungen der alten Griechen zurück-

stehend zeigte, die selbst wieder in dieser Hinsicht auf einer viel niedrigeren Stufe standen, als die Philosophen des östlichen arischen Altertums! Hylozoismus, wenn philosophisch verstanden, ist der höchste Aspekt des Pantheismus. Er ist das einzig mögliche Entrinnen aus dem blödsinnigen Atheismus, der auf tötlicher Materialität begründet ist, und aus den noch blödsinnigeren anthropomorphischen Vorstellungen der Monotheisten, zwischen welchen er auf seinem eigenen, gänzlich neutralen Boden steht. Der Hylozoismus fordert absolutes göttliches Denken, welches die zahllosen, tätigen, schaffenden Kräfte oder „Schöpfer" durchdringen würde, welche Wesenheiten von jenem göttlichen Gedanken bewogt sind und in, von und durch ihn ihr Dasein haben; der letztere hat nichtsdestoweniger nicht mehr persönlichen Anteil an ihnen und ihren Schöpfungen, als die Sonne hat an der Sonnenblume und ihren Samen, oder an der Vegetation im allgemeinen. Von solchen tätigen „Schöpfern" weiss man, dass sie existieren, und man glaubt an sie, weil sie von dem inneren Menschen im Okkultisten wahrgenommen und empfunden werden. So sagt der letztere, dass eine absolute Gottheit, da sie unbedingt und ohne Beziehung sein muss, nicht gleichzeitig als ein tätiger, schöpferischer, einziger lebendiger Gott gedacht werden kann, ohne unmittelbare Herabwürdigung des Ideals. Eine Gottheit, welche sich in Raum und Zeit offenbart — welche beiden einfach die Formen von TAT sind, welches das absolute All ist — kann nur ein Bruchteil des ganzen sein. Und da jenes „All" in seiner Unbedingtheit nicht geteilt werden kann, daher kann dieser empfundene Schöpfer (wir sagen Schöpfer in der Mehrzahl) im besten Falle nur der blosse Aspekt desselben sein. Um dieselbe Metapher zu gebrauchen — ungeeignet zwar, die volle Idee auszudrücken, aber wohl passend für den gegenwärtigen Fall — so sind diese Schöpfer wie die zahlreichen Strahlen der Sonnenscheibe, welche unbewusst und unbekümmert um das Werk, bleibt; indess ihre vermittelnden Werkzeuge, die Strahlen, in jedem Frühlinge — der manvantarischen Dämmerung der Erde — die instrumentellen Mittel werden, die der Natur und ihrer differenziierten Materie innewohnende, schlummernde Lebenskraft zu befruchten und zu erwecken. Dies wurde im Altertum so wohl verstanden, dass selbst der mässig religiöse Aristoteles bemerkte, dass ein solches Werk der unmittelbaren Schöpfung für Gott ganz unschicklich wäre — aprepes to Theo. Plato und andere Philosophen lehrten dasselbe: Die Gottheit kann nicht selbst Hand an die Schöpfung legen — autourgein hapunta. Das nennt Cudworth „Hylozoismus". Wie der alte Zeno nach Laërtius gesagt haben soll:

> „Die Natur ist ein von sich selbst nach im Keime vorhandenen Prinzipien bewegter Zustand; sie vervollkommnet und enthält jene verschiedenen Dinge, welche zu bestimmten Zeiten von ihr hervorgebracht werden, und handelt in Uebereinstimmung mit dem, von dem sie abgetrennt worden ist." (Cudworths Intellectual System I, 328.)" G. L. II, 167 ff.

„Der stoffbewegende Nous, die belebende Seele, die jedem Atom innewohnt, sich im Menschen offenbart, im Stein verborgen liegt, hat verschiedene Grade der Kraft; und diese pantheistische Idee einer allgemeinen Geist-Seele, die die ganze Natur durchdringt, ist die älteste aller philosophischen Anschauungen."
G. L. I, 82.

„Wenn daher die Pantheisten einen Widerhall der Upanishaden bilden, die ebenso wie die Geheimlehre behaupten, das „DIESES" nicht erschaffen kann, so leugnen sie nicht einen Schöpfer, oder vielmehr ein kollektives Aggregat von Schöpfern, sondern sie weigern sich bloss sehr logisch, „Erschaffung" und speziell Gestaltung — etwas Begrenztes — einem unbegrenzten Prinzipe zuzuschreiben. Ihnen ist Parabrahman eine passive weil absolute Ursache, das unbedingte Mukta. Bloss begrenzte Allwissenheit und Allmacht wird dem letzteren abgesprochen, weil das noch immer Attribute, reflektiert in den menschlichen Vorstellungen, sind, und weil Parabrahman, als das höchste ALL, immer unsichtbarer Geist und

Seele der Natur, wandellos und ewig keine Attribute haben kann; da der Ausdruck Absolutheit ganz natürlich jede Idee des Zusammenhanges mit dem Endlichen oder Bedingten ausschliesst. Und wenn der Vedantist die Forderung aufstellt, dass Attribute bloss seiner Emanation angehören, die er Ishvara plus Maya und Avidya (Agnostizismus und Nichtwissen vielmehr als Unwissenheit) nennt, so ist es schwer, irgend welchen Atheismus in dieser Vorstellung zu finden."
G. L. I, 36.

„Der Pantheismus kann „physikalisch" wiederentdeckt werden. Das ganze Altertum hat ihn gekannt, eingesehen und gefühlt. Pantheismus offenbart sich in der weiten Erstreckung des Sternenhimmels, in dem Atmen der Meere und Ozeane, und in dem Erzittern des Lebens im kleinsten Grashalme. Die Philosophie verwirft den einzigen endlichen und unvollkommenen Gott im Weltall, die anthropomorphische Gottheit des Monotheisten, so wie sie die Anhänger derselben darstellen. Sie weist, kraft ihres Namens einer Philo-theo-sophia, die groteske Idee von sich, dass die Unendliche, Absolute Gottheit irgend welche unmittelbare oder mittelbare Beziehung zu den endlichen, trügerischen Entwickelungen des Stoffes haben solle oder vielmehr könne, und kann sich daher nicht ein Weltall ausserhalb dieser Gottheit, noch die Abwesenheit dieser Gottheit auch nur von dem kleinsten Stänbchen belebter oder unbelebter Substanz vorstellen. Das bedeutet nicht, dass ein jeder Busch, Baum oder Stein Gott, oder ein Gott ist, sondern bloss, dass ein jedes Stäubchen des geoffenbarten Materiales des Kosmos Gott angehört und Substanz von ihm ist, wie tief es auch gefallen sein mag in seinem zyklischen Kreislaufe durch die Ewigkeiten des beständigen Werdens; und auch, dass ein jedes solches Stäubchen individuell, und der Kosmos kollektiv, ein Aspekt und ein Wahrzeichen dieser universalen Einen Seele ist — welche Gott zu nennen und so die ewige und allgegenwärtige Wurzel und Wesenheit zu beschränken, die Philosophie sich weigert." G. L. I, 581/82.

„Es mag die Behauptung richtig sein, dass, wenn die Systeme des Leibnitz und Spinoza versöhnt würden, das Wesen und der Geist der esoterischen Philosophie zum Vorschein gebracht wurde. Aus dem Anpralle der beiden — als im Gegensatze zu dem Kartesischen System stehend — tauchen die Wahrheiten der archaischen Lehre empor." G. L. I, 689.

„Hatte Emanuel Swedenborg unrecht, wenn er von dem vergessenen, längst verlorenen Worte sagte:

„Sucht in China danach, vielleicht findet Ihr es in der grossen Tartarei."

Er sagt seinen Lesern, er habe diese Information von gewissen „Geistern" bekommen, die ihm mitteilten, dass sie ihre Gottesdienste nach diesem (verlorenen) alten Worte verrichteten. Darüber heisst es in der Isis Unveiled, dass andere Schüler okkulter Wissenschaften in diesem besonderen Falle zuverlässigeres als das Wort der „Geister" hatten: sie haben die Bücher gesehen, welche das „Wort"*) enthalten. Zufällig waren die Namen jener „Geister", welche den grossen schwedischen Theosophen besuchten, östliche. Das Wort eines Mannes von so unleugbarer und anerkannter Lauterkeit, dessen Lehren in Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaften und Philosophie seiner Zeit weit voraus waren, kann nicht so ohne weiteres übersehen oder verworfen werden, als wäre es die Behauptung eines modernen Theosophisten; ferner behauptete er freiwillig in jenen Zustand übergehen zu können, in welchem das innere Selbst sich vollständig von jedem physischen Sinne befreit und in einer Welt lebt und atmet, in welcher jedes Geheimnis der Natur ein offenes Buch für das Seelenauge ist. Unglücklicherweise sind zweidrittel seiner veröffentlichten Schriften in gewissem Sinne allegorisch, und da sie auch literarisch aufgenommen wurden, hat die Kritik den grossen schwedischen Seher nicht mehr verschont als andere Seher. S. D. vol. III.

*) Isis Unveiled II, S. 470.

Zudem beginnt der zweite Band der Geheimlehre mit dem Motto: Facies totius uuiversi, quamvis infinitis modis variet, manet tamen semper eadem, welchen Satz Herr Brieger gewiss als einen der Feder Spinozas entstammenden erkennen wird.

Und noch eine zweite Aeusserung Brieger's muss ich zurückweisen. Er sagt in Bezug auf folgenden Ausspruch Swedenborgs: Die Aehnlichkeit, nicht Uebereinstimmung, des Lebens nach dem Tode mit dem irdischen ist dem Umstande zuzuschreiben, dass seine Seele alsdann einen substantiellen Leib erhält analog dem materiellen oder natürlichen Leib: „Dies ist eine der wesentlichsten Stellen, welche die modernen Okkultisten zum Beweise heranziehen, um ihre phantastische Sache (Astralleib) auf Swedenborg zu stützen. Dem unbefangenen Leser wird die Nichtigkeit eines derartigen Verfahrens auf den ersten Blick einleuchten.“ Hier war es wohl Herrn Briegers Pflicht den Namen des „Okkultisten“ anzuführen, der auf solch eine Stelle hin einen „Beweis“ für den Astralleib konstruieren will. Bisher stützten sich die Okkultisten auf exakte Experimente, deren Mehrzahl man in den Werken von Du Prel, Myers, Podmore, Rochas, Encausse etc. und den Reports der Society for Psychical Research aufgeführt findet. Ausserdem stehen für die Existenz des Astralleibes tausende und abertausende von Beweisen zur Verfügung, so dass es sich gar nicht um eine „phantastische Sache,“ wie Herr Brieger in seiner Unkenntnis dieses Gebietes fabelt, handelt. Am allerwenigsten wird man in okkulten Dingen erfahrenen Kreisen eine einfache Behauptung als einen naturwissenschaftlichen Beweis ausgeben! Wir hoffen, dass diese böswilligen Entstellungen aus zukünftigen Auflagen des Bandes ausgemerzt werden!

Diese beiden Briegerschen Ergüsse abgerechnet, ist die Swedenborg-Ausgabe jedoch in jeder Weise zu loben. Auch die sehr verbreiteten Swedenborg-Gemeinden, die in vielen Punkten von der Briegerschen Auffassung abweichen, werden gern nach diesen schön ausgestatteten Bänden greifen, um eine Feierstunde in Gemeinschaft mit dem Geiste Swedenborgs zu verbringen. *P. Z.*

„Indessen stellt sich dem wiedergeborenen Menschen das Geistige unter naturgemässen Vorstellungen dar, denn sein inne werdendes Denken arbeitet ja während seines Erdenseins in der Hülle eines naturgemässen Menschen. Daher empfangen die Erleuchteten das Licht der Wahrheit aus ihrem Inneren, d. h. aus Gott durch ihr Inneres.“

Swedenborg.

Mystische Maurerei.

(Fortsetzung: Kapitel VIII. Die erhabene Loge.)

Das tiefsinnige Geheimnis, welches die alten Mysterien umgibt und die Verpflichtung der Geheimhaltung, welche jedem in die Maurerische Brüderschaft Initiierten auferlegt wird, entspringen verschiedenen Gründen und mannigfaltigen Umständen, von denen wir schon einige berührt haben. Zu Zeiten politischer Unterdrückung und kirchlicher Verfolgung wurde es notwendig, die Identität aller Mitglieder geheimer Brüderschaften zu verbergen, und so weit als möglich wurden auch die Prinzipien des Ordens zum gegenseitigen Schutz verborgen gehalten. Da als Maurer oder Okkultist bekannt zu sein bedeutete wie ein Verbrecher gejagt, fürs Leben eingekerkert, vielleicht gefoltert und verbrannt zu werden, so verheimlichten die Menschen natürlich ihre Verbindung mit der Loge, oder ihr Interesse an der Geheimlehre. Es gibt wahrscheinlich heutzutage keinen Grad in der Maurerei, welcher nicht durch Mitglieder religiöser Orden, wie die Jesuiten usurpiert worden wäre. Wer mit den Prinzipien dieser Gesellschaften vertraut ist, weiss genau, dass unter dem Vorwand „der Zweck heiligt das Mittel", kein Mitglied dieser Körperschaften zögern würde, irgend welche Gelübde auf sich zu nehmen, um sich in den Besitz eines begehrten Geheimnisses zu setzen, welches die Macht und das Vorrecht seiner Gesellschaft stützen könnte; da es im Voraus weiss, dass ihm nicht allein Absolution für das Verbrechen des Meineides in Verletzung seines heiligen Gelübdes zugesichert ist, sondern dass er Beifall ernten, ja vielleicht für seinen Eifer und seine Hingebung zur Religion heilig gesprochen werden wird, wie so mancher Heiliger im Kalender in der Vergangenheit auf weit weniger heilige Veranlassungen hin.

Angesichts aller sogenannten Gefahren und alles Verrats verfolgt die Freimaurerei den glatten Gang ihres Weges und schliesst ihre Logen so sorgfältig, und schärft ihre Verpflichtungen der Geheimhaltung so ein, als wäre Abtrünnigkeit eine Unmöglichkeit, und Meineid ein für die zivilisierte Gemeinschaft unbekanntes Verbrechen. Ungeachtet aller sogenannten Gefahren würde es ausserordentlich gewagt sein, für jemand, ausser einem regelrecht initiierten Bruder, zu versuchen Zulassung zur Loge zu erlangen; und es lässt sich kein mögliches Motiv festsetzen, warum ein ehrlicher Mensch nicht verlangen sollte die Riten und Segnungen der Loge

zu empfangen ausser ordnungsgemäss und unter den beschriebenen Bedingungen. Aber nach allen diesen Gründen für die Geheimhaltung der Loge hat die Tradition, dass dies immer Regel in den Mysterien war, wahrscheinlich mehr mit der Geheimhaltung zu tun gehabt als etwas anderes; und der wahre Grund für das Geheimhalten der Mysterien ist schon vorher angezeigt worden; es geschieht der Macht wegen, welche der wahren Kenntnis, die ein Meister besitzt, verschwistert ist. Die Strafbarkeit, welche für die Verletzung der feierlichen freiwillig abgelegten Gelübde verhängt wird, mag zuweilen buchstäblich durch die Agenten der Loge im Mittelalter oder den vorchristlichen Zeiten ausgeführt worden sein; aber in der Jetztzeit werden diese schrecklichen Strafen zweifellos durch „die Verfluchung durch alle ehrlichen Menschen und Maurer" vertreten. Bei echten Initiationen in die wirklichen okkulten Mysterien bestand die Strafe für Unwürdigkeit in einer und allen Beziehungen darin, dass der Abtrünnige selbst das Opfer der Kräfte wurde, welche er angerufen hatte. Er hatte einen Frankenstein geschaffen, den er nicht länger beherrschen konnte, und der zerstörte ihn. Daher war die Warnung wahr und notwendig, aber die wirkliche Methode ihrer Ausführung wurde verhüllt, sie wurde nur als schrecklich geschildert. Es ist im Westen noch zu wenig von dem wahren Okkultismus bekannt um weitere Erklärungen verständlich zu machen. Aller Raum und jede Ebene der Natur ist voller Leben und Intelligenzen, und Bulwer's „Hüter der Schwelle" mag weder ein Schabernak noch eine Romanze sein, wie viele Fälle von Besessenheit, die in den Annalen der Medizin und des Spiritualismus berichtet werden, genugsam beweisen. Die „Herrscher und Mächte der Lüfte", von denen der Apostel spricht und welche die Kabalah sehr ausführlich behandelt, sind die in der alten okkulten Literatur, wenn auch verhüllt beschriebenen Elementarwesen. Wenn man die wahre Natur der Besessenheit verstehen, und der Charakter dieser verderbten Wesen bekannt werden wird, dann wird man erst sehen, wie wenig man gewinnt und wieviel man riskiert, wenn man sie anruft. Hierin liegt der Grund, warum man Mediumschaft entmutigen und als eine Krankheit oder besten Falls als ein Missgeschick betrachten sollte. Wirkliche Seherschaft unterscheidet sich ganz wesentlich von Besessenheit in jeder Form. Wenn man Seherschaft mit der Ekstase eines unschuldigen und glücklichen Kindes vergleichen kann, so kann man Besessenheit mit Delirium, Trunkenheit oder Irrsinn vergleichen.

Man kann vielleicht aus dem Vorhergehenden von der Quelle und dem Charakter der Strafen für Verletzung der Pflichten, welche dem Neophiten in den Mysterien auferlegt werden, eine Idee bekommen. In dem „Mystery of Cloomber" schildert Conan Doyle die „Idee," macht aber die Ausübung der Strafe mit einem Male

phantastisch, schrecklich und unmöglich. Kein wirklicher Meister, selbst ein solcher, wie er ihn porträtiert, könnte jemals die stümperhafte Rolle des Vollstreckers so spielen, wie er es schildert, sondern würde den Verbrecher den Listen und Fallstricken seiner eigenen Schöpfung überlassen. Die Vorstellung des Novellisten kann kaum die Philosophie des wahren Okkultismus ergänzen.

Die Geschichten, die uns von dem grossartigen Gepränge und den fast übermenschlichen Versuchungen, welche die Einweihung in die Mysterien begleiteten, von denen des alten Aegyptens bis herab zu Tom Moore's Epikuräern, überliefert wurden, gehörten alle zu den verschiedenen Graden der Kleineren Mysterien. Die Geheimnisse der Grösseren Mysterien wurden niemals niedergeschrieben oder erzählt. Was sie waren, kann nur aus einer vollständigen philosophischen Kenntniss dessen, was Initiation wirklich bedeutet, ermessen werden. Das ist wahrscheinlich nie in einem individuellen Fall verraten worden, noch ist anzunehmen, dass es je offenbart werden wird, weil, wie in den vorhergehenden Kapiteln gezeigt wurde, es „das Angesicht zu Angesicht vor seinem eignen Gott-Stehen" heisst, vor dem Höheren Selbst, das latent in jedem Menschen ruht, nun aber voll offenbart ist. Es betrifft die Dinge „unmöglich auszusprechen" des St. Paulus, eines Initiierten. Die Philosophie des ganzen Prozesses mag man jedoch einfach als die Vollendung der Höheren Evolution verstehen. So nimmt die Philosophie für den, welcher sie verstehen kann die Stelle der gesamten Instruktion der Kleineren Mysterien ein, mit Ausnahme solcher praktischen Erfahrung und schliesslicher Erziehung des Neophiten, die ihn befähigen in die Grösseren Mysterien einzutreten. So weit blosses Lehren in Betracht kommt oder das Verständnis für das, was zu tun ist, und wie es zu tun ist, ist Philosophie der Lehrer und ist für das jetzige intellektuelle Zeitalter geeigneter als jede andere Form der Unterweisung. Wenn eine Schule für die Wiedererweckung der Verlorenen Mysterien des Altertums gegründet wird, so werden würdige und wohlgeeignete Neophiten darin zweifellos nicht nur Unterweisung, sondern auch praktische Erziehung finden.

Bisher sind in dieser Arbeit nur Hinweise, Umrisse, Suggestionen und Anmerkungen oder Beziehungen gegeben worden; und jeder intelligente Leser muss die Schwierigkeit beobachtet haben, die darin liegt, das, was nie offenbart werden sollte, zu beschreiben.

Wir wollen es nun unternehmen ein Diagramm oder ein Bild von einer Idee zu geben, welche wie ein Thema in einer musikalischen Composition durch alle Geschichte läuft. Die Idee taucht hie und da in der Geschichte auf, aber sie ist nicht Geschichte aus bereits klar gelegten Gründen. Das Diagramm (siehe Tafel II) ist ein Symbol der Geheimlehre und einiger ihrer Hauptverzweigungen

und Sitze. Wie alle Symbole, ist es nicht die symbolisierte Sache; und wie schon erklärt, es ist keine Geschichte der grossen Loge und der Geheimlehre. Wenn nach und nach bewiesen werden sollte, dass die grosse Loge historisch, ihren ersten Sitz in Aegypten oder Aethiopien, was möglich ist, anstatt im alten Indien, oder in Irland hatte, was nicht unmöglich ist, oder auf dem Kontinent Atlantis, was noch wahrscheinlicher ist, so würde das in unserem Diagramm keinen Unterschied machen, da es, wie schon wiederholt erklärt wurde, nicht bestimmt ist die Geschichte darzustellen, sondern den Einfluss einer Idee auf die Zivilisationen und Religionen der Welt. Wenn die wahre und vollkommene Geschichte der sogenannten Britischen Druiden geschrieben ist, wird die Legende der jetzt „Unglücklichen Smaragdenen Insel" entziffert werden, und die schöne Legende der Venus, die aus dem Meeresschaum emporsteigt, wird nicht die grossartigste und schönste der irländischen Geschichten sein.

Nach dem wissenschaftlichen Satze, dass jede Wirkung eine angemessene Ursache gehabt haben muss, haben wir ein Recht anzunehmen, dass die Landmarken der Maurerei und die Traditionen der Geheimlehre tatsächlich nicht ohne Begründung sind. Weiterhin: je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, noch über ihren Anfang hinaus, desto grandioser werden die Monumente der Geheimen Wissenschaft. Pythagoros und Plato fanden all ihr Wissen bereits fertig in den Aegyptischen nnd Babylonischen Mysterien. Je tiefer wir in die Vergangenheit eindringen, desto erhabener werden die alten Monumente. Der Zodiakus und die Pyramiden allein demonstrieren durch die Kenntnis, die sie von Astronomie, Mechanik, Mathematik und Architektur verraten, die Existenz einer Wissenschaft in vorgeschichtlichen Zeiten, wie wir Modernen sie noch nicht im Stande waren zu imitieren, oder selbst zu lesen. — Wir sind wie Minenarbeiter, die eine Goldader in den Felsenbrüchen verfolgen. Kostbares Gold taucht hier und da auf und verliert sich wieder; je weiter wir vordringen, desto reicher zeigt es sich, bis wir zu der unerschütterlichen Ueberzeugung gelangen, dass tief im Inneren der Erde oder unter einer Bergkette eine grosse Niere, eine goldhaltige Bodenvertiefung sein muss, die eigentliche Quelle all des vergrabenen Schatzes. Die Analogie ist vollständig und der Schluss wissenschaftlich. Wenn aber die alten Monumente auf der physischen Ebene unantastbar und jene in den Himmeln unerreichbar sind, so sind sie noch transzendentaler in den intellektuellen und geistigen Reichen. Es gibt nicht eine Religion, eine Wissenschaft oder eine Philosophie, die dem Menschen bekannt ist, die nicht bis zum alten Indien zurück verfolgt werden könnte mit dem Unterschied jedoch, dass wir nur die Fragmente, die zerbrochenen Säulen, die verblassten Bilder einer vollendeten und vollkommenen Struktur,

wie sie einst existierte, haben. Die ältesten Bücher oder geschriebenen Ueberlieferungen, die uns heutzutage bekannt sind, wie die ägyptischen Rituale des Todes und die Hymnen der Veden, sind noch kaum ihrem Sinn nach übertragen worden. Solche Uebersetzungen, wie sie uns gegeben wurden, sind sowohl oberflächlich wie buchstäblich, und die innere Bedeutung, die immer in Symbolen ausgedrückt wurde, kommt nur selten zum Vorschein. Die Interpretation, welche Philologen, von denen nur wenige als Symbologen gelten können, und von denen in Europa nicht ein einziger ein wirklicher Okkultist ist, ihnen gegeben haben, ist, dass sie die rohen Vorstellungen eines unentwickelten Volkes seien, welches von der Wissenschaft nichts kannte und dem Aberglauben ergeben war. Diese Uebersetzer haben den Ruf als „Grosse Orientalisten" erworben, und sie haben zweifellos ein grosses Werk vollbracht, indem sie der modernen Zeit die alten Sprachen zugänglich machten und ihr bestes taten den alten Glauben zu interpretieren, aber in fast allen Instanzen sind diese Orientalisten durch die Traditionen und durch irreleitende Ideengänge des modernen Christentums beeinflusst worden. In einem anderen Kapitel dieser Arbeit wurde darauf hingewiesen, welcher unendlichen Mühe sich unwissende Mönche und eifrige Geistliche unterzogen haben, um diese alten Ueberlieferungen zu zerstören und sie durch Fälschungen und Erdichtungen zu entstellen, damit die christlichen Urkunden und Traditionen unangefochten dastehen sollten. Selbst unsere besten Orientalisten sind unbewusst durch die so erlangten Resultate beeinflusst worden. Wenn die Schüler des Westens erst einmal fähig und bereit sein werden die wahre Interpretation des alten Symbolismus aufzunehmen, so ist es möglich, dass sich eingeborene Schüler finden werden, welche nicht allein Sanskrit kennen, sondern auch gründlich mit der Geheimlehre vertraut sind.

Man nehme ein einziges Beispiel an. Die Atom-Theorie, von der man weiss, dass sie gewissen alten griechischen Autoren mehr oder weniger bekannt war, hat grossen Fortschritt in der modernen Wissenschaft gemacht. Aber in keiner von der modernen Wissenschaft begriffenen Form — und die Formen sind mannigfache und widersprechende gewesen — hat sich diese Theorie als competent erwiesen um alle beobachteten Phaenomene zu erklären. Sie ist daher für uns noch eine Hypothese, kein Gesetz. Die Atome der modernen Wissenschaft, ob man sie nun als fest, flüssig, gasförmig oder aetherisch annimmt, — denn man hat sie für das alles gehalten — werden dennoch als tote Atome betrachtet. Selbst wenn man sie als blosse neutrale Centren oder „mathematische Punkte" ansieht, sind sie noch weit von Leben und Intelligenz entfernt. Leibnitz fasst sie als Monaden auf, jede ein lebendes Spiegelbild des Universums, jede einzelne jede andere Monade reflektierend. „Man

vergleiche diese Ansicht", sagt ein moderner Autor, „mit jenem ungewissen Sanskrit-Sloka, von Sir. William Jones übersetzt, in welchem gesagt wird, dass die schöpferische Quelle des göttlichen Geistes (mind)" . . . „verborgen in einem Schleier dichter Dunkelheit, Spiegel von den Atomen der Welt bildete, und Reflexionen von der Oberfläche desselben auf jedes Atom warf." Wenn wir mehr vom Strahlenstoff und den Röntgen-Strahlen gelernt haben werden, dann werden wir dieser alten Atom-Theorie weit näher gekommen sein und den Stoff nicht länger als „tot und untätig" betrachten.

Die Hymnen der Veden waren zweifellos die ursprüngliche allegorische Form der Geheimlehre, und die Rishis — „Götter" genannt, und wirklich Hohe und Vollkommene Meister — waren deren Schöpfer.

Vor den Zeiten der Veden wirkte schon die grosse Loge der Adepten, welche die Religion schufen, die Civilisation beeinflussten, und die tiefsinnige Wissenschaft lehrten, die Indien gross machte. Wenn auch nur Traditionen und verfallene Monumente bleiben, so überragen diese noch alle modernen Errungenschaften des Menschen. Die alte Herrschaft war patriarchialisch; der Herrscher war auch ein Meister-Initiierter, und das Volk wurde als seine Kinder betrachtet. In diesen alten Tagen hielt es ein regierender Prinz nicht für unter seiner Würde allein in die Wüste zu gehen und zu den Füssen eines inspirierten Einsiedlers zu sitzen, um mehr Weisheit zu erlangen, die er dann wieder seinem Volke mitteilen konnte. Wenn der wirkliche Sinn des Vedischen Symbolismus offenbart sein wird, dann wird man wahrscheinlich finden, dass er nicht Aberglauben und Abgötterei lehrt, sondern der dünnste Schleier ist, der je zwischen der höchsten Weisheit und der Auffassung des Menschen lag. Die alten Götter waren die symbolischen oder personifizierten Attribute der Natur, durch welche der Mensch gelehrt wurde die die Existenz des höchsten Geistes zu begreifen. Das war kein Polytheismus, keine Abgötterei, sondern ein System das zu lehren, was überhaupt nicht definiert werden konnte; durch Symbol, Parabel, und Allegorie auf das hinzuweisen, was für immer unbekannt und unerkennbar bleiben muss. Kein dem Menschen bekanntes Tongemälde scheint halb so schön wie einige dieser alten Parabeln und Allegorien. Nicht allein jedes Liebes- und Pflichtopfer wurde geschildert, jede Heimatfreude illustriert, die alltäglichsten Lebenspflichten, Heldentaten, Hingebung und Selbstaufopferung verherrlicht, sondern es geschah dies auch in einer so musikalischen Sprache, in einem so vollkommenen Rythmus und Versmass, dass die Erzählung mehr noch zu einer Symphonie, als zu einem Gedicht wurde. Die ganze Komposition war ein Mantram. Auf fast jeder Seite der Anugitâ wird es — in Bezug auf dies und jenes gesagt — „sie

erzählen diese alte Geschichte in der Form eines Dialoges, welcher sich so oder so zutrug."

Wenn auch das Indien von heute wie eine alte kindische Frau ist und seine Priester zu Harpyen geworden sind, die sein geistiges Leben auffressen, die Ueberlieferungen seiner ursprünglichen Grösse können niemals verkleinert oder zerstört werden.

In den früheren Tagen wurde Brahman in der Tat „zweimal geboren" und die zweite Geburt allein machte ihn zu Brahman. Die Parabel wurde also dann nicht erfunden um die Wahrheit vor denen zu verbergen, die sie begreifen konnten, oder um das Volk in Unwissenheit zu erhalten, um die Macht der Priester und Herrscher zu bewahren. Die Macht kam nicht aus dem Volke, sondern aus dem Besitz erhabenen Wissens; und dieses beständig geübte und durch Beispiele erläuterte Wissen war das Kennzeichen und das Merkmal der Autorität. Einer solchen Priesterschaft leistete das Volk bereitwilligst Gehorsam. Die Tore der Einweihung waren für alle offen, welche die Fähigkeit entwickelten zu „Wissen, zu Wagen, zu Tun und Stillzuschweigen," in Bezug auf das, was nicht vorzeitig offenbart werden sollte.

Mit dem Licht der grossen Loge in der Mitte, war die Religion des Volkes ein vollkommener Vertreter der Wissenschaft und Philosophie, in welcher weder Aberglaube noch Abgötterei Raum fanden, daher die Symmetrie in unserem Diagramm der alten Weisheits-Religion.

Die so von der grossen Loge inspirierte Religion Indiens fand in den Hymnen der Veden ihren Ausdruck. Das war der alte Brahmanismus, die Religion des Brahm; des Vater-Mutter des All's.

Aber mit der Zeit wurde die Priesterschaft verdorben; das Volk gab die altgewohnte Verehrung auf. Dann kann Krischna, später Buddha, um das Verlorene wieder aufzubauen. Die Brahminen, nun nicht mehr „zweimal Geborene" sondern nur eine priesterliche Kaste noch, die gierig äusserer Macht nachjagte, seitdem sie nicht länger mehr wirkliche Meister waren, erhoben sich im Aufstand, und die Mission Buddhas war zum grössten Teil in Indien verfehlt und fand den Kreis ihrer Bekehrten nur in Ceylon, in fernen Ländern und den Meerinseln.

Hinter den Religionen Aegyptens und Chaldäas lag dieselbe Geheimlehre oder dieselben Mysterien, und sie waren auch beide wissenschaftlich oder philosophisch. Aber Aegypten und Chaldäa wiederholten die Torheit Indiens und gingen mit der Erniedrigung ihrer Religionen unter. Es bestanden noch Traditionen der Geheimlehre, und Meister wie Hermes, Zoroaster, Confucius und Laotse tauchten nach und nach in verschiedenen Ländern auf, um die alte Religion unter neuem Namen und oft unter einer anderen symbo-

lischen Form zu beleben. Pythagoras und die Schulen der persischen Maji erhielten Jahrhunderte lang das wahre Licht brennend. Die Eroberung Aegyptens durch Cambyses hat, wie schon gesagt, den Ruin des Landes der Pharaonen vollendet, und Pythagoras und Plato wurden die Bindeglieder zwischen der alten Philosophie und der christlichen Aera, zusammen mit der jüdischen Kabalah, die sämtlich von den Mysterien Aegyptens und Chaldäas, wahrscheinlich grösstenteils von letzteren abgeleitet waren.

Die christlichen Mysterien waren von den Essenern, den Schulen Alexandriens, die damals in ihrer vollen Blüte standen, von der Kabalah und der Philosophie Plato's abgeleitet. Während der ersten drei Jahrhunderte unserer Aera waren diese Lehren sehr in Aufnahme, wurden aber schliesslich durch den Sieg Constantins unterdrückt und dann kamen die dunklen Zeitalter.

Die Religion Jesu war in jeder Hinsicht die der Mysterien, es war dieselbe alte Weisheitsreligion, wenn auch die ethischen Züge als notwendiger betont wurden unter einem Volke, das man eine „Generation von Vipern" und ein „steifnackiges und aufrührerisches Volk" nannte. Die ethischen Lehren gaben mit der Zeit dem Priesterhandwerk und der Priesterherrschaft Raum, weltlicher Macht und Eroberung, und die Religion Constantins*) wurde von der „Heiligen Inquisition", einer Religion der Tortur und des Blutvergiessens abgelöst.

Die Sufis unter den siegenden Muhamedanern kannten die Geheimwissenschaft, aber ihre Macht verblasste vor „dem Schwert des Propheten."

Die Maurerei kann, obwohl sie nicht in direkter Linie von den alten Mysterien abstammt, mit Recht als ein Bindeglied zwischen der alten Weisheit und der Jetztzeit betrachtet werden. Während sie viele der alten Riten und Zeremonien nachahmt, viele der alten Merksteine bewahrt und der modernen Zeit ein grosses Ideal übergibt, steht die Maurerei als einer der grössten Wohltäter der Gegenwart da. Wenn sie auch nur die verfallenen Fragmente einstiger Grösse bewahrt hat, so hat sie dieselben doch als ein kostbares Erbteil gepflegt und geschützt. Werden die Maurer wirklich das edle und herrliche Werk des Wiederaufbaues der Stadt und des Tempels des Herrn übernehmen? Wollen sie sich vereinen, um die ursprüngliche Weisheit und Pracht wiederherzustellen? Wollen sie eifrig unter dem Schutt nach dem „Stein, den die Erbauer verwarfen" und nach dem „Verlorenen Wort des Meisters" suchen? Ach! Wer kann es sagen?

---

*) Vergl. Eugen Heinrich Schmitt, die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen. Leipzig 1901.

Es gibt noch ein anderes Glied in unserer Kette von Beweisen und in unserer Transmissions-Linie. Die Griffe, Zeichen und Pass-Worte, durch welche ein Maurer einen Bruder erkennt, gehören zu den Kleineren Mysterien. Der wirkliche Meister erkennt seinen Mitbruder an anderen Zeichen. Es ist schon gesagt worden, dass der wahre Adept sowohl hellsehend, wie hellhörend ist. Es gibt eine magnetische Atmosphäre, eine Ausstrahlung um jedes menschliche Wesen und auch etwas derartiges um jedes Tier und jeden unbeseelten Gegenstand. Jeder fühlt diese magnetische Aura, wenn er in Berührung mit anderen kommt, obwohl er sie oft nicht sehen und sich ihrer Wirkung nicht bewusst sein mag. Diese Atmosphäre des Individuums ist die Quelle der sogenannten „Sympathie" und „Antipathie" oder Anziehung und Abstossung. Sie ist nicht eingebildet, sondern wirklich. Sie ist das auf den Brennpunkt eingestellte Resultat des individuellen Charakters und enthält alle Potenzen und Eigenschaften des Lebens eines Individuums. Sie ist aus Stoff zusammengesetzt, ist magnetisch, hat eine bestimmte Bewegungsart und bestimmte Farbe. Sie kann von anderen absorbiert und auf andere übertragen werden. Die ihr eigenen Schwingungen sind das beigeordnete Resultat der zusammengesetzten und verschiedenen Fähigkeiten der Prinzipien im Menschen.*) So ist die Schlüsselnote in jedem Menschen als wissenschaftliche Tatsache im Stoff bestimmt. Im Sinnenmenschen und in allen, welche durch Leidenschaft und Selbstsucht erniedrigt sind, ist die Farbe dieser Aura rot wie der Kamm eines Hahnes; und die Empfindung, welche dieselbe auf einen Sensitiven und Reinen hervorruft, wird oft als heiss und erstickend beschrieben. In einem Individuum, das selbstlos und reinen Gemütes ist, wechselt die Farbe zwischen goldgelb und blau, und die Wirkung auf den Sensitiven wird als kühl, ruhig und inspirierend beschrieben.

Wenn das Vorhergehende wahr ist, und das lässt sich leicht bestätigen, und wenn der wirkliche Meister im Stande ist, alle diese Zustände zu sehen, welche für andere unsichtbar sind, so braucht er wohl kaum „Griffe, Zeichen oder Passworte," um einen Bruder zu erkennen, Der Mensch verrät seinen Charakter, seine Abstammung, seine Ideale und sein ganzes vergangenes Leben in jeder Linie seines Gesichtes, in der Kontur und Haltung seines Körpers, in seinem Gang, in seiner Handschrift, in den Linien seiner Hand, im Ton seiner Stimme, im Ausdruck seines Auges; kurz kein Mensch besitzt Charakter. Charakter ist das, was er überhaupt ist, und nichts von ihm Getrenntes. Man braucht kein Meister zu sein, um das

*) Vergl. Die menschliche Aura von Prof. Dr. med. Marques. Neue Metaphys. Rundschau Band VII und VIII.

alles zu sehen; man braucht nur zu beobachten, zu denken und aus dem, was man sieht, logische Schlüsse zu ziehen. Im gewöhnlichen Lauf des Lebens erkennen alle Künstler, Musiker, Mechaniker durch vertraute und untrügliche Zeichen ihre Kollegen. Man kann sich kaum vorstellen, dass in einer höheren Wissenschaft und im Falle des tiefsinnigeren Forschers oder Adepten die Zeichen des Charakters weniger klar ausgeprägt sein sollten, oder dass der Adept, der weit feinere Sinne und ein grösseres Mass von Wissen besitzt, in der Auslegung derselben irren könnte. Das Individuum, welches wirklich aufrichtig und fromm ist, wird auch nicht verfehlen Aufrichtigkeit und wahre Hingebung in einem Bekannten oder in irgend einem Charakter in der Geschichte, der diese Tugenden besass, zu finden. Daher lernt der Schüler der Heiligen Wissenschaft oder des Okkultismus, obwohl nicht selbst ein Adept, durch untrügliche Zeichen jene in der Gegenwart oder Vergangenheit erkennen, die wirklich die wahre Weisheit kennen. Seine Zeichen und Symbole sind nicht die gestohlenen Schibolets (Losungsworte), durch welche der wirkliche Schüler verraten werden kann. Jeder Maurer kennt genug von der Bildersprache oder Kunst der Rede, um imstande zu sein von vielen Dingen in der Gegenwart anderer zu sprechen, ohne die Geheimnisse der Loge zu offenbaren. Selbst die Verbrecherklassen haben ihre Dialekte oder Patois.

Die Geschichte ist voll von Bewerbern um den Okkultismus. Prätention allein ist ein Zeichen von Unwissenheit, und die Behauptung „die Wahrheit zu verkaufen“ ist immer ein Zeichen von Betrug. Es gibt jedoch in der Geschichte viele Namen, die mit Schmähungen beladen worden sind und deren Besitzer man des Betrugs und der Täuschung beschuldigt hat, und dennoch waren sie wahre Adepten, wenn nicht vollkommene Meister. Wir müssen zwischen Selbstüberführung, welche dem eigenen Munde des Bewerbers entstammt und jenen Anklagen unterscheiden, die von anderen kommen und durch keine Beweise unterstützt werden. Der Bewerber wird oft mit Ehren beladen und wühlt im Wohlstand als Lohn für Trug und Lüge, für Täuschung und Korruption, die er verschmitzt genug ist zu verbergen. Andererseits wird der wahre Meister oft genug vom Volke am Galgen aufgehängt und von der Kirche verflucht, weil er weder der Zeit sklavisch gehorcht, noch sich herbeilässt die Wahrheit gegen Gold einzutauschen.

Im ganzen Lauf der Geschichte kann man jene finden, die das wahre Licht besassen. Da sie ihre Weisheit, wie ihre eigene Identität vor vulgärer Berührung und törichter Verhimmelung verbargen, sind sie für die Vielen ungesehen und ungehört über die Erde gegangen; ihren Mitbrüdern und allen nach wahrer Weisheit Suchenden waren sie immer bekannt. Die Unwissenheit des Pöbels, der Eifer

der Abergläubischen und der „Stellvertreter Gottes" haben oft traurige Streifzüge unter den Dienern der Grossen Loge gehalten, und dennoch sind dieselben niemals ganz ausgerottet worden; sie haben immer existiert um Zeugnis abzulegen, und sie existieren heutzutage noch! Wenn es dem Leser gefällt das alles abzulehnen, so kann das den wahren Adepten natürlich gleich sein, und sicherlich berührt es auch den Autor gar nicht. Man kann nichts weiter tun als aufrichtig bestätigen, was man glaubt und das beweisen, was man als wahr erkannt hat.

Diese Adepten oder Meister haben in jedem Zeitalter die Grosse Loge gebildet. Ob sie sich nun in gewölbten Domen versammelten oder zu bestimmten Zeiten trafen, keiner kann es wissen, dor nicht zu demselben Grade gehörte; aber eins ist gewiss, und das ist, dass sie der Welt Hilfe und Wissen bringen, wenn es am notwendigsten ist, und dass sie heute im Westen wirken, wie sie es vorher viele trübe Jahrhunderte nicht getan haben. Sie sind nun imstande zu wirken, weil der Boden für sie bereitet wurde von „einem, der wusste", und der ihnen bis zum Tode diente trotz Verachtung und Verleumdung. Es ist ihnen auch von vielen Unwissenden, aber treu an ihre Existenz und an ihr Werk Glaubenden geholfen worden, die auf jedem Schritt vorwärts durch „mehr Licht" belohnt wurden. Fast übereinstimmend mit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist der Schluss des grossen Zyklus: nämlich des ersten Zyklus von fünftausend Jahren des Kali Yuga. Neben ungewöhnlichen astronomischen Konjunktionen, vielen Störungen im Raum, Erdbeben, Zyklonen und Hochfluten sind auch grosse soziale Umwälzungen, politische Veränderungen und sowohl geistige wie physische Epidemien vorausgesagt. Mit anderen Worten, wie es allen schon erkennbar ist, welche die Zeichen der Zeiten lesen, die Gegenwart ist eine Uebergangsperiode, nnd welche Einflüsse auch das 20. Jahrhundert modeln werden, sie müssen ihre Operationen in der Gegenwart beginnen. Jetzt ist die Saatzeit, die Ernte wird nach und nach heranreifen! — —

Nachschrift. — Es könnten viele Hinweise aus der Literatur angeführt werden, welche Zeugnis für die Existenz der Grossen Loge ablegen. Zwei derselben mögen hier Erwähnung finden, das ist jener im Leben des Apollonius von Tyana von seinem Besuch bei den Adepten Indiens, und der Bericht von Flamel und den Adepten in einem alten Buch von Campbell „Hermippus Redivivus" genannt. Die gegenwärtige Absicht ist es jedoch eher eine Philosophie zu entwickeln als Tatsachen zu sammeln, zu erklären, was ein Meister ist, als auf ihre Zufluchtsstätten hinzuweisen.

(Fortsetzung: Kapitel IX. Symbolismus und Schlusswort folgen in Heft 6.)

Dr. med. J. D. Buck.

Prophezeiungen des deutsch-französischen Krieges von 1870/71.

Von Wilhelm Jordan, dem im Juni vor. J. hochbetagt verstorbenen Nibelungen-Dichter und Stabreim-Rhapsoden, dürfte wenig bekannt sein, dass er den deutsch-französischen Krieg prophezeit hat. Er sandte mir 1891 anlässlich eines Briefwechsels das Exemplar eines Vortrages von Dr. Georg Bünger „Wilhelm Jordans Bedeutung für den Jugendunterricht“, Beilage zum Programm des Gymnasiums in Baden 1888, worin auch als Beweis der patriotischen Vorausschau des Dichters auch folgende Verse aus der vor 1870 entstandenen Gedichtsammlung „Strophen und Stäbe“ (s. 913) angeführt sind:

— — — — Rüstet zum heiligen Ringen!
Das Ziel ist erreichbar; doch aus dem Rückblick
Schöpfet die Kraft zur Krönung des Werks.“

Die deutsche Einheit war gemeint. In dem „Zwiegespräch“ von 1849, in dem der Dichter, damals Sekretär der deutschen Flotte, dem Prinzen von Preussen, nachherigen König Wilhelm, die Hoffnungen seiner Gesinnungsgenossen darlegte, heisst es: „Einst kommt das Reich, doch nur durch Taten.“ Weiterhin erschaut er mit grosser Klarheit:

Dort seh' ich meinen König reiten
Mit aller Stämme Heeresmacht,
Dort fliesst der Rhein, — Ha, welch' ein Streiten!
Sieg, Sieg! Gewonnen ist die Schlacht
Vom Dome tönt die Krönungsstunde
Der Kaiserzug zum Römer geht —
Das Münster steht auf deutschem Grunde —
Der Hansa Meeresbanner weht —. Demiurgos 239 (1854!)

Der Dichter, von dessen grossdeutschem Idealismus auch der Schluss des zweiten Teils der Nibelungen „Hildebrants Heimkehr“ zeugt, gefiel sich später in der wunderlichen Meinung, dass Fürst Bismark nach seinem prophetischen Entwurfe gehandelt habe.

Dasselbe hätte aber auch der Münchner „Seher und Astrolog“ Joh. Carl Vogt von sich sagen können, denn auch er hatte ganz dasselbe prophezeit, wie in den drei über ihn 1858—60 von Ludwig Hauff erschienenen Broschüren zu lesen ist. Vogt, ursprünglich Handwerker, hatte von Jugend auf viel Interesse für Astronomisches und geriet dann auf die Astrologie. Einige erhebliche Lotteriegewinne setzten ihn in den Stand, sich dieser Wissenschaft ganz

zu widmen, er hatte sich schliesslich ein Verfahren nach ägyptischem Vorbilde, wie er sagte, zurechtgemacht, das so beschaffen war, dass er es ohne Anforderungen an die trigonometrischen Elemente in den Horoskopen bewältigen konnte, was nun freilich gar sehr unvollkommen war und ihn irreführen musste, wenngleich etwas Wahrheit auch in diesen seinen Beobachtungen liegen mag, die sich namentlich auf die Wirkung der Fixsterne in ihrer Längen-Position erstreckten. Aber Vogt sprach auch viel von seiner „Sehergabe" und politisirte stark in seinen Prognosen, war auch, wie das damals in den Zeitläuften lag, grossdeutscher Patriot mit Lebhaftigkeit. Napoleon III. kam bei ihm noch schlechter weg als der grosse Korse, er hielt ihn für einen von bösen Träumen verfolgten Unhold, der auf nichts sinne, denn an Deutschland Rache zu nehmen. Den Ausgang dieser angeblichen geheimen Pläne des dritten Napoleon hat nun Vogt genau vorausgesagt, leider aber die Zeit dieser Ereignisse nicht getroffen und um ca. 10 Jahre zu früh angenommen. Als berufener politischer Seher, und wie er meinte auch Reformator der Astrologie, las er schon aus seinem eigenen Geburts-Neumond vom 1. April 1813 (also nicht aus seinem wahren Geburtshoroskop), dass der Sieg in den kommenden Kämpfen auf seiner, also auf deutscher Seite sein würde und aus den Geburtsfiguren Napoleons und des Prinzen Wilhelm von Preussen sagt er in den fünfziger Jahren richtig voraus, dass dieser die Deutschen anführen, Napoleon niederwerfen und ein Gut bekommen oder erobern würde, woran er nicht gedacht (Elsass-Lothringen). Napoleon würde gefangen genommen und käme ins Exil. Nach Hauff sind ihm auch noch andere politische Prophezeiungen gelungen. Dass es ihm mit der Zeit des grossen Krieges nicht glückte, scheint dem Renommé Vogts sehr geschadet zu haben, man hört nach 1861 nichts mehr von ihm oder er ist auch bald in den sechziger Jahren gestorben. In der Hauff'schen Broschüre von 1860 ist z. B. der Verlust der weltlichen Herrschaft des Papstes vorausgesagt. Bemerkt sei hier, dass oft geglaubt wurde, Vogt hätte seine Lotteriegewinne bewusst mit Hülfe der Astrologie gemacht. Aber das ist nicht Fall. Ihn trieb es, wie er sagte, nach München, wo er „sein Glück" zu finden glaubte. Er fand jedoch nicht die erhoffte Arbeit als Tischler und kaufte ein Lotterielos, womit er dann eine erklecklicheSumme gewann, was sich, wenn ich nicht irre, noch einmal und noch vorteilhafter wiederholte. Ferner spekulirt er glücklich mit einem Grundstück, wenn auch nicht alle seine hierauf astrologisch gesetzten Erwartungen in Erfüllung gingen. Er scheint auch viele Erfolge mit privaten Prognosen, wofür er kein Geld nahm, gehabt zu haben. Sein Verfahren in Geburtshoroskopen genügt jedoch in keiner Weise

wissenschaftlichen Anforderungen, ist auch allzu verworren. Er gebrauchte es oft in ganz irrationaler Weise, wie aus den Broschüren Hauffs hervorgeht.

Eine dritte Prophezeiung des deutsch-französischen Krieges war die sehr bemerkenswerte Vision der Marie Bauer, worüber Dr. W. Bormann neuerdings wieder in der „Uebersinnl. Welt", Januar- und Februar-Heft 1903, ausführlich berichtet hat. Die Dame lebt noch in Cannstatt. Sie sah im Sommer 1848 bei einem Begräbnisse in Mergentheim am Himmel die symbolischen Bilder eines Erntewagens, dann einer sehr grossen Kanone und eines reife Früchte tragenden Weinstocks, schliesslich die Jahreszahlen 1870/71. Erntewagen und Weintrauben deuteten also die Jahreszeit des grossen Ringens an. Die Vision ist, wie man sich aus dem Bericht des Dr. Bormann am besten überzeugen kann, sehr gut beglaubigt. Auch Marie Bauer, übrigens eine Schwägerin des Dichters Möricke, der sich selbst für diese Vision interessierte, war damals von lebhaftem Patriotismus durchdrungen. *Albert Kniepf.*

Nachwort der Redaktion: Eine weitere mit dem Krieg 1870/71 zusammenhängende Prophezeiung ist folgende:

„In der Nummer 241 der Berliner Bank- und Handelszeitung vom 30. August 1870, also in einem Zeitungsblatte, das wenige Tage vor der Schlacht bei Sedan ausgegeben ist, findet sich folgende merkwürdige Notiz: „Das Gerücht von den Beängstigungen, welche Napoleon III. schon seit einer Reihe von Jahren durch die Erinnerung an eine Prophezeiung gelegentlich erfahren, ist in vielen Kreisen verbreitet. In dem gegenwärtigen kritischen Augenblick gewinnen noch folgende Strophen des Chevalier de Chatelain (Ronces et Chardons p. 181), welche sich auf diese Prophezeiung beziehen, besondere Bedeutung:

Qnand le second Empire en Lutèce adviendra
(Ceci n'est pas, las! nne facetie!)
Dix-hnit ans moins un quart, pas plns, il vivra!
Ainsi le dit dans son grimoire,
En termes clairs, le grand Nostradamus!
„Dix-huit ans moins un quart, —
— et pas nn jour de plus!"
Vive Nostradamns, vive son Répetoire!

Also 18 Jahre weniger ein viertel soll nach der Prophezeiung des Nostradamus das zweite französische Kaiserreich leben, — danach befürchtet Napoleon den Sturz seines Reiches am 2. September 1870, da er sich am 2. Dezember 1852, ein Jahr nach dem Staatsstreich, zum Kaiser proklamieren liess." So das genannte Blatt drei Tage vor der Katastrophe von Sedan.

Ein Durchschnittsmensch zwischen Tod und Geburt.

Eine Reïnkarnationsphantasie.

Das Zimmer war verdunkelt; gestreifte wollene Vorhänge liessen vom halboffenen Fenster nur ein wenig Luft — kein Licht hindurch.

Der Arzt hatte das Haus verlassen und der weinenden Frau, einer hübschen Dame in den dreissiger Jahren stumm die Hand gedrückt. Er hatte sein Verdikt gesprochen: „Den Tag überlebt er kaum mehr, obgleich der kolossale Wille zum Leben ihn vielleicht — trotz der gänzlich aufgebrauchten Lunge — noch einige Zeit erhält!"

Der Wille zum Leben — ja, den hatte er — und wollte es beweisen! Die Schwäche — diesen schnellen elenden und dann ganz aussetzenden Puls wollte er überwinden — meistern — er wollte — aber da wollte er schon nicht mehr — andere merkwürdige Bilder kamen — Dinge — Menschen und Gedanken, die er längst vergessen hatte — sie waren lebendig in diesen Augenblicken, in denen er zu sterben ging. Denn dieses eisig Kalte, bis an's Herz heran Greifende — diese grosse, weisse Unendlichkeit, die er vor sich fühlte — es war wohl doch der Tod, — gegen den aller Wille zum Leben nicht half. Aber warum musste gerade er — verhältnismässig so jung, dahin? Doch erst 44 Jahre — und — hei! wie das Herz klopfte und flog — eins, zwei, drei — so schnell — er konnte nicht zählen. —

Er war doch ein so guter — anständiger Mensch gewesen — immer — ja wohl — immer! Diese Frauengesichter hatten dabei gar nichts zu sagen — er kannte sie nicht einmal mehr! — nein er war sehr anständig — immer! in Geldsachen tadellos — er hatte alles ganz pünktlich getan — keine Schulden — keine Wechsel — unbezahlt — nein! auch seine Frau, die da jetzt weinte — würde in guten Verhältnissen zurückbleiben — sorgenlos — — er konnte sich nichts vorwerfen — dass er sie da — und dort, ein paar mal in ganz raffinirter Weise — betrogen und belogen hatte — mein Gott! das tun Andere auch — Alle! — —

Ach! dieses Herz! jetzt klopfte es ganz leise — zwei — drei — — ja! dreimal hatte er es begangen — — Manche nannten es Verbrechen — aber wer sah es als solches an — — — Keiner seiner Freunde! sie hatten oft darüber gesprochen — keiner — jeder hielt es für Pflicht es zu tun — dem armen Mädchen, das man verführt hatte, zu helfen, die Schande wieder los zu werden. —

— — Freilich — in diesem Augenblick schien's anders — da war die Schande die seine — dass er aus ganz gemeiner Sinnenlust überhaupt diese Mädchen — oder auch Frauen dazu gebracht hatte — aber das schien nur so schlimm — jetzt — weil die Krankheit seinen Geist verwirrte. — — —

Die grosse, schöne, blonde Frau — Wittwe — nein — geschieden — die Freundin seiner Frau — da stand sie und rang die Hände — dicht da — vor ihm — sie war auch tot — sie hatte die Schmach nicht ertragen von seiner Frau aus dem Hause gestossen zu sein — und hatte das „Verbrechen gegen das keimende Leben" nicht begehen wollen — er hatte ihr alle Mittel dazu geboten — — Verbrechen — Unsinn — Notwendigkeit! wie die Dinge nun einmal lagen — aber dann — hatte sie sich in's Wasser gestürzt — in den tiefen, schwarzen Alpensee — hinaus war sie gefahren — sie hatte ihm den Brief hinterlassen — auf der Post — wo sie immer korrespondirten. —

Wie gut, dass man den Leichnam nie gefunden hatte! — in dem See fand man sie nicht — die Leichen — aber da — da stand sie jetzt und rang die Hände — sie hatte sich und das keimende Leben getötet — aber was konnte er dafür? — er hatte — es schüttelte ihn furchtbar — —.

Seine Frau war an das Bett getreten und wischte ihm leise den kalten Schweiss von der Stirn; sie beugte sich zu ihm und flüsterte:

„Willst Du noch etwas sagen — Arthur?"

Jetzt hörte er, wie furchtbar das Röcheln aus seiner Brust klang; er fasste den Willen — den starken Willen zum Leben noch einmal fest zusammen und hauchte: „Verzeih!" Sie drückte besänftigend seine Hand und sagte: „Ich kann nicht hören, was Du sagst — wie?"

Aber er antwortete nicht mehr — das Röcheln verstummte — ganz langsam und nur noch minutenweise kam und ging der kalte Atem. —

Dem Sterbenden zeigten sich freundlichere, lichtere Bilder — ein unbestimmtes Gefühl des Wohltuns, vielen hatte er ja auch Glück gegeben; er dachte noch einmal mit ganzer Kraft an seine Mutter. „Mutter" dachte er ganz klar, — er glaubte, er rief es, — dann wurde er ruhig. — Ein weites, weisses Feld lag vor ihm, licht wie leuchtender Nebel — dann dunkel — ganz dunkel — schwarz. — Noch einmal war es ihm, als höre er ein tiefes Aufschluchzen seiner Frau — dann nichts mehr — unendliche Stille. —

Im Zimmer wurden die Fenster weiter geöffnet. Die Frau trat weinend an die Leiche, drückte mit zarter Hand die Augenlider über die starren Augen.

* * *

Es dauerte lange — oder war es nur ein Augenblick — bis er wie aus schwerem Taumel zu sich kam.

Er schien sich so leicht — und doch ganz konfus — da hatte er doch noch eben gelegen und gelitten — ja — es lag ein Mann da vor ihm — aber tot; — er hatte oft Leichen gesehen — er kannte den Tod, — aber er lebte doch — wie ging das zu? —

Und seine Gattin ging leise in schwarzen Kleidern durch die Gemächer. Blumen überall — sie bemerkte ihn nicht — er berührte sie — denn sprechen — das empfand er — vermochte er nicht — aber sie fühlte ihn nicht. — Also — tot — und doch lebend? — Nein, das hatte er nie geglaubt — ja nicht einmal daran gedacht.

Er kam sich so sonderbar vor — so leicht — und so in der Oede — — so kraftlos — ohne Willen — er, mit dem starken Willen! — — Da kam der Arzt in das Zimmer und sprach zu der Frau: „Heute nachmittag um 3 Uhr also?"

Sie nickte: — „Ja, die Mutter konnte erst heute früh abreisen, — sie scheint sich so furchtbar erschreckt zu haben."

„Ueber den Tod des Sohnes — das glaube ich! — Solch ein edler, guter Mensch und noch in den besten Jahren." —

„Ich erwarte sie jeden Moment — da fährt der Wagen vor!"

„So will ich gehen und —"

„Nein! bitte bleiben Sie, lieber Doctor. Die Mutter scheint mir Ihrer Hilfe bedürftig." —

Die Frau ging hinaus. Der Arzt beugte sich über seinen Sarg, in dem, wie Er jetzt sah, sein Leichnam lag. Er klopfte dem Doctor auf die Schulter — aber der fühlte ihn nicht, mit allerlei Manipulationen an dem Toten beschäftigt.

Jetzt traten die beiden Frauen herein. Die Mutter heftig weinend, einen Korb mit Blumen in der Hand. Sie trat aufschluchzend an den Sarg, küsste die Stirn des Toten, und die Blumen über ihn breitend, flüsterte sie in tiefem Schmerz: „Mein Liebling — nimm sie mit ins frühe Grab, — ich habe sie alle für Dich in meinem kleinen Treibhaus gezogen!"

Er legte, — wie er meinte, — beruhigend seinen Arm um die Mutter, — aber sie beachtete es nicht und weinte trostlos vor sich hin.

Gott, wie unnütz ihm das alles vorkam! Was wollten sie denn? Er war ja da, — er lebte ja, — warum machten sie mit dem Körper, der ihn nichts mehr anging, solch ein Wesen?

Nun aber sprach die Mutter: „Ach Meta! Meta! war das ein Entsetzen! Ich sass ruhig bei meiner Stickerei, — denn Ihr hattet mir ja verheimlicht, dass es plötzlich so schlimm mit meinem armen Arthur geworden war —"

„Ach Mamachen! er war ja doch schon lange elend — und so hoffte ich immer er könnte sich wieder erholen, wie schon öfter

— und wollte Dich nicht wieder einmal unnötig herrufen und ängstigen.“ —

„Ja! ja! — also — ich sass ruhig unter meinen Blumen — als sich plötzlich etwas über mich beugte. —

Der Arzt unterbrach: „Wie denn? — Etwas? sahen Sie Jemanden?“ —

„Nein! ich empfand es mehr — ich kann es nicht beschreiben. Aber ganz deutlich hörte ich Arthur's Stimme „Mutter“ rufen! Eine Stunde später hatte ich Deine Depesche, liebe Meta, mit der Du mir Arthur's Tod meldetest. — Er muss gerade zu der Minute gestorben sein!“

Die jüngere Frau schauderte zusammen und rief: „Mama — wie grausig — ich fürchte mich — lass uns aus diesem Zimmer gehen — es ist als ob er da wäre!“

Mit aller Kraft vermeinte der Lebendig-Tote jetzt zu rufen: „Ich bin ja da — hier bei Euch — fürchtet Euch doch nicht vor dem leblosen Ding da — das bin ich nicht! Ich lebe! hier!“ —

Aber Niemand hörte oder sah ihn — sie gingen hinaus, — und er folgte ihnen Folterqualen erduldend über seine Unfähigkeit, sich ihnen bemerklich zu machen. Den ganzen Tag dauerte diese Qual. Der Sarg, um den sie sich Alle schaarten, wurde geschlossen — fortgetragen — die Herren — Freunde von ihm — der Arzt folgten — die Frauen weinten bitterlich — ihn beachtete Niemand. —

— Nur einmal schien es ihm fast angenehm, dass sie so um seinen Tod trauerten — aber die Hauptsache war doch das schreckliche Bewusstsein, da zu sein und doch durch eine ihm unfassbare Scheidewand von ihnen und ihrem Empfinden getrennt.

Als die Nacht kam — begaben sich die Frauen früh zur Ruhe. Die Leiden und Anstrengungen der letzten Zeit hatten sie tief ermüdet.

Er bewegte sich in einem traumartigen, ihm selbst nicht ganz klaren Zustand hin und wieder — da plötzlich wurde es ihm klar, dass nun seine Frau — die vor ihm in tiefem Schlafe lag — ihn sah — hörte — verstand.

Sie war ihres Körpers ledig — wie er des seinen — nein — nicht ganz so — sie trennte sich nicht auf weite Entfernung von ihrem schlafenden Leib — sie schien über diesem zu schweben — wie er — ja — jetzt erst kam es ihm zum Bewusstsein — wie er schwebte — aber er gänzlich losgelöst von seinem einstigen Körper.

Wie eigen! sie verständigten sich — empfanden sich — doch war kein Sprechen, kein Hören dazu nötig! Jetzt fürchtete sie sich auch nicht vor ihm — wie vorhin — in dem Sterbezimmer. Jetzt schien sie seinen Zustand zu verstehen — sie bat ihn bei ihr zu bleiben — sie liebe ihn ja — aber als er sich ihr von Seele zu Seele nahen wollte — da schrack sie dennoch zurück — blitzschnell

zog sie sich in den schlafenden Körper zurück und mit einem Aufschrei erwachte die Frau! Sie richtete sich entsetzt auf, zündete Licht an und rief nach der Mutter, die im Nebenzimmer gebettet war.

Als diese erschien, rief sie angstvoll: „Ich hatte einen schrecklichen Traum — Arthur war hier — er wollte sich an mich klammern — Mama — ich will lieber drin auf Deinem Divan schlafen — ich fürchte mich sehr."

„Komm Kind! sei ruhig — nimm von diesen Tropfen — der Arzt gab sie mir — wegen meiner Hallucinationen, wie er es nannte, von neulich! — Ja, die Nerven spielen einem böse Streiche!"

Als die Frauen nun wieder unter dem Einfluss der narkotischen Tropfen entschlummert waren, konnte Arthur nicht mehr mit ihnen in Verbindung treten, die eigentümlich, wolkenartigen Gebilde, die über ihren schlafenden Leibern schwebten, schienen ohne Bewusstsein — unempfänglich für seine Nähe.

Und wie die Zeit voran schritt verlor er das Interesse an diesem einseitigen Bemühen — er hatte nichts mehr mit diesen hier gemein. Seine irdischen Angelegenheiten waren alle — wie es sich von einem so tüchtigen Menschen versteht, wohlgeordnet. — Kinder hatten die Ehegatten nicht gehabt. In den ersten Jahren war ihnen das ein grosser Schmerz.

Er, der in anderen, illegitimen Beziehungen — selbst noch nach seiner Verheiratung — damals mit der Freundin seiner Frau gerade damit so viel „Unglück" hatte — begriff nicht, wie ihm in der Ehe dieses „Glück" versagt sein konnte. Denn auch hier empfand er als „prächtiger Durchschnittsmensch" genau wie alle seinesgleichen: was illegitim ein Unglück, ja eine Schmach erschien, galt legitim als höchste Ehre, als vollkommenstes Glück. Die Aerzte konnten bei der jungen Frau keinen Grund für diese Sterilität entdecken. Die Ursache davon in anderen als körperlichen Erscheinungen zu suchen fiel ihnen nicht ein. Von einer schaffenden, dem gerechten, ausgleichenden Karma unterworfenen S e e l e hatten sie keine Ahnung.

Nun fesselte ihn demnach hier nichts mehr. Der starke Egoismus, der Grundzug seines Wesens hiess ihn sich von diesem Hause und und dessen Interessen abwenden. Aber was nun beginnen?

Er fühlte sich im weiten Raum allein. Doch ganz langsam kam ihm zum Bewusstsein, wie alles um ihn her lebte und trieb — wie er in einer Welt voll nie geahnter Wesen schwebte. Wesen, viele ganz ähnliche Dunstgestalten, wie er selbst, — entweder in stumpfsinnigem Schlafzustand oder wach, — ja wie in wahnsinniger Angst vor etwas sie ausschliesslich Beschäftigendem.

Auch sah er anderes, was keine ihm bekannte Form hatte; es schoss blitzschnell in leuchtenden Gebilden an ihm vorüber, — aber das meiste, was er sah, — nein — S e h e n war es ja nicht — und

doch, er erschaute es, mit anderen als den früher gewohnten Organen — das meiste war erschreckend — hässlich — beängstigend. — Nie war er ein Tierfreund gewesen; ja, er war ein Verteidiger der Vivisektion und Jäger. Was sollte das nun, dass alle erdenklichen Tierwesen, aber in scheusslichen, qualvollen Posen und Grimassen ihn umgaben — er meinte einen schrecklichen Traum zu träumen und wünschte diesen Schemen des Entsetzens zu entfliehen — vergebens! Sie umringten ihn enger, und ihr klägliches Geheul und Gewinsel kam ihm deutlich zum Bewusstsein.

„Bin ich wahnsinnig?“ frug er sich, — „was ist dies alles?“

Da waren ein paar Wesenheiten neben ihm — grauen — öden, trostlosen Eindruck ihm gebend, — die antworteten auf seine Fragen, ohne Stimmen, aber er verstand sie: „Du bist im niederen Astralzustand, im Kama-Loka! Bist Du schon lange tot? Du bist so wach!“

Sie warteten seine Erwiderung nicht ab, sie trieben davon.

Ihn fror bis ins Tiefste.

„Dagegen ist ja das Fegefeuer ein Paradies“, stöhnte er, — „ich will fort von diesen Scheusslichkeiten! — was habe ich getan, dass ich hier sein muss? Ich — der nur immer Gutes“ — aber da stand sie wieder vor ihm — schön, stolz, mit ihrem herrlichen, langen blonden Haar, — das war nass und schlammig, — und die Augen — ja — plötzlich erkannte er Augen, die glasig und furchtbaren Vorwurfs voll ihn anstarrten, und sie griff an ihre Brust und hob dicht zu ihm heran ein scheussliches Ungetüm, — — und das Ding sprach, ohne Stimme, doch er verstand:

„Ich — Dein Kind — ein Stück Deines Seins — aber tot — was hast Du mit meinem Leben getan — ich will zum Leben — will das von Dir geschaffene auskosten!“

„Ich auch! ich auch!“ schien es neben ihm, um ihn zu heulen, zu wimmern, zu stöhnen. „Was taten wir Dir, dass Du uns nicht bis zum vollen Leben kommen liessest?“

Ein wahnsinniges, verzweifeltes Empfinden erfüllte ihn: „Gibt es kein Entrinnen von diesem Entsetzen? — fort — fort.“ — Aber wieder vernahm er: „Nein — das muss ausgelitten sein. — Du hast diese Saat gesät — hier ist die Ernte — hier im niederen Kama-Loka!“ —

Und er wandte sich zu der blonden Frau, — sie hatte ihn einst geliebt, — sie musste Erbarmen für ihn haben.

Doch fühllos — nur mit ihrem eigenen Los beschäftigt, trieb sie davon; der durch seine Schuld begangene Selbstmord lastete schwer auf ihr, — sie hatte, wie er, die Ernte einzuheimsen, — sie allein — ohne Hilfe. Wohin er sich wandte Schrecken — Angst — Entsetzen!

Und wieder wurde es Nacht — und die Schauer des Erschauten liessen die Sehnsucht nach dem stillen Hause erstehen, wo Mutter und Gattin um ihn weinten. Blitzschnell war er dort; sie ruhten im Schlaf. Die Mutter lächelte selig, als sie den Sohn empfand — sie wollte nichts als seine Nähe, — sie sah nur den Liebling ihrer Jugend — und eine Ruhe, fast an Glück mahnend, kam über seine wunde Seele.

„Mutter! Mutter!“ klagte er leise — und das halbwache Astralgebilde der Treuen freute sich seiner Liebe und erwiderte: „Ja, Kind! ja! so hast Du mich immer gerufen — ja — noch in Deiner Sterbestunde! Ach — bleibe bei mir — oder nimm mich mit Dir — — fort!“ —

Doch eine Bewegung seiner schlafenden Gattin scheuchte die Astralform schnell in den Körper zurück, und er wandte sich dem zarten Wolkengebilde zu, das jetzt einzig für ihn seine Frau bedeutete: es schien aber zuerst nicht bewusstseinsfähig. Erst auf starkes Wünschen seinerseits bemerkte ihn die Seele. — Sobald aber ein volles Erkennen erfolgt war, fühlte er, wie sie sich in Entsetzen verdunkelte und dann so nahe wie möglich an den schlafenden Körper herandrängte, gleichsam ihm zu entfliehen.

Er fühlte, wie sie klar in seinem wahren Sein zu lesen vermochte, wie ihr plötzlich aller Trug, den er an ihr geübt, bewusst wurde, und er verstand, wie jetzt, wo die verbergende Körperlichkeit fehlte, sich der Charakter, alle Eigenschaften und Begierden ohne Möglichkeit des Versteckens schleierlos zeigten. Die reine, einfache Frauenseele erschauderte vor ihm und floh in den sie vor solchem Schauen bewahrenden Körper zurück.

So war auch hier seines Bleibens nicht. — Die Zeit verstrich und brachte ihm keine Rast. Jede Tat, ja, was am fürchterlichsten war, jeder Gedanke, den er gedacht, alle bösen Gelüste und Wünsche, die er in Hass oder Neid gehegt, hier wurden sie zur Form, standen lebendig und kraftvoll vor ihm, umringten, quälten ihn und rächten sich bitterlich. —

Er versank in einen Zustand tiefster Trauer und begann zu verstehen, dass alles, was er auf Erden als ganz selbstverständlich oder doch gedankenlos, weil andere es auch so machten, getan hatte, durchaus nicht so harmlos, namentlich nicht so vergänglich gewesen, wie er damals meinte, sondern für sich und andere schweren Schaden gebracht hatte, der jetzt hier, in diesem merkwürdigen Astralzustand ausgelebt werden musste.

Aber, wie er das verstand und je tiefer er es erfasste, je mehr wich es von ihm, und er begann lichtere, klarere Gestalten um sich zu bemerken. Es kam die Zeit, da zwischen jenen zurückweichenden Schreckensgebilden leuchtende, liebliche Formen auftauchten, in

denen er seine guten edlen Taten, seine liebenden und hülfreichen Gedanken erkannte. Ein grosses Glücksgefühl kam über ihn, nach dem schauerlichen Dunkel erschien Alles jetzt hell und in sonnige Flut getaucht. Freunde, die vor ihm von Erden gegangen waren, sammelten sich im gleichen Zustand wie er um ihn, helfend, ihn in den ungewohnten Umgebungen mit gütigem Verständnis zurechtweisend.

Es war ein wunderbarer Zustand! mit keinem auf Erden gekannten zu vergleichen. Denn er umfasste so ungleich mehr; — wohl waren die entsetzlichen Schreckensbilder jener ersten langen Zeit entwichen, aber es war nicht wie im irdischen Dasein, wo das hinter uns liegende sozusagen vorüber ist, ja manches Mal vergessen werden kann und nur zu Zeiten wieder lebendig wird, nein, hier war Alles gegenwärtig; kein Nacheinander schien es zu geben, Alles ein Neben- oder besser Ineinander. Es war als gäbe es wohl eine Zukunft, denn er fühlte er hatte noch anderes — noch, von den jetzigen verschiedene Zustände zu erwarten, aber Vergangenes und Gegenwärtiges unterschieden sich nicht: Zeit im irdischen Sinne war verlöscht. Und mit dieser Erweiterung des Verständnisses durchflutete ihn ein immer reineres, edleres Glücksgefühl.

Aber auch den Gebilden seiner guten Taten und Gedanken entwuchs er und trat in Sphären eines wonnigen Empfindens ein, die sich nicht mehr messen liessen mit einem je auf Erden gewohnten Vergleich. Es war alles nur Seelenfreude — so subtil und geistig, wie er nie geglaubt hatte die zweite Welt könne irgendwo und irgendwie ähnliches bergen. Jetzt sah und fühlte er Alles: wollte er mit den Seelen seiner Lieben auf Erden verkehren — hier vermochte er es mit lichtgleicher Schnelle; freilich — Verkehr im irdischen Sinne war das nicht — es war ein Sichverstehen ohne Verstandesorgane, es war alles so leicht, so subtil, so wonnevoll klar. Jetzt schauderte keine der ihm noch lieben Wesenheiten mehr vor ihm zurück; er fühlte es, all den Schmutz — den irdischen Wust hatte er hinter sich, — was er jetzt war, dem haftete nichts von allem „Einstigen" an. Sein Devachan war erreicht: ein ruhevolles Ausleben des letzten auf Erden vollendeten Daseins.

Da kam ein Neues wunderbar Scheinendes hinzu: wie aus fernen Weiten unendlicher Zeit sah er sich selbst in andern Gestaltungen manigfaltig und doch immer er. Er begriff — alle diese Formen waren abfallendes Einkleiden des einen wirklichen Selbst: zuerst dieser Tiermensch mit kaum aufdämmernder Vernunft — hätte man in seiner letzten Verkörperung dem braven Durchschnittsmenschen Arthur dieses affenartige Scheusal gezeigt und ihn versichert, das sei er gewesen, — dem Zeigenden wäre er schön gekommen! Aber jetzt hier wusste er es genau, und staunte nicht einmal darüber.

Er durcheilte eine ganze lange Reihe aller möglichen Verkörperungen, stets in einem gewissen aufsteigenden Fortschritt und doch sich eine aus der anderen entwickelnd; jede dieser Erfahrungen in neuem Dasein benutzend und erwartend. Er sah nach und nach ganz klar in alle diese Leben hinein, obgleich er als „Leben" nur das erkannte, was jetzt war, die anderen waren Form- oder Fleischwerdungen, aber nicht wahrhaftes „Leben." Er begriff das grosse Gesetz von Ursache und Wirkung; die Kraft, die von einer Inkarnation zur andern führte. Kein Glied derselben, das nicht richtig in das nächste eingriff, keine Handlung, keine Gedankentat, die nicht ihre Folge in der nächsten Verkörperung aufwies; teils als Eigenschaft, teils als Schicksal Verwertung fand. „Karma" nannten es die Geister um ihn her.

Und dann kam die Zeit im irdischen Sinne gesprochen, wo er einsah auch dieser reine, geistige Glückszustand war für ihn nicht das Ende; — nicht in alle Ewigkeit, — wie man es ihn auf Erden gelehrt hatte, dauerte dieser Himmel.

Er erschauerte; denn er begriff, ein neues Erdendasein würde diesem devachanischen folgen, und da müsste abermals abgebüsst werden, was das letzte Mal verfehlt worden. Und die im Beginn seines ausserirdischen Lebens erschauten Schreckgestalten des Kama Loka schwebten ihm vor. Er fürchtete das „Ausleben" dieser seiner Untaten, fürchtete sie und wusste doch genau, dass er ihren Folgen nicht entrinnen könne.

Und wieder über eine Weile kam der Wille zum Leben, zum irdischen Dasein mit zwingender Gewalt zum Erwachen. Er verlor das Interesse an dem glücklichen Zustand des Devachan.

Er stieg wieder tiefer in die Materie hinab. An seiner letztvergangenen Inkarnation hatte er jede Teilnahme verloren; neue Wünsche tauchten mit dem Willen zum Leben in ihm auf — aber auch das Bewusstsein, dass zuerst sich auswirken müsse, was er verursacht hatte.

Durch sein damaliges, nur materiellen Interessen geweihtes Leben hatte er keine verfeinerte Daseinsform geschaffen; er musste seine Umgebung dieses Mal bei Menschen wählen, die noch tiefer im rein Animalen steckten als seine letzten Verwandten und Freunde. Er befand sich wieder in der Welt des Kama Loka, und seine Taten und Gedanken hefteten sich ihm als Eigenschaften und künftige Lebensnotwendigkeiten an.

Wohin musste er sich also behaftet wenden?

Nichts schönes sah er vor sich.

In niedere Verhältnisse, ohne Verfeinerung, ohne höhere Anschauungen, sah er sich hineingedrängt.

Es ward ihm vieles klar, was er in Torheit verfehlt hatte: der

Gott, den man ihn in seiner letzten Kindheit gelehrt hatte zu verehren, den er im Jünglings- und Mannesalter aus Bequemlichkeitsrücksichten abgetan hatte, den konnte er auch jetzt nicht erkennen.

Nichts in der langen Zeit zwischen Tod und Geburt, in all den verschiedenen Zuständen, die er durchgemacht hatte, konnte ihm diesen Gott, der alles leitete und sich in alles mischte, je nachdem man viel oder weniger zu ihm betete, beweisen. — Einen anderen höheren Gottesbegriff zu fassen aber fehlte ihm die „geistige" Entwicklung, und es ward ihm bewusst, dass er doch noch besser getan hätte, sich an den seiner Zeit und den herrschenden Verhältnissen angepassten Gott und dessen Gebote zu halten, als in überhebendem Dünkel mit seiner schwachen Intelligenz, die über das Alltägliche nicht hinaussah, Alles zu leugnen, was seine groben Sinne nicht zu fassen im Stande waren. Freilich es war bequemer so zu tun: — da folgte man jeder Regung seiner tierischen Natur, ohne einer höheren Gewalt Rechenschaft zu geben und brüstete sich vor Gleichgesinnten noch mit seiner grossen Intelligenz!

Das eigene Gewissen hatte man gelernt zu übertäuben und als einen alten überwundenen Aberglauben zu verlachen.

Aber jetzt erkannte er es, als einen feinen Gradmesser der Seele: jetzt wusste er, gerade dieses Gewissen war noch das beste, das einzige, was in seiner stark animalen Natur die höhere Welt vertrat.

Die Materie um ihn her verdichtete sich: er stand kurz vor seiner Wiedergeburt. Und gegen sein Wünschen, gezwungen von dem ehernen Karmagesetz erschaute er in kurzem vorgeburtlichem Wissen abscheuliche Verhältnisse:

Da war ein Mann — roh, fast immer in einem Rausch von Branntwein und Bier, und er erkannte: das war ein Feind aus längst verflossenen Daseinsepisoden, noch aus einer wilden, unzivilisierten Weltepoche, der sollte jetzt sein Vater sein. Und die Mutter? Er schauderte: das war ja sie, die blonde Geliebte seines letzten Lebens, die er durch seine Schuld in den Tod, in jenen tiefen, stillen Alpensee, der kein Opfer freigibt, getrieben hatte!

Das waren die ihm zugeteilten Nächsten!

Und kein Entrinnen! Aber kurz, ganz kurz nur war das Zusammensein mit ihnen bemessen, das war ein Trost, obgleich er nicht klar den Grund dieser schnellen Trennung zu erkennen vermochte. Nun gehörte er seelisch schon zu ihnen, denn sein embryonales Leben hatte begonnen.

Was er da sah, war hässlich und widerlich. Brutale Auftritte zwischen dem grobsinnlichen Manne und der meist apathischen Frau, die krank und schwächlicher Natur schien. —

Seine Seele erkannte, dass die ihre in dem siechen Körper wie in einem Gefängnis gehalten war, ihre einst feine Intelligenz

war zu einem Gehirn verurteilt, das nicht gebrauchstüchtig für die einst erworbenen Fähigkeiten, die nun für diese Inkarnation, fast wie bei einem Blödsinnigen brach lagen, und wo jene seltenen Momente, in denen die Seele das schwere Dämmern des Gehirns durchbrechen konnte, zu den traurigsten der armen Frau gehörten, weil dann eine Sehnsucht in ihr erwachte nach Höherem — nach Licht und geistiger Freiheit, die in den gegebenen Verhältnissen Qual und unerträgliches Leid bedeuteten.

Und er lernte dieses arme Weib, seine diesmalige Mutter lieben und tief bedauern, er schauderte vor dem Karma, das er zu schaffen beigetragen, und begann es als Glück zu empfinden, es jetzt mit ihr ausleben zu dürfen.

Diese ihm einst unbekannten edleren Gefühle hatte er sich nun erworben, und sie machten ihn zufriedener und liessen ihn ruhiger in das zu erwartende Los blicken.

Diese Liebe jedoch wurde von der jungen Frau nicht geteilt. Die Unglückliche, die damals der Schande einer unehelichen Mutterschaft durch Selbstmord entgehen wollte, hatte ihr Geschick an dem Punkt wieder aufnehmen müssen, wo sie damals hoffte, ihm auf immer zu entrinnen; sie war von dem Manne verführt worden, der sie dann im letzten Moment „als anständig denkender Mensch" geheiratet hatte, den sie nicht liebte, dessen Beute sie nur aus der ihr noch innewohnenden Sinnlichkeit geworden war; sie hatte die Schmach der ausserehelichen Schwangerschaft durchgekostet, hatte den rohen Menschen, der ihr täglich ihre „Leichtfertigkeit vorwarf, der sie, als er arbeits- und brodlos geworden, brutal misshandelte, verabscheuen gelernt, und diese Abscheu vor dem Vater hatte auch die Liebe zu dem Kinde, das sie trug, getötet. —

So erwartete sie missmutig seine Geburt, — und als ganz kurze Zeit vorher noch der Mann im Rausch heimkehrend der Armen eine der schrecklichsten Szenen machte, Geld von ihr verlangend, — von ihr, die sie selbst meist einsam hungerte, versank sie in eine schwermütige Stumpfheit, aus der sie nichts mehr herausreissen konnte.

Er fühlte, wie sein kleiner, ungeborener Körper täglich elender und kümmerlicher wurde, denn die Mutter führte sich selbst und also auch ihm nur die allernötigste Nahrung zu.

Es kam die Stunde, wo er zur Welt kommen musste. Eine finstere, kalte Nacht, — eine fast leere, kalte, von einer elenden Leuchte kaum erhellte Stube, in der das Weib sich ächzend unter den Wehen krümmte, der Mann fühllos und ungeduldig allein neben ihr stehend, sie in der rohesten Weise beschuldigend an ihrem beiderseitigen Elend schuld zu sein.

„Warst ja so fein und tatest so nobel, was hast Du meinem viehischen Bedürfnis nachgegeben, hätt's nicht getan, wären wir jetzt

nicht so weit! Der elende Bankert hat uns nur noch gefehlt! Und wer muss es ausbaden — ich. — Aber ich mag nicht! — Ich will nicht auch noch das bisschen, was ich verdiene, entbehren müssen! Hol's der Kuckuck! Das Kind mitsamt.“ —

* * *

Der Mann hatte sich in masslosen Zorn hineingeredet. — Da ertönte das erste Leidensgewimmer des Neugeborenen, — fast zugleich mit dem Erlösungsschrei der Mutter, die ihre letzte Kraft in der furchtbaren Arbeit der Mutterschaft hingegeben hatte, — noch raffte sie sich zusammen, sah müden, irren Blickes auf das elende, wachsbleiche, kaum atmende Geschöpf da vor sich, nahm es auf und wollte sich selbst von ihm befreien, als ein vor Wut Schäumender sich auf Mutter und Kind stürzte, das Kind wegriss und, als er den jammervollen Zustand des Kleinen erkannt hatte, mit beiden gewaltigen Händen den dünnen Hals umklammerte, zudrückte — und die Seele, die eben noch furchtbar unter der Notwendigkeit des Sicheinzwängens in den winzigen Körper gelitten hatte, war wieder frei.

Schaudernd und zitternd wollte Er sich abwenden von dieser Stätte des Grauens, — da bemerkte Er, wie auch die andere Seele frei und erlöst den blutenden Frauenkörper verlassen hatte und wie im Taumel — ohne Bewusstsein — dahinschwebte.

Teilnahmsvoll versuchte Er sich ihr zu nahen, aber die Empfindung überkam ihn: keine Gemeinschaft bestand mehr zwischen ihnen beiden: sie hatten das Karma, das sie aneinander geschmiedet, ausgelebt — ausgelitten! —

Neue Aufgaben harrten ihrer, in denen sie sich nicht mehr begegnen würden. So kehrte er sich ab von dieser noch bewusstlosen Wesenheit mit einem Glücksgefühl, dass er sein Schreckens-Karma nun ausgewirkt, die einst geschaffene Schuld abgebüsst habe — und jetzt zu edleren Zielen, zu einer höheren Entwicklung hinstreben — den alten Schmutz aus Egoismus und Lüge geboren — weit hinter sich lassen durfte.

* * *

Schnell vermochte er das niedere, schreckenerfüllte Kama-Loka zu durchschweben, — die leuchtenden, lieblichen Gebilde schöner Zustände begrüssten ihn, und wie in Sonnenäther gebadet empfand er Freude und Lust zu neuem, der Menschheit nutzbringendem Leben.

Helene von Schewitsch.

Gott!

In einem Artikel über „Ernst Haeckel's „Lebenswunder“ von Julius Hart heisst es:

„Das Ziel, nach dem wir schauen, ist nur das eine: Wie verständigen wir uns? Statt zu fragen: Was ist die Wahrheit? Was ist Gott? Woher kommt das Leben? Wie ist die Welt entstanden? müssen wir erst das Problem lösen, wie wir uns gegenseitig zu verstehen vermögen.“

(Auch Christus sagt: „Niemand hat Gott je gesehen!“ — Christus wusste also von Gott auch nicht mehr als wir. — Er sagte nach Wolfgang Kirchbach, in dem berühmten Weltwunsch der Menschheit, welchen man das „Vaterunser“ nennt, nicht: „Vater unser, der Du bist im Himmel“, sondern er sagt wörtlich: (Matth. 6, 9:) „Vater unser im All“, Vater unser in den Himmeln. Dieser Gott ist also nicht ausserhalb der Welt gedacht. Mit andern Worten: Gott ist immanent im Weltganzen, nicht draussen, nicht darüber oder wie sonst kindlich-heidnische Vorstellungen ihn denken mögen.)

Weiter heisst es bei Hart:

„Proteusartig bewegt sich das Problem uns zwischen den Händen und zeigt immer ein anderes Aussehen, und wie die Begriffe Materialismus, Dogmatismus und Dualismus keine sich widersprechenden Begriffe sind, so besteht zwischen den Haeckel'schen, Kantischen und theologischen Anschauungen überhaupt kein fundamentaler Gegensatz; sondern aus allen diesen Kämpfen tönt ein: „Wir glauben Alle an einen Gott“ hervor, und über ihren verschiedenen Meinungen steht eine Urüberzeugung, in der sie gleichmässig übereinstimmen.“ . . . .

„Alles Dichten und Trachten ging immer darauf aus, das Absolute, dieses Einzig-Ureine zu erkennen und zu fassen — aber es erwies sich stets als das ganz und gar Unerkennliche und Unfassbare, da unsere menschliche Erfahrungswelt uns lauter Mannigfaltigkeiten, Verschiedenheiten, Zwiespältigkeiten und Widerspruch aufweist. Es existiert notwendig, sagt die Theologie. Es ist Gott. Aber das Wesen Gottes ist ein grosses Geheimnis und für mich unbegreiflich. Es existiert notwendig, sagt Kant. Es ist transcendent. Der menschlichen Erkenntnis verschliesst es sich ein für allemal.

Es existiert notwendig und ist wirklich, sagt Haeckel. Aber in dieser unserer gegenwärtigen Wirklichkeit kann ich es Dir nicht zeigen, und ich kann es Dir nicht vormachen."

Wenn nun Kant der Ansicht ist, dass sich das Wesen Gottes ewig unserer Erkenntnis verschliessen wird, und auch Du Bois Reymond sein „Ignoramus et ignorabimus" sprach, so bin ich doch der Ansicht des Botanikers Nägeli, der sagte: „Wir wissen und wir werden wissen!" — denn ein ewiges Nichtwissen wäre Stillstand, Ruhe, Tod, und in der Welt gibt es keinen Stillstand, sondern „Alles fliesst!" also wird auch unser Blick sich mehr und mehr weiten, und das früher Unfassbare wird uns nach und nach fassbarer werden. —

Es ist nicht nur Sache der Berufsgelehrten, nach dem Gott zu suchen, sondern Jeder ist dazu berufen nach dem Urgrund seiner eigenen Existenz, nach seinen Schöpfer zu suchen, und so darf ich wohl sagen, dass ich bereits als Knabe mich auf der Suche nach Gott befunden habe, besonders aber dann, wenn ich vor Not und Tod, Unglück und Herzeleid rätselnd gestanden habe. — Ich bin während dieses Suchens Jüngling, Mann und Greis geworden und als letzterer suche ich noch eifriger denn je nach dem Höchsten Wesen, und bin der Ansicht geworden: je mehr man sich mit Naturstudien befasst, je mehr wird man überzeugt, dass es einen Gott gibt, aber auch um so mehr zeigt sich noch die Tatsache, dass Alles, was Gott durch die Natur hervorbringt, von Höchster Einfachheit ist. — Die Natur weiss mit den denkbar einfachsten Mitteln die denkbar höchsten Zwecke und Ziele zu erreichen, — sodass ich sagen kann:

„Die Einfachheit ist die Weisheit der Natur!"

Will man daher ein Natur-Problem lösen, irgend einem Natur-Rätsel nachspüren, so muss man nicht auf dem kompliziertesten, sondern auf dem einfachsten Wege suchen. — Hart's sagen auch: „Alle Religionslehrer sagten die tiefsten Wahrheiten mit den schlichtesten Worten." —

Wenn Newton nun gesagt haben soll, an seinem Daumen habe er erkannt, dass es einen Gott gibt, so darf ich von mir sagen: am Bau der Schwungfeder eines Vogels habe ich erkannt, dass es eine hohe schaffende Intelligenz, einen Gott gibt, ja noch mehr: die Richtigkeit der Lehren der Theologie, dass Gott allgegenwärtig ist, glaube ich durch diese Schwungfeder, und dass er allgütig wie ein Vater ist, glaube ich dadurch naturwissenschaftlich beweisen zu können, dass er allen Nervenwesen durch das Nervensystem gefühlsgemäss vorgeschrieben hat, einen Lebensweg zu gehen, auf dem keinerlei Schmerz und Leid liegt; – wie es aber nur ein Vater seinen lieben Kindern wünschen kann. –

Bevor ich näher auf diese Beweise eingehe, schicke ich voraus, dass ich mich nicht darum kümmere, wo die Eigenschaften der Feder oder unseres Nervensystems hergekommen, ob sie durch Entwickelung, Vererbung, Zuchtwahl, Anpassung oder sonstwie entstanden sind, sondern ich habe diese Eigenschaften vorgefunden, sie waren also da, und deshalb musste einfach unbefangen mit ihnen gerechnet werden. Im Uebrigen fiel doch auch in dieser Entwickelung ohne Gottes Wille vorläufig so wie so kein Haar zur Erde, obwohl ich an eine Zeit glaube, von der aus jeder Mensch sein Leben mehr als heute in der Hand haben wird. — Ich will also sagen: Entwickelung, Anpassung, Vererbung u. s. w. kann nicht von selbst, ohne einen höheren Willen vor sich gehen. —

Nun zur Schwungfeder. — Nach Goethe ist es Jedem eingeboren, dass sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt, aber trotz dieser langen Sehnsucht des Menschen, fliegen zu können, und trotz zahlreicher Versuche, schwebend nach Willkür die Lüfte durcheilen zu können, hat die Technik das Flugproblem, selbst nicht mit Hebeln und Schrauben, zu lösen vermocht. — Und wie spielend löst die Natur dieses mechanische Wunder im kreisenden, mühelosen Segelflug der schwersten Vögel! — Ein Storch, ein Raubvogel schwebt oft 15 bis 20 Minuten lang im Kreise herum ohne einen Flügelschlag zu tun. — Was mag den schweren Vogel, der nicht einmal mit seinen Fittigen arbeitet, so lange rastlos und mit gleichmässiger Schnelle herumtreiben? Steht nicht jeder Wagen still, wenn man ihn nicht mit entsprechenden Kräften vorwärts treibt? —

Die mechanische Ursache dieser rätselhaften mechanischen Schwebebewegung hat den Fachgelehrten viel Kopfzerbrechen verursacht, sodass noch vor wenigen Jahren die merkwürdigsten Erklärungen dafür veröffentlicht wurden, doch „was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt", und seit Jahrhunderten sagt es eine Bauersfrau der andern: „Verstutze deinen Hühnern die Flügelspitzen, wenn sie nicht über Nachbars Zaun fliegen sollen!"

In der richtigen elastischen Durchbiegung der Flügelspitzen liegt die Möglichkeit des Vogelfluges.

Diese technisch richtige Durchbiegung der Federfahne der Schwungfedern geht dann vor sich, wenn der Vogel sich in die Flügel hängt und seine Flügel als Fallschirm benutzt, denn dann drückt die Schwere des Vogels auf die Flügel, und die Flügel drücken auf die Luftmasse, die sich unter ihnen befindet, und so entsteht unter den Schwungfedern eine schräg nach vorngeneigte Segelfläche, welche im Sinken des Vogels nach vorn wirkt. — Sobald der Vogel nun mit den Flügeln schägt, vergrössert sich dieser sogenannte „positive" Flugwinkel in dem Masse wie das Tier Schlag-Energie aufwendet,

sodass ein solcher Flügelschlag in den fünf Schwungfederspitzen, einem Teile einer Schrauben-Umdrehung gleicht, welche sich nach vorwärts bewegt, und daher wirkt der Flügelschlag mehr vorwärts als aufwärts. —

Sobald dieser „positive“ Flugwinkel sich durch irgend eine Störung der Flügelspitzenflächen nicht bilden kann, dann nützt die beste Flügelarbeit nichts, dann kann das Tier nicht fliegen.

Der „positive“ Flugwinkel mag viel grösser sich bilden (vielleicht durch Erschlaffung der Federn) als nötig ist, das schadet nicht viel, dann fliegt das Tier doch, aber wenn der Winkel nicht erreicht wird, und wenn nur die Breite eines Haares an der notwendigen Grösse des „positiven“ Flugwinkels fehlt, dann ist alle Fluganstrengung rein vergebens. —

Die Bauerfrauen schneiden nun die äussersten Flügelflächen durch welche die treibenden Flugwinkel gebildet werden, den Hühnern einfach ab und haben den Tieren dann das Flugvermögen genommen. —

Mein Nachbar brachte mir zur Zeit des Flüggewerdens der jungen Schwalben, in kurzer Zeit zwei dieser hübschen Tierchen, die auch nicht einen Schritt weit fortzufliegen vermochten, trotzdem sie hochgeworfen wurden und alles Mögliche mit ihnen angestellt wurde um sie zum Fliegen zu bringen. Ich sah nun, dass die Schwungfederspitzen in ihren Flächen zerstört und eingeringelt waren, indem diese Tierchen bei ihrem Grösserwerden keinen Raum mehr alle in dem kleinen Neste haben und sich dann hinten an der Wand die Flügelspitzen verstossen. Ich reckte die zarten Federkiele wieder gerade, glättete mit Speichel die kleinen Federfahnen wieder zu Flächen und kaum war dies geschehen, flog jedes gewandt schräg aufwärts davon, denn nun erst konnte sich der „positive“ Flugwinkel bilden. Beim Bau dieser Federn kommt es also auf eine geringe Kleinigkeit an, wenn der Flug nicht in Frage gestellt sein soll.

Schneidet man nun eine solche Schwungfeder quer durch, so sieht man, dass sie aus lauter kleinen Bausteinchen besteht, von denen jeder fest an den andern gefügt ist, wie Steine zu einem Gebäude, in welchem die Baumeister alles vorher berechnet, abgemessen und eingewinkelt, jedem Fenster, jedem Erker, jeder Tür ihre Plätze angewiesen haben. Und wenn die Steine nun nicht richtig nach Zeichnung und Mass aneinandergefügt werden, dann sitzt weder Fenster, Tür und Erker richtig, — und genau so ist es nun beim Bau der Schwungfeder! — eine einzige kleine Störung im Bau dieser Feder, eine einzige kleine Andersgruppierung des Baumaterials der Feder kann den ganzen Flug illusorisch machen! —

Wer sagt nun den kleinen, winzigen Bausteinchen der Feder,

dass sie sich genau so lagern müssen, wie sie sich lagern, und nicht einen Deut anders? —

Das ist die Frage, die ich mir vorgelegt habe. —

Welche gewaltige Summe von Zellen verbaut die Natur in den Wäldern, Gräsern, Blumen, Haaren, Finger- und Fussnägeln, den Flossen der Fische u. s. w., aber beim Bau all dieser Körper kommt es absolut auf keine mathematisch genaue Lage dieser Bausteinchen zu einander an. Ob ein Blatt, ein Ast, ein Grashalm, ein Haar u. s. w. etwas dicker oder dünner, kürzer oder länger, oder anderswinkliger als andere sind, das ist ganz und gar gleich, aber die Schwungfeder verlangt einen mathematisch-maschinellen, fachtechnisch-ingeniösen Bau, — und hier kommt es auf ein minutiös genaues Abwägen aller mechanisch-physikalischen Eigenschaften des Flugkörpers, der Feder und der Luftmasse und Verständnis für die Flugmechanik an; — mithin muss eine hohe mechanische Intelligenz ihre Hand an das kleine wunderbare Bauwerk legen. —

Es ist deshalb nur zweierlei möglich; entweder muss schon in jedem Atom das Verständnis für den Bau und Zweck des Ganzen schlummern, damit sich jedes sachgemäss dem Ganzen einordnen und ihm dienen kann, oder Gott legt seine weise Hand selbst an jedes Atom und fügt es sachgemäss so ein, dass die Maschine brauchbar wird. —

Wenn ich nun annehmen wollte, dass schon in jedem Atom der Feder die Generalidee des zweckentsprechenden Baues der ganzen Feder ruhe, so stosse ich da wieder auf die Frage: „Wie kann schon in solch einem Atomchen das Verständnis für ein maschinelles Werkzeug stecken, das so viele gelehrte Techniker noch nicht einmal erfasst haben?“ und so ist wohl das Richtige d a s, anzunehmen, dass Gott selbst allgegenwärtig ist und seine eigene hehre Hand an jedes Bausteinchen legt, um es sachgemäss dem Ganzen einzufügen. — Und so halte ich diese meine Wahrnehmungen an der Schwungfeder, einer natürlichen Flugmaschine von ingeniöser Einfachheit und Wirkung, die noch von keinem Gebild der Menschenhand übertroffen ist, für einen naturwissenschaftlichen Beweis, dass es eine hochintelligente Schöpferkraft gibt, die zugleich allgegenwärtig ist. —

Wenn Gott aber in der Feder lebt und webt, dann wirkt er auch in jedem andern Körper, also auch in uns, und unsere Höherentwickelung wird darin bestehen, dass die Höchstentwickelten am meisten von dem Gotte in ihrer Brust pulsieren fühlen und die Wahrnehmung machen, dass dieses Gottgefühl immer mehr zunimmt. —

Und worin liegt nun der naturwissenschaftliche Beweis, dass Gott allgütig ist? —

Schon als Knabe habe ich mir bei dem Herzeleid an den Sterbebetten, Särgen und Gräbern meiner Lieben die Frage vorgelegt:

„Warum muss nur der Mensch, der Schöpfung Krone, schon seit biblischen Zeiten mit 70, wenn es hoch kommt 80 Jahren sterben, während uns doch gelehrt wird, dass es Bäume in Californien gibt, die schon 5000 Jahre leben, und dass die Schildkröte von den Chinesen „Die Tausendjährige“ genannt wird?“ -

Und da habe ich mir gesagt, dass wir hier vor einem naturgesetzlichen Widersinn stehen müssten, denn an solch einem Leid ohne Ende unter uns Menschen, wo der Tränen gar kein Ende ist, könne doch unmöglich ein Gott, sondern nur ein Teufel seine Freude haben, und ich habe mich gewundert, dass es in dieser Welt voll Herzeleid und Weh noch Menschen gibt, die singen und lachen können. —

Ich lief hin und her und fragte nach dem Zwecke eines solchen Daseins, aber wo ich auch Rats zu suchen wähnte, niemand konnte mich bescheiden. — Da verfiel ich darauf, dass mich Gott doch unmöglich in die Welt hinausgestossen haben könne, ohne mir zu sagen, was ich hier zu tun und zu lassen habe, und er müsse mich doch so gestellt haben, dass ich mit diesem Leben auch zufrieden bin, da es andernfalls für mich doch gar keinen vernünftigen Zweck habe? —

Und nun suchte ich an und in mir nach Zeichen, die mir als Führer und Berater von Gott gegeben sein könnten, und so fand ich endlich, dass uns Gott durch die uns mitgegebenen Sinne und Instinkte in der denkbar einfachsten Weise sagt, wie wir unsern Lebensweg zu gehen, und was wir zu tun und zu lassen haben. —

Wir haben fünf Sinne, die uns als Fühlhörner die Wahrnehmungen aus unserer Umgebung zuführen, doch kann auf jeden dieser Sinne hier nicht eingegangen werden, denn wir haben es hier nur mit dem Gefühlssinn allein zu tun, da dieser den Weg bestimmt, den wir durchs Leben zu gehen haben. — Gott legte zweierlei Gefühlsreize in unser Nervensystem, die sich gegenüberstehen, und zwar setzte er auf manche unserer Handlungen Schmerz, und auf wieder andere: Lust. — Der Schmerz ist ein un-angenehmer, die Lust ein angenehmer Nervenreiz; — warum mag wohl diese Differenz in den Gefühlen eingeführt und nicht ein einziger Reiz auf alle Handlungen gesetzt sein? —

Mit dieser Frage treffen wir nun auf den wichtigen Punkt, den kein alter Philosoph bisher so erörtert hat — selbst Haeckel in seinen „Lebenswundern“ nicht, — dass er allgemein aufgegriffen wäre, denn sonst stände es anders mit der Welt, weil in der Beantwortung dieser Frage unsere Erlösung von allen Zweifeln liegt. — Denn durch diese Reizdifferenz bei unseren Handlungen trennt Gott unsere Handlungen in zwei scharfe Teile, und zwar in solche, welche uns schädlich, und in solche, welche uns nützlich sind. — Ein Kind, sogar jedes Tier, würde uns nun sagen können, dass diejenigen

Handlungen schädlich für uns sein müssen, auf welche Gott Schmerzen gesetzt hat, und dass diejenigen zu unserm Besten sein müssen, die uns wohlgefallen. — Mit welcher Deutlichkeit Gott diese Sprache zu uns spricht, zeigt sich an Tieren besser wie an Menschen, die sich so oft Mühen, Sorgen, Arbeit, Plage und Schmerzen in Hülle und Fülle aufbürden, während ein Tier sich freiwillig auch nicht die geringste Mühe aufhalst. — Ich sah einst einen Fuchs langsam ein Dorf verlassen, da trat er quer vor einen Graben, über den ein kleiner Sprung ihn hinweggebracht hätte; doch bevor er zum Sprung ansetzte, sah er sich rechts und links um, gewahrte etwa 10 Schritte seitwärts einen Steg, der über den Graben führte und nun sprang er nicht über den Graben, sondern ging ruhig über den Steg. —

Es ist also als widersinnig zu betrachten, wenn Gott uns die Möglichkeit, Schmerz un-angenehm fühlen zu können, nur deshalb gegeben haben sollte, damit wir recht oft Schmerzliches aufsuchen sollten; nein, das Gegenteil ist der Fall; — der Schöpfer will also, dass es seinen sämtlichen Nerven-Geschöpfen nur gut ergehen soll, und dies halte ich für einen naturwissenschaftlichen Beweis von der grossen Güte Gottes, — und nicht nur die Theologie führt den Beweis vom Dasein und der Vatergüte Gottes, sondern ich glaube, dass sich die Allgegenwart und Güte Gottes auch naturwissenschaftlich nachweisen lässt. — Ich will hiermit einen Beitrag zum Wesen Gottes geliefert haben. —

Unserm Nervengefühle nach kann der Kampf ums Dasein unmöglich eine Schöpfung des Schöpfers, sondern muss eine Schöpfung der Geschöpfe sein, der, einmal entbrannt, nun auch bis zu Vernichtung derjenigen Tiere ausgekämpft werden muss, die dem Menschen das eigene Dasein erschweren; der Kampf ums Dasein unter den Menschen selbst kann nur durch fortschreitende Erkenntnis beseitigt werden und wird sicher beseitigt, denn auch hier bleiben wir nicht stehen. —

Ich habe mir aber schon oft die Frage vorgelegt:

„Wie würde es heute in der Welt aussehen, wenn Kant die Frage beantwortet hätte: Welche Handlungen soll der Mensch gefühlsgemäss begehen, und welche soll er unterlassen, und was sagen unsere Instinktgefühle über ewige Geburt und ewigen Tod des Individuums der Gattung: Mensch?“ —

Carl Buttenstedt.

Zwei Häuser.

(Kapitel VI.)

Während der nächsten Tage erwähnte Vanoni ihren Zwist nicht wieder. Er war sehr aufmerksam zu Jessamy, sagte ihr, sie sähe bleich und krank aus und fuhr mit ihr den Fluss hinunter bis Maidenhood und Bray. Er mietete ein Boot nud liess sie rudern. Er fürchtete doch, dass er das Mädchen verletzt habe, und sie könne sich gegen seine Autorität auflehnen und ihren Erwerb von nun an für sich selbst suchen, und wenn sie es täte, könnte er es nicht hindern, das wusste er. Er wusste auch, dass er mit der Furcht eines überreizten und sensitiven Nervensystems gespielt hatte, dass Jessamy das erkennen und sein Joch abwerfen konnte; daher war er liebenswürdig mit ihr und versuchte sie über den Verlust ihres Astral-Sehens zu beruhigen. Ihre Fähigkeiten kamen nicht wieder; sie hielt ihr Versprechen und kranken Herzens wob sie ein Netz von Falschheit im Hause Lady Thurston's; sie schilderte ein phantastisches Gemälde, welches sofort von einer anwesenden Dame als eine Scene aus ihrem eignen Leben anerkannt wurde, und dann lief sie wie betäubt heim, um sich in den Schlaf zu weinen; dann wurde sie sorglos; es war ihr gleich wie sehr sie sich durch Unwahrheiten erniedrigte. Sie fing schliesslich an ein verzweifeltes Vergnügen an der eignen Fähigkeit für Erfindungen zu entdecken, ein elender Stolz, und wenn sie je zögerte, so genügte Vanonis Andeutung sie unter die Gewalt Mrs. Ardens zurück zu bringen, um sie lebend und flehend zu seinen Füssen nieder zu zwingen.

Gegen den Schluss der Londoner Season sass sie eines Tages verdrossen in ihrem Zimmer und durchblätterte Zeitungen. Auf dem inneren Bogen standen einige Bücherrezensionen und sie begann zu lesen. Es war eine Zeitung, die ihrer mitleidslosen Kritiken wegen bekannt war; daher erstaunte sie auf der ersten Hälfte einer Columne das unbeschränkte Lob eines unbekannten Autors zu lesen. Das besprochene Buch war eine Sammlung von Gedichten, von denen einige angeführt waren und Jessamy las, und das Blatt entfiel ihren Händen.

„Jetzt endlich hat er sie gezwungen ihn anzuhören,“ sagte sie laut, „O, Carol, wie froh bin ich.“

Sie hatte selten an Carol Rowe gedacht, aber nun verfiel sie in ein Sinnen an ihren Freund aus den Tagen von Red Cross Court. Carol hatte sie vergessen und auch sie ihn in gewissem Grade. Sie las alle Auszüge und die begeisterten Hymnen an den neuen Dichter; dann schickte sie nach dem Buch und las darin ununterbrochen bis zum späten Nachmittag.

Da waren die Gedichte, die er ihr in seiner kalten, dürftigen Stube vorgelesen hatte; er, ein bleicher, hungrig aussehender Bursche mit gierig leuchtenden Augen, in schäbigen Kleidern und ausgetretenen Schuhen; sie, ein kleines in Lumpen gehülltes Mädchen zu seinen Füssen zusammengekauert. Sie kannte die liebliche Weise, das Spontane aller seiner Verse; aber da waren zwei Gedichte, die sie nicht kannte, und es war ihr, als sprächen sie mit kräftigerer Stimme; die Ruhe eines abgeschlossenen, reifen Friedens sprachen aus ihnen, und sie tönten wie die Stimme eines Propheten auf einem geistigen Patmos, und sprachen von unerklärlichen Dingen. Sie erfüllten sie mit unbestimmten Erinnerungen, den Gedanken an eine verlorene Kraft, ein verlorenes Schauen, wonach sie tastete.

„Warum veröffentlichte Carol seine Gedichte anonym? Jetzt würde sein Name sicher bekannt werden.“

Sie erhob sich, legte das Buch weg und kleidete sich an; sie wollte zum Hause Lady Thurstons fahren, die sie aufs Herzlichste aufgenommen hatte.

Sie hatte die Dame in ihrem früheren Leben gekannt, und sie unter ihren jetzigen Verhältnissen zu sehen verursachte ihr eine Art sorgloser, gläubiger und halb hysterischer Freude.

Vanoni suchte sie auf und die soi-disant Bruder und Schwester fuhren gemeinsam zu ihr. Es waren nur wenig Leute bei Lady Thurston, und als Jessamy eintrat wurde sie sich einer ungewöhnlichen Erregung bewusst, sie hatte das Gefühl eines leichten elektrischen Schlages, wie sie es nie vorher empfunden hatte, ausser damals, als Vasarhély seine Hand auf ihren Arm legte. War Vasarhély hier? Sie sah sich um und konnte ihn nicht sehen, aber sie hörte seinen Namen von Lady Thurston aussprechen.

„Ein ganz aussergewöhnlicher, höchst interessanter Mensch“, sagte sie etwas schwärmerisch. „Er ist verreist und hat eine herrliche Besitzung am Mittelmeere. Er läd nur wenige Auserwählte ein. Als er mir schrieb und mich bat Mr. Rowe gastlich aufzunehmen, war ich natürlich erfreut.“

„Ist er sein Sekretär?“

„Ich vermute es; er hilft ihm in mancher Hinsicht. Ich glaube Mr. Vasarhély's Geschäfte führten ihn nach London. Ah! Miss Vanoni,

ich freue mich Sie zu sehen. Sie kennen, glaube ich, alle Gäste hier ausser Mr. Rowe."

„Wenn Sie Mr. Carol Rowe meinen", sagte Jessamy zitternd, „er ist ein alter Bekannter von mir."

„Wirklich! O, das ist prächtig, so kann ich zur Erneuerung Ihrer Bekanntschaft beitragen. Wir sind gespannt, welche wundervollen Dinge Sie für uns sehen werden, Miss Vanoni. Ah, hier ist Mr. Rowe." Carol trat aus einem Blumengarten am anderen Ende des Saales heraus. Er trug den üblichen Abendanzug, aber über seiner konventionellen Haltung lag etwas merkwürdig Auffallendes. Seine einst hellen, feurigen Augen waren leuchtender als je, aber weder verzehrend noch sorglos. Sie hatten eine wunderbare Aehnlichkeit mit denen Vasarhély's und Jessamy fühlte eine ehrfurchtgebietende Zurückhaltung von ihrem früheren Freund ausgehen; aber als er sie sah, lächelte er und mit dem Lächeln schwand das Befremdende. Das Leuchten, das jenes Lächeln erhellte, schien dem Licht, das aus ihren eigenen Augen strömte, zu begegnen.

„Carol", sagte Jessamy, wie überwältigt.

Carol schwieg einen Augenblick und sagte dann ruhig: „Teresa".

Jessamy's bleiches Gesicht flammte auf, — ihre Augen senkten sich. Die Stimme Carol Rowe's, die sie mit diesem Namen rief, verletzte sie mehr als glühende Eisen. Sie streckte ihre Hand aus, er ergriff die kalten, zitternden Finger, und wieder fühlte sie diesen leichten Schlag. Einen Moment lang schien es ihr, als wenn aus den sich begegnenden Händen Flammen strömten, — rosenfarbene, gelbe, weisse, — es war nur ein Augenblick lang, und niemand ausser ihr schien es zu bemerken; früher war das nie gewesen und sie wurde sich bewusst, dass eine Veränderung mit Carol vorgegangen war, — obwohl sie sah, dass er auf die Anderen keinen so besonders bemerkenswerten Eindruck machte; Vanoni war eine weit auffallendere Persönlichkeit. Sie hob ihre Augen zu Carol's Gesicht.

„Ich habe gelesen —" begann sie, hielt aber inne; denn Carol schüttelte lächelnd den Kopf. Jessamy zog ihre Augenbrauen in die Höhe. —

„Ein Geheimnis?" flüsterte sie. „Aber ich muss Ihnen Glück wünschen, Carol. Besuchen Sie mich. Werden Sie kommen?"

Ihre Stimme hatte etwas Flehendes.

„Ich kam nach London um Sie zu treffen", sagte Carol sanft. „Werden Sie morgen allein sein?"

„Ich werde zu Hause sein; o, Carol, ich brauche —"

„Brauchen Sie mich?"

„Vielleicht, — ich brauche einen Menschen, Gott weiss es! Morgen also."

„Er wandte sich weg, und Lady Thurston brachte die Kristallkugel.

„Ich weiss nicht, ob ich heute etwas sehen kann", sagte Jessamy nervös.

Ihr Herz sagte ihr, dass sie nicht in Gegenwart Carol Rowe's lügen könne. Sie nahm die Kugel — sah hinein — und legte sie beiseite.

„Nein, ich sehe nichts."

Viele Stimmen der Enttäuschung. Vanoni näherte sich.

„Lassen Sie uns die Plätze wechseln", sagte er. „Schrauben Sie das Licht niederer; lassen Sie mich neben meiner Schwester sitzen und meine Hand auf ihren Kopf legen."

Man war damit einverstanden. Er setzte sich hinter sie.

„Hast Du Dein Versprechen vergessen?"

„Nein — aber — heute nicht — nur heute abend nicht."

„Eben heute abend", flüsterte Vanoni.

„Nein, bitte, nicht — erspare es mir diesen einen Abend."

„Weder heute, noch ein anderes Mal."

„Warum?"

„Ich werde nicht zugeben, dass Du Dein Versprechen brichst."

„Ich werde heute abend nicht lügen."

Vanoni brachte seine Lippen dicht an ihr Ohr.

„Ich werde bis drei zählen, wenn Du Dich bis dahin nicht entschlossen hast, bringe ich Dich fort, Du weisst wohin. Eins — zwei —"

„Ich kann sehen", stammelte Jessamy.

Es ging ein Murmeln durch die Zuhörer und während der Zeit einer halben Stunde sass das unglückliche Mädchen da und wob Bilder in ihrer Phantasie; Vanonis Hand ruhte leicht auf ihrem schwarzen Haar. Sie war wie gebadet in kaltem Schweiss — ihre Hände bebten, — die Wangen brannten. Endlich hielt sie inne und stöhnte.

„Ich kann nichts mehr sehen", sagte sie schwach. Vanoni zog seine Hand weg und die Lampen wurden erhellt. Jessamy erhob sich mit einem Gefühl, als wäre sie hinausgeschleudert — weit hinaus in den Raum — während unter ihr ein See von scharlachroten Flammen rauschte, aus dem sie boshafte Fratzen anstarrten.

Carol Rowe kam quer über das Zimmer.

„Ich glaube sicher, dass Sie sehr ermüdet sind."

„Bitte nehmen Sie Miss Vanoni, und holen Sie ihr etwas Wein, oder sonst etwas Erfrischendes", sagte Lady Thurston zu ihm.

Sie ging voran den Weg zu dem Zimmer, wo Erfrischungen bereit standen. Carol zog Jessamy's kleine kalte Hand durch seinen Arm, seine Art war ruhig, ernst, fast zärtlich; er führte sie zu einem bequemen Stuhl und sorgte aufmerksam für sie und stillschweigend

— er berührte nicht mit einem Wort ihre Sehergabe. Er war sehr lieb, aber seine schweigsame Art und Weise berührte sie eigenartig und erregte ihre gespannten Nerven. Wenn er sie für eine Lügnerin hielt, würde er nicht so zärtlich und besorgt sein; denn sie kannte Carol's Unduldsamkeit für Heuchelei; sie hatte früher gehört, wie hart er jeden Betrug beurteilte. Doch warum sprach er gar nicht?

„Sie werden morgen zu mir kommen?“ fragte sie nochmals zaghaft.

„Ja, ich möchte kommen, wenn ich darf.“

Sie sprachen nichts mehr. Carol führte sie zum Wagen und legte ihr den Mantel um. Er sah zu ihr nieder.

„Es ist feucht,“ sagte er, „es hat geregnet. Unsere englischen Sommer sind sehr kühl, nehmen Sie sich in Acht, dass Sie sich nicht erkälten. Gute Nacht.“

Vanoni stieg in den Wagen, und sie fuhren davon.

„Warum zögertest Du heute Abend?“ fragte Vanoni scharf. Jessamy setzte sich aufrecht und ballte ihre Hände.

„Sprich nicht zu mir, wenn Du noch ein weiteres Wort sprichst, werde ich Jedem, den ich heute Abend genarrt habe, erzählen, dass ich sie schon seit Wochen betrüge, und dass Du es weisst“.

„Und zu Deiner Grossmutter zurückkehren?“

„Nein — ich werde mich töten. Sprich nicht - belästige mich heute Abend nicht — oder ich werde wahnsinnig.“

Vanoni war verblüfft. Er schwieg still. Er betrat ihre Zimmer mit ihr und streckte seine Hand aus.

„Komm, Jess lass Vergangenes vergangen sein. Gib mir die Hand; gute Nacht.“

Jessamy warf sich in einen Stuhl, lehnte sich zurück, zog den Mantel dicht um sich und schloss die Augen.

„Lass mich allein,“ sagte sie bitter. „Ich bin krank von Deinem Anblick, — krank, wenn ich an Dich denke, — krank an mir selbst, — krank am Leben, — gehe!“

„Aber —“

„Geh, sage ich, — ich bin nicht mehr das Kind, das ich scheine; ich bin eine Frau, eine unglückliche, sündige, halb-irrsinnige Frau, — geh!“

Luigi Vanoni sah sie starr an, ihre schlanke Figur in dem schlichten schwarzen Sammetkleid, den zarten perlmutterschimmernden Seidenmantel, den sie mit einer ihrer schmalen Hände zusammenhielt, das kleine, weisse Gesicht, die fest geschlossenen Lippen, die geschlossenen Augen; dem starken, lockigen, lose hängenden, kurzen Haar, das die Blässe des Gesichts umrahmte. Er stieg die Treppe hinab.

„Mit dem Kinde ist etwas nicht in Ordnung“, murmelte er, „ich möchte wissen, woher ihre verrückte Geschichte stammt — pah! das Mädchen muss lügen, sonst ist sie wahnsinnig.“

Jessamy lag still in ihren Mantel gehüllt. Die Lampe wurde trübe, — flackerte, — ging aus und sie lag noch da in der Finsternis. Als der Morgen dämmerte, öffnete sie die Augen, erhob sich und ging nach ihrem Schlafzimmer. Es ging nach Osten hinaus, und sie öffnete die Läden und beobachtete den Sonnenaufgang. Endlich sank sie auf ihre Kniee nieder und erhob die Hände zum östlichen Himmel.

„Wenn es einen Gott in der Welt gibt," sagte sie laut, „wenn es eine Kraft gibt, die einem schwachen verirrten Sünder helfen kann — so helfe sie mir, oder zeige mir den Weg zur Selbsthilfe."

Sie wurde durch einen scharfen, rasselnden Ton erschreckt. Ein Buch war von dem kleinen Tisch zur Seite ihres Bettes gefallen. Sie hob es auf.

„Carol!" flüsterte sie „Carol!" Sie legte das Buch hin, warf sich auf das Bett und schlief. Erst spät erhob sie sich und wartete verzagt auf Carol. Sie fühlte sich sehr ermüdet, sehr krank, und sie hoffte, dass ein natürlicher Tod ihr bei der Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten zuvorkomme. Es schien unendlich lange zu dauern, ehe sie ein Klingeln vernahm und das Mädchen „Mr. Rowe anmeldete.

Carol trat ein. Er ergriff ihre Hände und hielt sie fest. Keiner von ihnen sprach. Carol brach das Stillschweigen zuerst.

„Jess" sagte er zärtlich, „Ihre Augen sind sehr müde, Sie haben diese Nacht nicht geschlafen."

„Nein, ich schlief nicht. Aber bitte, wir wollen nicht von mir sprechen."

„Warum nicht?"

„Weil ich kein erbaulicher Gegenstand bin. Setzen Sie sich, Carol. Sagen Sie mir, warum Sie die Autorschaft jenes Buches geheim halten."

Carol setzte sich.

„Weil es meine Pflicht ist meinen Brüdern zu helfen, und nichts für mich zu beanspruchen."

„Carol!"

„O! Ich weiss! früher dürstete ich nach Ruhm, nicht, Jess? Bald darauf habe ich gelernt, dass, wenn ich etwas leisten will, ich mich verläugnen muss, bis ich mehr Erkenntnis habe, als jetzt."

„Erkenntnis?"

„Ja — es gibt nicht einen Menschen unter Tausend, der der Schmeichelei widerstehen kann, — nicht einen unter Millionen, der der Macht widerstehen kann. Ich schreibe — ich arbeite — und ich will versuchen den Ruhm, — wenn er überhaupt existiert, dem zu gehen, dem er rechtmässig gehört."

„Wem gehört er?"

„Ihnen."

„Mir? Was meinen Sie?“

„Ihnen eben so als mir.“

Jessamy runzelte die Stirn.

„Sie verstehen diese Sprache nicht? Es ist nicht meine Weisheit, — es ist ein Citat, und es enthält eine Wahrheit, wenn Sie danach graben wollen.“

„Ich habe keine Muskeln zum Graben, Carol. Nach wem zitieren Sie?

„Nach Vasarhély.“

„Vasarhély! kennen Sie ihn? doch — ich hörte —“

„Sie hörten, ich sei in seinen Angelegenheiten hier, und das bin ich auch gewissermassen.“

„Sie sagten, Sie wären gekommen um mich zu sehen, Carol.“

„Und so ist es, Jess.“

Ihre Augen begegneten sich. Jessamy sagte bitter:

„Ist er Ihr Prophet — Ihr Freund — Ihr Meister?“

„Ja.“

Jessamy's Blick verfinsterte sich.

„Ich bin sehr erzürnt gegen Ihren Freund, er ist schlimm mit mir verfahren. Mein Herz ist voll Bitterkeit. Lasst von ihm ab, Carol.“

„Ich habe mich seiner Führung vertraut, Jess.“

„Das tut mir weh.“

Carol lehnte sich vor und ergriff ihre Hand.

„Liebe,“ sagte er „ich habe gelobt einem zu dienen, den ich als Lehrer achte, — wie einen Freund liebe, — wie einen Heiligen verehre. Sie kennen Vasarhély nicht; er gehört keiner Nation allein, kein Alter, kein Klima wirkt auf ihn ein — stärker als der Stärkste, zarter als das Zarteste, — selbstlos, weise, gerecht, rein, — ein Mensch, den man lieben muss, ein Führer, für den man willig stirbt. Das ist Vasarhély.

„Ach, Du bist einmal ein Dichter — ein Dichter,“ — lachte Jessamy bitter.

„Daher hat Gott mir einen klaren Strahl des Lichtes gegeben, durch welchen ich das Antlitz meines Lehrers sehen kann. Aber Du bist eine Seherin.“

Sie entzog ihm ihre Hände.

„Ich lese durch kein Licht, das von Gott kommt,“ antwortete sie.

„Hast Du je an mich gedacht, nachdem ich fortging?“

„Ja, — wohin gingst Du, Carol?“

„Wird es Dich nicht ermüden, wenn ich Dir Alles erzähle?“

Sie machte ihm eine aufmunternde Geste mit der Hand. Carol beugte sich vor, seine Finger umschlossen die Seitenlehne des Stuhles.

„Ich wurde nach dem Bureau eines Advokaten bestellt, der mir sagte, dass ein Client von ihm sehr hoch von meiner Befähigung denke. Er wollte mir nicht den Namen verraten noch wo oder wie sein Client etwas von meinen Arbeiten gelesen hatte; er riet mir Zimmer in einem besseren Stadtviertel zu nehmen als in Red Cross Court, und dort ruhig zu arbeiten und aufzuhören mich nach Arbeit umzusehen um mein tägliches Brot zu erwerben. „Das Geld wird kommen,“ sagte er. Ich hatte nur zu schreiben und meinen unbekannten Freund zu erwarten, der nach London kommen wollte. Ich gehorchte. Ich glaube, ich schrieb niemals so gut in meinem Leben; ich legte meine ganze Seele in die Arbeit und schliesslich beendete ich mein Gedicht, — das erste in jenem Buch. Ich hatte es in zwei Tagen fertig, als ich einen Brief erhielt, worin ich aufgefordert wurde mein Manuskript nach einer angegebenen Adresse zu bringen. Mein unbekannter Wohltäter war zurückgekehrt. Ich konnte die ganze Nacht vor Freude nicht schlafen: Ich ging in den Strassen umher und die Welt schien mir ein Feenland zu sein. Aber als der Tag kam, Jess, hatte ich nichts, nicht eine Skizze von allem, was ich geschrieben hatte mit meinem Herzblut, — nichts, um es ihm zu bringen.“

„Wie ging das zu?“ fragte Jessamy atemlos. Carols Stimme bebte noch in der Erinnerung an den vergangenen Kummer, an die Verzweiflung, als er antwortete:

„Es war verbrannt — alles — jede Zeile — jede Silbe, die ich geschrieben hatte, und ich hatte nicht einmal Notizen. Ich glaubte ich müsse irrsinnig werden. Ich weiss nicht wie ich zur bestimmten Zeit das Hôtel erreichte. Vasarhély kam mir entgegen. Er warf einen Blick auf mich, dann nahm er mich bei dem Arm, führte mich hinein und sagte: „verzweifeln Sie nicht, ich weiss, was geschehen ist.“ Ich weiss nicht, was ich sagte oder tat, ich glaube, ich weinte wie ein Kind in meinem Elend. Ich erinnere mich an nichts mehr genau, bis ich mich in einem Stuhle sitzend fand, in der Nähe des Feuers und Vasarhély sass mir zur Seite, seine Hand ruhte auf meiner Schulter. Er sprach mit mir, ich glaubte er tadelte mich. Er fragte ob alle meine Arbeit verloren sei; und ich antwortete: „Alles unwiederbringlich verloren.“ Darauf sagte er lächelnd: „es geht nichts vollständig verloren, glauben Sie mir. Mancher Mensch wünscht mit seiner ganzen geängstigten Seele, dass seine Taten und Gedanken wirklich verloren und vergangen seien. Aus welchem Beweggrund wollen Sie, dass die Welt hört, was Sie hier zu sagen haben?“ Ich sagte, dass ich bei den Menschen Anerkennung suchte für das, was ich wusste, was ich fühlte, was ich hatte. Er seufzte und sagte: „Persönlicher Ruhm, ich dachte es mir, armer Junge! Armer Sklave!“ Ich war gekränkt durch das

Wort und fragte „warum Sklave?“ Er sagte: „Es gibt keinen freien Menschen auf Erden, solange er nicht aufgehört hat etwas zu begehren, etwas zu erbitten, um der Resultate willen zu arbeiten, — für sich selbst. Wenn Sie um der Arbeit willen arbeiten, für Ihre Mitmenschen; wenn weder Lob noch Tadel, weder Erfolg noch Misserfolg Sie mehr berühren, wenn Sie nichts anderes wollen, als die Wahrheit kennen lernen, recht zu tun und anderen zu helfen, dann sind Sie ein freier Mann, — nicht früher. Ich kümmerte mich nicht um das, was er sagte, es beleidigte mich. Ich stand auf, sagte ihm, dass er sehr freundlich zu mir gewesen sei, und dass es mir sehr leid tue, dass ich ihm keine Arbeit von mir zeigen könne. Darauf lächelte er und bat: „Warten Sie ein wenig; obwohl Sie mir nichts zu zeigen haben, bitte ich Sie um Nachsicht für etwas, das ich Ihnen zeigen möchte.“ Er erhob sich, öffnete ein Fach, dem er einen Stoss Papiere entnahm, die er vor mich hinlegte. Meine Gedichte! meine verbrannten Gedichte, von denen ich niemals eine Abschrift genommen hatte; von denen ich wusste, dass sie vollständig zerstört waren. Sie waren augenscheinlich mit meiner eignen Hand geschrieben und auf einem sonderbaren, dicken, rauhen, pergamentartigen Papier, wie ich es nie vorher gesehen hatte.“

„Er ist ein Zauberer,“ sagte Jessamy. „Es klingt wie Wahnwitz — wie der tollste Aberglauben in unserer Zeit so zu sprechen, aber — Vasarhèly ist ein Zauberer.“

Carol lächelte.

„Vasarhély ist ein wahrer Gelehrter,“ antwortete er. „Er liebt unsere Mutter Natur und sie liebt ihn, offenbart ihm ihre Geheimnisse. Er kennt die Kräfte in ihrer Essenz, die unseren armseligen fünf Sinnen verborgen sind und braucht sie. Er ist ein Mann der Wissenschaft, wie sie im goldnen Zeitalter lebten. Er sah mein Erstaunen und sagte ruhig: „warum sind Sie so überrascht? Was ist das Wichtigste, die Feder, die ausführt, die Hand, die sie leitet, oder der Gedanke, der schafft? Sie werden die Zerstörbarkeit des Stoffes zugeben. Ihre Gedanken schaffen wie im Anfang der göttliche Gedanke Himmel und Erde schuf. Wenn Sie gelernt haben im Buch des Lebens zu lesen, werden Sie die Form Ihrer ausgedrückten Gedanken finden, ewig in den Himmeln. Es gibt keinen kleinen Gedanken, der nicht schafft; die Ueberbleibsel jedes Gedankens, der hier unten Form annimmt, leben in der ewigen Chronik.“

Jessamy schwieg sinnend. Endlich sagte sie:

„Dieser Mann konnte mir alles sagen, was ich zu wissen begehrte. Er zieht mich an — er stösst mich ab — das Abstossen ist stärker: aber — er könnte es mir sagen.“

„Er könnte es Dir sagen. Er könnte Dich führen, wie er mich geführt hat. Von der Stunde an, da er mir meine verbrannten Ge-

dichte in die Hände legte, habe ich mich ihm ergeben. Ich gelobte mir im Innersten meines Herzens ihm zu folgen als sein Schüler. Ich erwählte ihn zum Lehrer, Freund und Meister, und ich segne die Stunde, da ich es tat."

„Bist Du seither immer mit ihm gewesen?"

„Immer — bis er mich hierher gesandt hat — zu Dir."

„Zn mir?"

„Zu Dir, — Jessamy."

Er machte eine Pause vor dem letzten Wort. Sie sprang auf und sah ihn durchdringend an.

„Du vergisst", sagte Carol, „ich komme von Vasarhély."

„Hat er es getan? Diese grausame verhexte Geschichte?"

„Nein, er nicht. Es war das Gesetz. Wenn nicht eine lange, lange Zeit hinter Dir gelegen hätte, eine Vergangenheit bewussten Strebens, das wäre niemals geschehen. Die bittersten Erfahrungen sind für die Starken, die durch sie lernen können. Wir sind hier um zu lernen; wenn wir Böses lernen, so mögen Götter und Teufel uns bemitleiden, aber sie können uns nicht retten — das ist das Gesetz.

„Wenn Du sagst, ich habe eine lange Vergangenheit hinter mir, was meinst Du damit?"

„Ich meine, dass Du nicht mehr Jessamy Mainwaring bist als Jess Arden und ich Carol Rowe. Wir wohnen in dem Schreine an das Kreuz von Fleisch genagelt, wir kämpfen und trauern über die Sünden und Irrtümer dieser äusseren Seelenhüllen. Hier ist unser Garten Gethsemane, hier unser Golgatha. In längst verflossenen Zeiten, Freundin, Schwester, Geliebte, lebtest Du in anderen Körpern, bekämpftest andere Sünden als jene, die Du heute bekämpfst, und ich focht an Deiner Seite — unter dem Banner dessen, den wir heute Vasarhély nennen."

Jessamy strich nervös mit den Händen über die Lehne ihres Stuhles:

„Was verlangst Du von mir? Welchen Weg zeigst Du mir, Carol? Du bist zu einem bestimmten Zweck gekommen."

„Ich zeige Dir den Weg zu Vasarhély."

„Nein, nimmer", rief sie, „ich lehne mich gegen ihn auf. Zeige Du mir den Weg, Carol. Du bist mein Freund — Dich liebe ich. Aber Vasarhély? Nein!"

„Du hast noch die alte Sünde nicht überwunden", sagte Carol traurig. „Stolz."

Er erhob sich plötzlich und presste ihre Hände. „Jessamy", rief er, „mein Kamerad aus alten Zeiten, komm! Da ist Frieden — Leben — Licht; sie wohnen in Liebe und Dienstbarkeit — in

Treue und Wahrheit, in Demut und Geduld, ohne Eitelkeit, ohne Verlangen. Komm!"

„Mein Stolz liegt tiefer, als dass ich ihn wie einen Ring tragen könnte. Mein Stolz ist ein gerechter. Ich habe ein Recht mir meinen eigenen Pfad vorzuzeichnen, ich will mich nicht vor Vasarhély beugen."

„Nicht vor ihm — das verlange ich nicht. Ich bitte Dich zu ihm zu kommen."

„Ich kann nicht. Ich bin nicht glücklich. Ich bin elend. Ich bin jetzt eine unendlich schlechtere Frau, denn ich als Jessamy Mainwaring war."

„Das glaube ich nicht. Du kennst Deine eignen Fähigkeiten jetzt besser. Umstände können nichts schaffen als das, was da ist, um zu wachsen. Du hattest immer Deine jetzigen Fehler, sie schliefen nur!

Jessamy war still.

„Wirst Du kommen?"

„Bestimmt, Carol — nein! Ich kann nicht!"

Carol seufzte.

„Du lebst bequem hier" sagte er auf einen anderen Gegenstand übergehend und sah sich in dem eleganten Zimmer um. Es ist freilich besser als Red Cross Court, was den Luxus anbelangt."

Jessamy schauerte in sich zusammen.

„Es war eine schreckliche Erfahrung, sie lehrte mich nur Böses — nichts Gutes!"

„Sie lehrte Dich das Böse verstehen; aber sie muss Dich auch gelehrt haben, dass unsere hässlichsten Freunde nicht so schwarz sind, als sie gemalt werden. Dennoch musst Du dankbar sein, dass Du heraus bist; und es ein Glück für Liz, dass Du sie vor etwas retten konntest, das für sie gefahrvoller ist, als für Dich. Arme Liz! Sie hat Dich so gern."

Jessamy war purpurrot, sie spielte nervös mit der Spitze ihres Kleides.

„Du hast Liz's gute Eigenschaften herausgefunden, als Du Jess Arden wurdest. War sie froh, als Red Cross Court verlassen konnte?"

Jessamy würgte es in der Kehle.

„Ich — weiss — ich weiss nicht, — dass sie es verlassen hat."

Carol's Augen begegneten den ihren, er antwortete nur mit einem: „O!"

„Sie ist an Red Cross Court gewöhnt," sagte Jessamy schwankend. Da stieg in Carol etwas von seiner früheren Heftigkeit auf:

„An Red Cross Court gewöhnt!" schrie er, hastig im Zimmer auf und ab laufend. „Ist eine brennende Hölle für Sünder ein mehr oder weniger schrecklicher Aufenthalt um ihrer Ewigkeit

willen? Ist die Tatsache, dass es hunderte, nein, tausende von Kindern in dieser Stadt gibt, die gewöhnt sind von den Lippen ihrer Mutter Flüche und Verwünschungen zu hören anstatt Gebete und liebe Worte, etwas darum lichter und erträglicher?

„Ist es eine rechtsgültige Entschuldigung für uns vom Richtertisch aus, an den wir uns immer stellen, zu verkünden, dass die, welche darben, damit wir reich werden, an den Mangel gewöhnt sind? Euch allen, die Ihr vorübergeht, ist es gleich, dass die Dirne an ihre Schamlosigkeit gewöhnt ist, der Trunkenbold an seine Bestialität, der Dieb an seine Erniedrigung; dass Schmerz und Kälte, Ungerechtigkeit und Hunger, das Los von Myriaden von Menschen ausmachen, die daran gewöhnt sind? Wird nicht die Tatsache dieser Gewohnheit allein sich in einen Fluch verwandeln, der quer über die Himmel für unser Zeitalter die Botschaft schreibt: — „Mene Mene Tekel Upharsin!“

„O! höre auf, Carol, höre auf!“ schrie Jessamy aufspringend und seine Hände ergreifend. „Du hast Recht. Ich bin eine Elende! Eine selbstsüchtige, leichtsinnige Person. Ich, die ich liebte die Philantropin zu spielen! Die ich wusste, wie elend ihr Leben war; um so schrecklicher, als sie das Entsetzliche ihrer Lage nicht einmal kannte. Gut und gerecht, dass das Mene Mene mir vorgehalten wurde! Liz war so gut mit mir, sie bat mich, mir keine Sorgen um sie und die alte Frau zu machen, und ich abscheuliches Tier gehorchte ihr nur zu gern. Aber ich will morgen hingehen, Carol. Geh' jetzt; Du hast mich so beschämt und mir grossen Schmerz bereitet. Komme morgen und besuche mich — und Liz.“

Carol hielt ihre Hand einen Augenblick lang in der seinen; dann beugte er sich zu ihr nieder, küsste ihre Stirn und ging stillschweigend hinaus.

(Kapitel VII.)

Jessamy hielt ihr Wort; sie fuhr am anderen Morgen nach Red Cross Court, liess den Kutscher an der Ecke warten und bahnte sich ihren Weg durch eine heulende Herde von Kindern. Sie näherte sich der Tür des Mietshauses mit sinkendem Herzen und klopfte. Es wurde ihr von einer schlampig aussehenden Frau, nicht der früheren Eigentümerin geöffnet.

„Sind Sie die Wirtin?“ fragte Jessamy.

„Ja, Fräulein.“

„Lebt ein Mädchen — wohnt Elisabeth Arden noch hier?“

„Liz Arden? Nein, die haben sie nach dem Hospital gebracht, Fräulein; sie ist schrecklich verbrannt.“

„Verbrannt?“ fragte Jessamy schwankend. „Wie — wie geschah das?“

„Kommen Sie herein, Fräulein. Ich dachte Sie wüssten, was passiert wäre, — fatal genug für ein angesehenes Haus wie das Meine.“

„Was — was ist es?“

„Es war wieder die Alte, Fräulein, die hatte einen Tropfen zu viel wieder! 'ne nette alte Frau, wenn sie nicht im Tran war. Sie hatte paar Worte mit Liz zu sprechen, die noch 'ne Schwester hatte, Fräulein, ein junges Ding, die irgendwo 'ne Stellung gekriegt hatte und viel Geld verdiente. Liz kam manchmal nach West End und hat die Adresse von der Jüngeren rausgefunden, und die Alte wollte sie haben und Geld von ihr holen. Liz sagte nun: „nein — dem Mädel geht es gut und sie will nicht, dass wir armes Volk kommen und sie belästigen.“ Das junge Ding scheint wohl 'ne ganze Dame zu spielen. Liz wollte also nicht Rede stehen, und die Alte wusste das wohl, wenn sie klar war; aber gestern Abend gerieten sie aneinander, und die Alte wirft mit der Lampe nach ihr, Fräulein.“

Jessamy schrie auf.

„O, nein! Es kann nicht wahr sein! O Liz, Liz! O Gott, vergib mir!“

„So wahr wie's Evangelium“, sagte die Alte sehr befriedigt, dass ihre natürliche Schilderung solchen Eindruck hervorgerufen hatte. — „Das Kleid fing Feuer und sie lief schreiend die Treppen runter. Der junge Mann eine Treppe tiefer versuchte das Feuer zu ersticken, aber sie kam unten an wie eine Flammengarbe, wie in der Schrift steht. O mein Gott!“

Sie hielt inne, um zu sehen ob ihre Bekanntschaft mit der heiligen Schrift nicht bis zu einem gewissen Grade den Skandal, den Mrs. Ardens Handlung über ihr Haus gebracht hatte, mildere. Jessamy berührte mit kalter Hand den Arm der Frau.

„Wo ist sie?“ fragte Jessamy heiser.

„Nach St. Thomas haben sie sie gebracht, Fräulein.“

„Kann man sie sehen?“

„Ja, Fräulein, da ist ein Besuchstag, sie werden Sie aber schon hereinlassen, weil sie sagen, dass sie doch nicht davonkommt.“

„Wo — wo ist die Grossmutter?“

„Auf der Wache, Fräulein; ist ihr ganz recht, wenn sie im Gefängnis stirbt; dem armen Ding so zu kommen.“

„Ich danke Ihnen“, sagte Jessamy erschüttert, „ich werde sogleich zu ihr gehen.“

„Für mich ist es auch schrecklich“, sagte die Frau mit Betonung. „Ist wieder Geld aus meiner Tasche, und mein junger Mann kann auch nicht auf Arbeit gehen, Fräulein.“

Jessamy nahm ihre Börse aus der Tasche und legte einen

Sovereign in die Hand der Frau, dann eilte sie an allen Gliedmassen bebend davon. Wie im Traum fuhr sie zum Hospital und immer noch wie betäubt fragte sie nach Liz, ging sie die Treppen hinauf und durch die hellen, reinen, kahl aussehenden Krankensäle und um den Schirm herum, der um ein Bett aufgestellt war; dann erinnerte sie sich, dass sie einmal gehört habe, dass man die Betten der Sterbenden mit einem solchen Schirm umstelle. Liz lag mit geschlossenen Augen da. Das Gesicht war nur leicht verbrannt, Haar und Augenbrauen abgesengt; es war hübscher jetzt in seiner bleichen Ruhe, als früher in seinem vollen, heissblütigen, unbeherrschten Leben. Die Glieder waren kraftlos. Watte und Bandagen verbargen die schrecklichen Verletzungen; die Decke war zurückgelegt, damit sie nicht zu schwer auf dem armen gequälten Körper ruhe; bald war alles vorüber; der Tod ist ein mitleidiger Schmerzstiller. Jessamy kniete nieder.

„Liz!“ rief sie schluchzend; „meine liebe Liz.“ Die Augenlider hoben sich und ein paar leuchtende Augen, die von überstandenen Leiden sprachen, ruhten auf ihrem Gesicht.

„Jessie, Du?“ sagte sie. „Jess! Gott! ich bin froh. Mit mir ist's vorbei, Jess.“

„Meine liebe, liebe Liz“, schluchzte Jessamy; „warum hast Du ihr nicht gesagt, wo ich wohne?“

„Ich dachte, Du wolltest uns nicht, und Du hattest recht. Ich habe Dich mal gesehen, im Wagen mit einem schrecklichen Stutzer. Ich wollte Dir nicht im Wege stehen, altes Ding. Und wenn Du mich haben wolltest, wärst Du wohl gekommen oder hättest geschrieben.“

Jessamy senkte ihren Kopf:

„Vergib mir“, schluchzte sie, „vergib.“

„Als die alte Frau das Geld vertan hatte, was ihr der Bursche gegeben hatte, ging's immer weiter runter. Der letzte Winter war schlimme Zeit. Ich war so froh, dass Du heraus warst.“

„Liz, meine gute Liz, hast Du Schmerzen?“

„Nicht mehr; erst war es schlimm, und ich kann schon was aushalten; jetzt fühle ich nichts.“

„Sind sie gut zu Dir?“

„Gott, ja! Die Wärterin ist eine gute Frau.“

„Willst Du irgend etwas haben?“

„Sieh mich an, ob es mir an etwas fehlt?“

Liz schloss die Augen und verfiel in ein Hindämmern. Jessamy fürchtete, sie würde gar nicht mehr sprechen, als sie ihre Augenlider hob und mit starker Stimme rief:

„Jess, horch einmal, da sind zwei Sachen, die Du tun könntest.“

„Was ist es?“

„Du könntest, wenn es Dir nichts macht zu sagen, dass Du

zu uns gehörst, ein Wort für die alte Frau einlegen. Sie wollte mir nichts Schlimmes tun, sage es ihnen. Wenn sie vom Trinken abgehalten war, ist sie ganz gut gewesen."

„Und was ist es noch, Liz," fragte Jessamy mit vor Scham brennenden Wangen.

„Ja, noch eins" Liz's Stimme zitterte sonderbar. „Frage die Wärterin nach dem Ding, das sie mir abgenommen haben, als sie mich hierher brachten."

Jessamy ging sofort danach; die Wärterin, eine kleine Frau mit angenehmem Gesicht gab ihr eine blind gewordene Kette mit eben solchem Medaillon daran.

„Ja, das ist es," stöhnte Liz, „ein eigenartiges, fürchterliches Röcheln liess sich in ihrem Atem vernehmen."

„Oeffne es."

Jessamy öffnete es und hielt den Atem inne. Das Gesicht ihres früheren Verlobten, der nun ihr Gatte sein konnte, sah ihr aus Liz's Medaillon entgegen.

„Ich hab's immer getragen," flüsterte das Mädchen. „Du schweigst darüber, Jess. Ich hielt ihm meine Treue, ich wohl. Lege es mir um den Hals als Letztes, wenn sie Dich lassen; sie ist ein gutes Ding, die Wärterin! Ich habe es immer getragen, immer. Bind es mir um den Hals, Jess."

Ihre Stimme erstarb; ihre Augen fielen zu, — sie gab einen schwachen Laut von sich — und war befreit von Red Cross Court für immer.

Jessamy stand und sah in das Gesicht des Mannes, den sie einst geliebt hatte; sie fühlte nicht die geringste Erregung; ehe sie ging, küsste sie Liz's Stirne.

„Du warst zu gut für ihn" flüsterte sie, „Du warst zu gut für mich — arme schlechte Liz!"

„Es war spät, ehe sie nach Hause zurückkehrte. Vanoni gab an diesem Abend eine Séance und sie hatte eine inspirierte Ansprache zu halten. Sie betrat ihr Zimmer und traf dort Carol Rowe, der auf sie wartete. Sie war weiss wie ein Tuch; als Carol seine Hände nach ihr ausstreckte, schien sie das nicht zu bemerken.

„Sie ist tot," sagte sie ruhig. „Liz ist tot — durch Mrs Arden getötet, sie ist im Gefängnis. Ich bin an Allem Schuld."

„Es ist nicht Deine Schuld."

„Meine Schuld allein," wiederholte Jessamy. „Ich habe soeben meine Schwester Liz in einem Hospital-Krankensaal sterben sehen, durch meine Schuld. Noch ehe ich das Leben einer Jess Arden lebte wurde die Saat durch mich gepflanzt — meine Schuld!"

„Du bist zu hart mit Dir, und Liz ist es wohl nun."

„Ob es Liz jetzt wohl ist oder nicht, das hat nichts mit mir

zu tun; sie ist aus meinem Gesichtskreis gegangen; die Gegenwart ist unsere Stunde.“

„Du bist zu hart,“ wiederholte Carol.

„Ich werde noch härter sein“ sagte Jessamy, ihre Lippen erblassten. „Ich muss mich jetzt ankleiden, Carol. Es ist ein grosses Haus, wohin ich heute Abend mit Luigi fahre.“

„Ich werde auch dort sein,“ sagte Carol ruhig. Ein Zucken ging über ihr Gesicht; ihre Augen flehten, dann sagte sie sanft:

„Es ist vielleicht gut so“, sie sprach mehr zu sich selbst. Carol beobachtete sie, als sie niedersank und mit ihrer schmalen Hand traurig über ihre Stirn fuhr und das wirre Haar aus dem bleichen Gesicht strich; er wandte sich um und verliess sie ohne Lebewohl.

Sie bemerkte sein Fortgehen nicht, sie hatte fast vergessen, dass Liz tot war; sie war ganz von ihrem Plane erfüllt. Sie wollte an diesem Abend eingestehen, dass sie eine blosse Betrügerin sei, die vorgab Fähigkeiten zu besitzen, die sie lange schon verlassen hatten. Carol kannte sicher diesen Teil ihres Lebens nicht; sein grosser und verehrter Vasarhély kannte ihn nicht oder hatte ihm nichts davon gesagt; sonst würde sich der mutige, wahrseitsliebende Carol Rowe von ihr gewendet haben. Sie kleidete sich langsam und sorgfältig an und war fertig als Vanoni kam, um sie abzuholen. Auf der Fahrt verhielt sie sich schweigsam. Sie erreichten das Haus, wo man eine Séance abhalten wollte. Der Kreis wurde geschlossen und die üblichen Phaenomene produziert. Sie waren echt, obwohl Vanoni nicht gezögert haben würde sie zu simulieren, wenn nötig, wirklich echt. Erst nachdem die physikalischen Phaenomene vorüber waren, wurden die Lampen niedriger geschraubt und sie für ihre Ansprache gerufen.

Sie stand auf; ihr Gesicht war bleich vor Seelenangst; ihre Hände bebten. Durch die Türe, die sich soeben öffnete, trat Lady Mainwaring in tiefen Trauergewändern ein. Es war zum ersten Male, dass sie wieder das Gesicht ihrer Mutter sah, seit jenem Abende, als sie sie noch vor der Tür ihres Zimmers geküsst hatte, worauf ihr schreckliches Erwachen als Jess Arden folgte.

Es war das Schlimmste, die höchste Bitternis, dass sie ihr Bekenntnis in Gegenwart ihrer Mutter ablegen sollte; doch sie hatte sich die Aufgabe gestellt, und sie war auch in früheren Tagen nicht feig gewesen.

„Ehe ich meine Ansprache beginne“, sagte sie mit leiser Stimme, „möchte ich etwas vorausschicken: Zuerst möchte ich bestätigen, dass das, was ich zu sagen habe, sich auf mich, und nicht auf Mr. Vanoni bezieht. Vor neun, beinahe zehn Monaten begegnete er mir zum ersten Male. Ich bin jene Jess Arden, die vor etwa einem Jahre mit ihrer Grossmutter verurteilt wurde, weil sie unter falschen

Vorgaben — nämlich durch Wahrsagen Geld erworben hatte. Mr. Vanoni überredete mich mit ihm zu gehen und mit ihm gemeinsam zu wirken, weil er glaubte, dass meine Fähigkeiten echt seien, und er hatte Recht. Ich glaube seine Gaben sind echt, ja ich weiss sie sind es. Vor etwa zwei Monaten jedoch versagten meine Kräfte; auch bei einer früheren Gelegenheit schon blieben sie aus; das war damals als ich Mr. Landridge, der auch heute zugegen ist, durch die Beschreibung eines Gesichtes und das Citieren eines Motto's überraschte. Ich betrog ihn damals, denn ich hatte private Information über diese Punkte. Nichts von Allem, was ich während der letzten zwei Monate vorgab zu sehen, war echt. Einst waren meine Visionen echt — jetzt siud sie Trugbilder."

Sie sprach mit matter Stimme, Tränen stiegen langsam in ihren Augen auf und rollten an ihren Wangen nieder. Sie fühlte den Strom durch das Zimmer gehen. Sie fühlte die Wut Vanonis, die vor ihren Augen wie eine wirkliche scharlachrote Flamme aufflammte, sie fühlte den Abscheu, das Erstaunen und die Verurteilung der Hörer aufsteigen und wie Schläge über sie herfallen. Das weisse tote Antlitz von Liz stand vor ihrem geistigen Auge; ihr war krank und schwach, kalt und schwindlich; der Klang messingner Glocken schien in ihren Ohren wiederzuhallen; sie brach ohnmächtig zusammen. Jemand hielt sie in den Armen auf, eine plötzliche Wärme und eigenartige Empfindung durchströmte sie; ihr Kopf fiel hintenüber, die Augen schlossen sich, der Hauch eines zarten Wohlgeruches betäubte ihre Sinne; obwohl ihre Augen fest geschlossen waren, schien die Welt für sie in leuchtenden rosigen und azurnen Flammen zu schwimmen und in dem farbigen Lichte erschien das ernste bleiche Gesicht, das sie zuletzt im Wohltätigkeitsbureau gesehen hatte, das Gesicht Vasarhélys, und dann kam Dunkelheit und Vergessen.

(Kapitel VIII, Schluss folgt.) *Ivy Hooper.*

Rundschau.

Die Seherin von Prevorst. Die kaiserl. und königl. Hofkunsthandlung und Kunstverlag von Nicolaus Lehmann hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, das im Rudolfinum zu Prag hängende Gemälde von Prof. Gabriel Max: „Die Seherin von Prevorst im Hochschlaf" in Gravüre zu vervielfältigen. Die Seherin von Prevorst ist unter allen Somnambulen, die die Welt bisher gesehen hat, unstreitig die bedeutendste. Zeitgenössische Portraits von ihr sind mir nur zwei bekannt. Nach diesen und nach den Beschreibungen, welche Kerner und Besucher der Seherin von ihr geben, hat es die künstlerische Intuition eines Gabriel Max vermocht ein Kunstwerk zu schaffen, was sowohl in seiner Gedankentiefe wie seiner Form nach eine gleich exceptionelle Stellung einzunehmen berechtigt ist, als die Seherin selbst. Durch die wundervoll gelungene Reproduktion ist das Werk erst jetzt uns allen wahrhaft erschlossen.

Wir sehen die Seherin in einfacher Bettstelle in den Kissen zurückliegend; die Hände sind seitlich auf den Bettrand ausgestreckt, die Augen geschlossen. Das Gesicht zeigt einen tiefvergeistigten, ruhigen Ausdruck. Auf ihrem Schosse liegt die Zeichnung ihrer Sonnenkreise. Sie spricht, aber nicht mit einem einzelnen Sinne, sondern ihr ganzer zarter Körper spricht, oder besser tönt eine leichte zarte Melodie von der Zwiesprache der Seele mit sich selbst und mit den ihr wesenverwandten Seelen höherer Ordnung, mit denen sie den grössten Teil ihrer irdischen Leidensstunden in Gemeinschaft lebte. So schildert sie Justinus Kerner: „Jeden Abend um sieben Uhr verfiel sie in magnetischen Schlaf. Diesen fing sie immer mit stillen Gebeten an, in welchem sie die Arme auf der Brust gekreuzt hatte. Dann breitete sie die Arme in gerader Richtung nach aussen aus und befand sich in diesem Moment im schauenden Zustande, und erst wenn sie dieselben wieder auf die Bettdecke zurück gebracht hatte, fing sie zu sprechen an. Ihre Augen waren dabei geschlossen, ihre Gesichtszüge ruhig und verklärt." Weiterhin erzählt Kerner, der mehr als 3000 mal an ihrem Krankenbett gestanden hat: „Frau H. war auch vor meiner magnetischen Behandlung in einem so tiefen somnambulen Leben, dass sie (wie man noch später zur Gewissheit erfuhr) nie im wachen Zustande war, wenn sie dies auch zu sein schien. Freilich war sie wacher als andre Menschen; denn es ist sonderbar, diesen Zustand, der gerade das hellste Wachen ist, nicht wach zu nennen, aber sie war im Zustande des Innern."

„In diesem Zustande und dieser Beschaffenheit der Nerven fehlte es ihr ganz an eigner organischer Kraft, nnd sie erhielt nnr noch durch das Ausströmen anderer stärkerer Nervengeister Kraft, durch Ausströmungen hanptsächlich aus Fingerspitzen nnd Augen. „Luft und Nervenausströmung anderer," sagte sie, „bringt mir noch das Leben, von diesen muss ich leben. Sie fühlen es nicht, es sind Ausströmnngen, die sie sonst obnedies verlieren würden, die aber meine Nerven an sich ziehen; nur so kann ich noch leben" . . .

„Anch aus der Lnft schien sie einen besonderen ätherischen Stoff als nährendes Lebensprinzip an sich zu ziehen. —

„Der Geist aller Dinge, wovon wir in unserem Znstande keinen Begriff haben, war ihr fühlbar und von Einwirkung auf sie; besonders war dies der Fall beim Geist der Metalle, der Pflanzen, der Menschen und Tiere . . . . Die elektrische Materie, wo sie für uns nicht mehr sichtbar und fühlbar war, war es für sie . . . — „Aus ihren Augen ging ein ganz eigenes geistiges Licht, das jedem, der sie auch nnr kurz sah, sogleich auffiel, und sie selbst war in jeder Beziehnng mehr Geist als Mensch."

„Will man sie mit einem Menschen vergleichen, so kann man sagen: sie war ein im Augenblick des Sterbens, durch irgend eine Fixierung, zwischen Sterben nnd Leben zurückgehaltener Mensch, der schon mehr in die Welt, die nun vor ihm, als in die, die hinter ihm liegt, zu sehen fähig ist."

„Es schien ihr Nervengeist auch wirklich so locker mit den Nerven zusammen zn hängen, dass er bei jeder Bewegung leicht lose wurde und den Körper vollends verliess, woranf sie sich meistens anch ausser dem Körper, oder wie man sagt, doppelt sah, auch kein Gefühl von Schwere ihres Körpers mehr hatte; „Ihren Körper noch betreffend, so nmgab dieser den Geist nur noch wie ein Flor. Sie war klein, ihre Gesichtszüge orientalisch, ihr Auge batte den Stechblick eines Seherauges, der durch den Schatten langer, dunkler Wimpern und Augenbrauen noch gehoben wurde. Sie war eine Lichtblnme, die nur noch von Strahlen lebte."

Dies Bild stand Gabriel Max zur Verfügung. Was er sonst noch an Anregungen seines künstlerischen Empfindens finden konnte, hat er benutzt. Er schreibt darüber in einem Briefe:

„Dass ich an Ort nnd Stelle Alles mir gezeichnet, und alle Mappen im Kernerbause durchgesehen und das Interessanteste mir kopierte, versteht sich von selbst.

Auch die lebenden Angenzeugen, vor allem Hofrat Korner (den Sohn), Marie Niedhammer (die Schwester des Hofrat Kerner), Ernestine Wanner (die Schwester der Seherin), etc. etc. etc. habe ich gründlich befragt, n. zw. mit allen Opfern . . . Auf Alles hin steht Kerner als Naturforscher ersten Ranges vor mir.

Der Kopf der Seherin war sehr schwer, da alle Zeitbilder nur im Profil sind; ich musste die Verwandtschaft znr Hilfe nehmen: zur Rekonstrnktion des Schädelbanes und der Gesichtsknochen. Schön war sie nicht, aber der Zustand dieser tiefsten Verinnerung drückt jedem Gesicht eine Verklärung

auf, die es schön erscheinen lässt . . . Etwas, was ich nicht für wahr halte, habe ich nie malen können, — und was mich am Herzen packt, verfolge ich gründlich."

So entstand ein Kunstwerk, das wie kein zweites uns das Durcheinanderweben von Körper, Seele und Geist empfinden lässt, dass uns wie eine unmittelbare eigene innere Erfahrung unserem eigenen Wesen nahebringt und uns über unseren niederen Menschen hinaushebt in die Regionen geistigen harmonischen Empfindens, wie wir es befreit von grober Materie, durchleben werden.

Die Reproduktion ist eine ganz bedeutende technische Leistung, die Tönung ist von solcher Feinheit, dass wir vermeinen die Farbtöne des Originals vor uns zu sehen. Alles in allem ein Meisterwerk, dass in seiner metaphysischen Bedeutung erst jetzt seine rechte Wirkung entfalten wird.

(Das Blatt ist zu beziehen von Nicolaus Lehmann k. u. k. Hofkunsthandlung, Prag, oder direkt durch uns. Grösse: 90 cm. hoch. 120 cm. br. Preis 30 Mk.)

Zum Doppelheft. Es schwebt ein merkwürdiges Karma über dem regelmässigen Erscheinen der Hefte der Rundschau. — So sehr wir uns auch bemühen die Hefte pünktlich herauszubringen, so stemmen sich doch immer wieder Hindernisse in den Weg. Am meisten hindert mich an der Fertigstellung der Nummer die lebhafte Inanspruchnahme meiner Kräfte durch Kranke. Diesem Umstand ist es stets zuzuschreiben, wenn die Hefte nicht pünktlich erscheinen. Ich bin aber auch dieses Grundes wegen der Nachsicht meiner Leser sicher. Dass ich das Beste in den Heften zu geben bestrebt bin, erkennen meine Leser ja alle an. Das günstige Urteil, welches überall, selbst von unseren Gegnern über die Rundschau gefällt wird, ist für mich der beste Beweis, dass das unregelmässige Erscheinen auf die Wertschätzung des Blattes keinen Einfluss ausübt. Die Hefte sind einzeln betrachtet auch so reichhaltig, dass der Leser weit über 4 Wochen gebrauchen wird um den Inhalt derselben gründlich durchzuarbeiten.

Der Gehalt der Hefte ist ja das Wichtige an der Rundschau und nicht das Datum des Erscheinens. Wer die Rundschau nur lesen sollte, um am 15. jed. Monats einige Bogen Papier regelmässig schon Vorhandenem hinzuzulegen, dem wird allerdings das Abonnement wenig Nutzen bringen. Erfreulicherweise sind mir unter meinen Abonnenten keine solchen Geister bekannt.

Ich muss aber auf diese Dinge hier hinweisen, da mir bekannt wurde, dass man in den Kreisen anderer theosophischer Zeitschriften das unregelmässige Erscheinen der Rundschau benutzt, um ihr Abonnenten abspenstig zu machen und sie für tot zu erklären. Das ist natürlich recht wenig theosophisch, wir müssen aber mit diesen Äusserungen leider recht oft rechnen. Ich denke, diese Notiz wird wohl genügen um unseren Lesern Orientierung zu verschaffen. Das nächste Heft folgt Anfang September und beschliesst sämtliche Fortsetzungen. Zugleich gelangt das erste Heft des XIII. Bandes zur Ausgabe, welches eine Reihe Überraschungen an guten Arbeiten für unsere Leser bringen wird. Als Propagandaheft wird dieses Heft ganz besonders geeignet sein.

P. Z.

Körperbildung. Unsere metaphysische Bewegung hat sich das hohe Ziel gesetzt, die Menschheit zu veredeln und zu vervollkommnen, betont aber oft zu sehr die geistige Seite allein, ohne zu beachten, dass wir eine Dreiheit von Körper, Seele und Geist sind, eine Dreiheit, die in allen ihren Teilen gleichmässig entwickelt werden muss. Schauen wir uns in unseren Reihen um, so sehen wir leider allzuviel kranke Gesichter, — die wenig davon verraten, dass ihnen ihre Weltanschauung eine Kraftfülle verliehen haben soll, die über die Andersgesinnter hinausreicht. Das alte Wort Mens sana in corpore sano ist immer noch der Weisheit letzter Schluss. Und wir wollen getrost, ehe wir uns an die Veredelung anderer wagen, erst uns selbst eine Basis schaffen, von der aus wir die Welt aus den Angeln heben könnten. Diese Basis ist eine gesunde Seele, d. h. ein nach den Gesetzen des Geistes geleitetes Innenleben und ein gesunder Körper, der im Stande ist den Regungen dieses Innenlebens Folge zu leisten.

Heute nur einige Bemerkungen über die Körperpflege. Es handelt sich bei aller Entwickelung stets um eine Erweiterung und Vertiefung des Bewusstseins. Kann ich mit bewusstem Empfinden meinen Körper in allen seinen Teilen durchdringen, so wird er mir auch in jeder Weise zu Gebote stehen. Die erste Stufe zu diesem Zustande lehrt uns das kleine Büchlein „Mein System" von J. P. Müller (2.— Mk. geb. 3.— Mk.) Es lehrt eine Reihe von Freiübungen, welche das Muskelsystem gleichmässig auszubilden im Stande sind, ohne dass wir dadurch irgendwie athletischer Muskelentwickelung ausgesetzt wären. Ich glaube zwar, dass die 18 Uebungen in der Zeit von 15 Minuten in vorgeschriebener Zahl für die meisten Menschen eine reichliche Anstrengung bedeuten, man ist ja aber nicht gezwungen sich nach den Vorschriften sklavisch zu richten. Jeder leistet soviel er kann. Man beachte dabei, dass es nicht nötig ist Uebungen dieser Art schnell und mit dem üblichen militärischen Ruck zu machen, im Gegenteil, der Ruck ist, wie auch Müller sagt, vom Übel, von Wert ist langsame, stets bewusste also auch beherrschte Bewegung. Die Müllerschen Übungen haben ausserdem den Vorteil, die inneren Organe gründlich durchzuarbeiten. Durch regelmässige Wiederholung der Bewegungen wird man sich also auch vor einer ganzen Menge Stockungen im Organismus bewahren. Man mache jedoch die Übungen stets mit Vorsicht, da einige ziemlich anstrengend sind, und achte auf die Herztätigkeit. Die durch solche Übungen erzeugte körperliche Frische wird es verhindern, dass der Körper ungünstig auf unseren Gemütszustand einwirkt, es wird aber dadurch auch ermöglicht, dass die harmonischen Gebote unseres Innenlebens sich schnell und sicher im Körper sichtbar machen.

Noch einen weiteren Schritt vorwärts in der Ausbildung der Beherrschung des Körpers durch den Geist finden wir in der Erziehungs-Methode der Japaner, Dschin-Dschitsu. Wenn sie sich auch zum Teil mit athletischer Entwickelung beschäftigt, so ist doch in erster Linie die Erziehung zur Beherrschung der Leidenschaft, zur Mässigkeit, zu Erlangung eines ruhigen Temperamentes der Hauptzweck. Japan soll dieser Methode seine grossen Erfolge im Kriege gegen Russland verdanken, was mit gewissen Einschränkungen wohl richtig ist. Im

Verlage von Julius Hoffmann, (Stuttgart) wird demnächst ein Werk über diese Methode erscheinen.

Theosoph. Kongress. — Am 8. 9. 10. Juli fand in London ein Kongress der Föderation europäischer Sektionen der Theosoph. Gesellschaft (Àdyar) statt. Präsident: Annie Besant. Sekretär: Johan van Manen (23 East Parade, Harrogate, England.) Die Abteilungen des Kongresses waren folgende: A. Brüderlichkeit, a) historisch, b) philosophisch, c) praktisch. B. Religion, Mystik, vergleichende Volkskunde u. s. w. C. Philosophie. D. Wissenschaft (einschliesslich „Grenzwissenschaften"). E. Kunst. F. Verwaltung, Propaganda, Arbeitsmethoden u. s. w. G. Okkultismus. Veranstaltet wurde eine Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung von Werken hauptsächlich von Mitgliedern der T. G., ferner ein Konzert und musikalische Darbietungen während der Geselligen Vereinigungen. Auch ein Theaterabend im Court-Theater, Sloane Square, wurde arrangiert. Gewählt war ein kurzes ägyptisches Drama „The Shrine of the Golden Hawk." (Der Heiligenschrein des goldnen Habichts) von Miss Florence Farr. Die Verfasserin ist unsern Lesern bekannt durch den Artikel: „ein Traumbild" aus N. M. R. Band III (Neue Zählg.) Seite 138 ff.

Die Traumtänzerin in Berlin.

Im Wunderschlummer dieser Welt entrückt,
Erstandest Du dann wieder neu beseelt.
Ich schaute hingerissen und entzückt
Die Mystik mit der höchsten Kunst vermählt.

Umrauscht von Melodien, wardst selbst Du Klang,
Wardst Du zu Rhythmus, Wohllaut — zu Gesang!
Der starre Marmor regt sich, atmet — lebt;
Er schreitet, neigt sich, hebt sich — schwebt!

Was Menschenseelen fühlen und erleiden:
Des Daseins ganzer Jammer, alle Freuden;
Was gross und furchtbar ist, was hold und schön,
Erblickte ich als Kunstwerk vor mir steh'n.

So Bild um Bild ... Und stets von neuem Bild,
Was ich im Traum nur sah, schaut' ich erfüllt
Als wundersamste aller Wirklichkeiten.
Wer kann es mir enträtseln? Wer mir deuten?

Doch frag' ich nicht . . Ich preis' die hehre Kraft,
Die diese Welt von Schönheit uns erschafft
In einem Reigen herrlichster Gestalten;
Und fühl' erschüttert einer Allmacht Walten.

Mit diesen begeisterten Worten besingt Richard Voss die Kunst der Magdeleine G., der Traumtänzerin, die unter Führung des Münchner Arztes Dr. med. Freiherrn von Schrenck-Notzing die „metaphysische" Sensation des Jahres 1904 geworden ist. Da ich Gelegenheit hatte, Madame G. bei ihren Berliner Aufführungen kennen zu lernen, so ist heute der Augenblick geeigneter über sie und ihre Darstellungen zu sprechen, als zur Zeit der überschwänglichen Begeisterung im Frühjahr 1904 in München. Über die Münchner Aufführungen schrieb mir Hofrat Seiling: „Trotz meiner reichen Erfahrungen muss ich sagen,

dass ich noch nie so vollendete, unvergleichliche schauspielerische und tanzkünstlerische Leistungen gesehen habe. Besonders überraschend ist der Reichtum lebensvollster Ausdrucksmittel, ob Magdeleine nun verschiedenartigste Musik oder dichterische Suggestionen illustriert. Ganz erschütternd war die von lallenden Tönen begleitete Darstellung des letzten Auftrittes der Wildeschen Salome mit dem Haupt des Johannes. Streiten liesse sich jedoch darüber, ob die Reaktionen auf die Musik stets richtig sind, was ja eine Kongenialität mit dem jeweiligen Komponisten voraussetzen würde. Besonders merkwürdig ist, dass Magdeleine vermöge ihrer divinatorischen Begabung bisweilen (bei Improvisationen) kommende Klangwirkungen zu ahnen scheint, wie man aus gewissen Posen und Übergangsbewegungen schliessen muss." —

Ausserdem gingen mir eine grosse Zahl Zeitungsartikel zu, welche die Kunst Magdeleines behandelten. Unter diesen ist eine scharfe Kontroverse zwischen Prof. Dr. Klein, Spezialarzt für Frauenleiden und Dr. med. von Schr.-N. besonders hervorzuheben, in welcher Klein das Vorhandensein einer Hypnose in Zweifel zieht. Ferner liegt mir eine grössere Schrift vor: Die Traumtänzerin Magdeleine G., eine psycholog. Studie über Hypnose und dramatische Kunst unter Mitwirkung des Dr. med. F. E. Otto Schultze (Naumburg) von Dr. Frhrn. von Schrenck-Notzing (München). Stuttgart (Enke) 1904.

Zunächst unsere Eindrücke. Wohltätigkeitsvorstellung im Theater des Westens am 12. Febr. 05. Mitwirkende Frau Auguste Prasch-Grevenberg, Frl. Roxy King, die Herren Hans Pfitzner, Emanuel Reich, Paul Wille, Ackermann, von Zadarra, W. Cavallery, F. Burmeister. Dekoration ein Garten, rechts eine Bank.

Magdeleine G. betritt die Bühne mit schnellen Schritten und setzt sich auf die Bank. Einige Akkorde erklingen hinter der Szene. Magdeleine lehnt sich zurück, schliesst die Augen — es dauert vielleicht eine Minute, knapp zwei, und sie erhebt sich anscheinend im Zustande eines Schlafes. Die Musik wird reicher, es entwickeln sich Phantasien über Chopin'sche Themen und Magdeleine begleitet sie mit ihren Bewegungen. Ihr schlanker, schöner Körper ist wie eine weiche Feder, die jedem Lufthauch nachgibt, die kleinsten musikalischen Veränderungen veranlassen sie zu einem Ausdruck. Durakkorde und hohe Tonlagen lassen Freude in ihrem Wesen aufsteigen, Mollakkorde und tiefe Lagen drücken sie herab, sie beugt sich zur Erde mit schmerzlichem Ausdruck. Es folgen unmittelbar darauf Deklamation, Violinspiel, Gesang, Harmonium, und wiederum Klavierspiel in schnellem Wechsel, und in grellem Gegensatz beständig freudige und traurige Stimmungen. Gretchen in der Kirche wird erschütternd dargestellt. Je mehr wir sehen, um so mehr fühlen wir ihren Schmerz, ihre Lust mit, wir stampfen mit Riesensprüngen über die Höhen und Tiefen der Gefühle mit, um nach halbstündiger Vorstellung im Walzertakt zu endigen. Die Musik schweigt. Magdeleine steht starr inmitten der Bühne. Eine Dame kommt, führt sie zur Bank, Magdeleine erwacht, bedankt sich für den nun losbrechenden Applaus und der Vorhang fällt. Wir stehen da, berauscht, verzückt, verdutzt, erwartungsvoll, als müsste die Sache noch weiter gehen und zuletzt ernüchtert. Der Walzer hat alles verwischt. Alle Eindrücke verschwinden vor der leichtsinnigen Melodie,

die wohl schöne Tanzbewegungen zeitigte, aber nichts, was uns eine neue Kunst gelehrt hätte, nichts, was uns unmöglich erschienen wäre. So können auch unsere grossen Tänzerinnen tanzen. Und hatte sie nicht gerade bei diesem Tanz als sich der leichte Shawl um die Augen schlang, mit hastigem Griff die Augen befreit? Hatte sie nicht vorsichtig den Raum bei allen Bewegungen bemessen. Stand sie nicht ständig dem Publikum zugewandt, wo sie sich bei ihrer starken Empfindlichkeit hätte der Tonquelle zuwenden müssen? Und dagegen erinnern wir uns der Stellungen beim Händel'schen Largo und einigen anderen Tonfolgen, in denen sie den Kopf nach hinten überlegt, sich rückwärts langsam zur Erde gleiten lässt in einer Weise, wie es dem wachbewussten Künstler in der Tat unmöglich ist, es sei denn er käme in „Ekstase". Dann wird auch er so „Traumtanzen" können wie Magdeleine. — In welchem Zustand befindet sich nun Magdeleine? Ich habe sie leider nicht untersuchen können weder physisch ihrem Nervenzustande nach, noch magnetisch, noch die Veränderungen ihrer Aura. Gelohnt hätte es sich.

So kann ich nur nach einigen Beobachtungen und dem von Schrenck'schen Buche mein Urteil bilden. Magdeleine erscheint als eine Sensitive im Sinne Reichenbachs, doch ist eine hysterische Veranlagung nicht in Abrede zu stellen. Der Zustand beim Tanzen wird schwerlich dem einer tiefen Hypnose entsprechen, eher wohl einem hystero-somnambulen Zustand, in dem der Ätherkörper Magdeleine's die Oberhand gewinnt und das Tagesbewusstsein übertönt. Wir stehen zwar mit unseren Ansichten über die Hysterie und ihre Beziehungen zum Ätherkörper recht einsam da, da nur wenige okkult geschulte Forscher uns in diese Studien folgen können. Wir können aber vielleicht doch ohne Anstoss zu erregen einige Bemerkungen darüber machen. Nach Dr. Baraducs Anschauungen ist die Hysterie eine fluidische Erkrankung, d. h. sie sitzt im Ätherkörper des Menschen. Beobachtungen haben uns gezeigt, dass sie wahrscheinlich durch Schwankungen des Ätherkörpers im physischen Körper entsteht, die Axen beider Körper bilden spitze Winkel miteinander. Dadurch erklären sich die Phänomene des doppelten Bewusstseins recht einfach, da das Bewusstsein je nach seinem Inhalt und seiner Intensität bald auf diesen, bald auf jenen Körper übergeht und so die Eindrücke der Aussenwelt wie sonstige Vorstellungen verschwommen und verdreht werden. Bei allen Hysterischen, die ich beobachtete, konnte ich eine übermässige Entwickelung des Ätherkörpers konstatieren. Daraus erscheint es verständlich, dass Hysterische auf alle Empfindungsqualitäten so lebhaft reagieren. So auch bei Magdeleine, deren Ätherkörper allem Anschein nach durch Tonschwingungen so ausserordentlich erregt wird, dass alle andern Funktionen sich diesen Reizen unterordnen müssen. Dabei übertragen sich die Reize natürlich soweit als möglich in den Formen der vorhandenen Bewegungsvorstellungen als Bewegungen in Zeit und Raum. Ich bitte diese Gedanken lediglich als Anregungen zu betrachten. Es liegt mir fern damit entgiltige Urteile abgeben zu wollen. Die Ätherforschungen sind so jungen Datums und so schwierig, dass es noch langer Zeiträume bedarf, ehe wir zu feststehenden Behauptungen berechtigt sind.

Inzwischen mag man sich mit diesen oder mit den Anschauungen der herrschenden Wissenschaftsrichtung bescheiden. v. Schr. N. gibt über Magdeleine das Urteil ab, zu dem auch 17 sie beobachtende Ärzte gelangt sind: „die mimischen Darbietungen Magdeleines gehen in einem hystero-hypnotischen Zustande vor sich."

In Berlin erregte die Traumtänzerin weit weniger Aufsehen als in München. Ja, man war mit ihren Leistungen zum Teil recht unzufrieden. Das mochte wohl daher rühren, dass erstens, und das ist das Wichtigste der Magnetiseur Magnin sich an den Vorführungen nicht beteiligte. M. versetzte sich auf Anregung v. Sch's. autosuggestiv in den somnambulen Zustand. Natürlich ist eine Autosuggestion unter den beunruhigenden Einflüssen einer grossen Zuschauermenge nicht so wirksam, wie der Einfluss einer kräftigen zweiten Person. Auch ist nicht erwiesen, ob nicht doch ein magnetischer Einfluss von Magnin auf Magd. ausgeübt wurde. v. Schr. sagt zwar, Magnin hätte die Braid'sche Hypnotisierungsmethode angewendet, doch ist eine Untersuchung seines magnet. resp. odischen Einflusses nicht angestellt worden. Jedenfalls hat er, ob bewusst oder unbewusst müssen wir dahingestellt sein lassen, der Somnambulen einen gewissen Rückhalt in dem Rapport mit ihm geboten. So war sie gegen fremde Einflüsse besser geschützt und konnte sich mit grösserer Ruhe den Eindrücken von Wort und Ton hingeben. In den Berliner Aufführungen stand M. völlig ohne Schutz auf sich selbst angewiesen; ich halte dies für einen grossen Nachteil für ihre Gesundheit wie für ihre Darbietungen. Die Kunstleistungen scheinen im allgem. hier weniger gut gewesen zu sein, da auch die Kritik nur geringe Begeisterung zeigte, und die gesundheitliche Schädigung ist leider auch nicht ausgeblieben, da M. in Hannover, wohin sie von Berlin aus ging, erkrankte.

Vielleicht wird sie nach diesen Erfahrungen zur Einsicht kommen, dass die Aufführungen ohne Magnetiseur zu keinem guten Ende führen, vielleicht sieht auch Herr von Schr. ein, dass nicht die Hypnose oder die Suggestion der springende Punkt bei diesen Experimenten sein darf, sondern lediglich die Spannung der Nervenströme, die einzig durch den geübten Magnetiseur erzeugt und richtig geleitet werden kann. Es handelt sich hier um odische und aurische Vorgänge in viel höherem Grade als um suggestive Vorstellungen. Und alle Misserfolge mit Magd. sind meiner Ansicht nach auf das Missverstehen dieser fundamentalen Vorgänge zurückzuführen. — Noch einige Worte über die v. Schrenck'sche Studie möchte ich hinzufügen. Abgesehen von den Punkten, in denen ich mich grundsätzlich von v. Sch. unterscheide, fordert diese Arbeit unsere Anerkennung in jeder Weise heraus. Sie ist erschöpfend soweit dies bei solchen Vorgängen möglich ist. Sie ist eine glückliche Mittellinie zwischen Anerkennung und Skepsis und ist mustergültig in ihrer Sorgfalt und Umsicht. Auf die vielen interessanten Fragen, die die Lektüre wachruft, einzugehen müssen wir uns leider hier versagen. Auf die akustischen Untersuchungen des Herrn Dr. med. Otto Schultze kommen wir bei der Besprechung der Musikphantome in einem der nächsten Hefte zu sprechen. Jedenfalls ist die Arbeit von Schrenck's in jeder Hinsicht

beachtenswert. Wir haben in unserer Literatur nur noch wenige Arbeiten, die wir ihr an die Seite stellen könnten, so z. B. von Krafft-Ebing über Somnambulismus.

Ellen Key in Berlin. — Im Frühjahr weilte die schwedische Schriftstellerin Ellen Key in Berlin und hielt eine Reihe von Vorträgen, in welchen sie unter grösster Beteiligung besonders weiblicher Zuhörer ihre Ideen über den neuen Menschentypus und über die Entwickelung der Liebe und Ehe darlegte. Auf ihre Ansichten, die sich in vielen Punkten mit den unseren decken, komme ich bei Besprechung ihres neuesten Werkes zurück. Heute nur soviel, dass Ellen Key den Eindruck eines lieben hochentwickelten Menschen macht, dessen ganzes Herzblut seine Ideale durchrinnt, und das nicht nur Kopfarbeit geleistet hat, sondern dessen Arbeit auf inneren Kämpfen und eigenen Erfahrungen tiefster Art gegründet ist. Ihren Zuhörern wird das liebe prächtige Gesicht Ellen Keys unvergesslich sein. Auf ihr ganzes Wesen passt sehr wohl das Nietzschewort: „Mund bin ich worden ganz und gar und Brausen eines Bachs aus hohen Felsen; hinab will ich meine Rede stürzen in die Täler. Und mag mein Strom der Liebe in Unwegsames stürzen! Wie sollte ein Strom nicht endlich den Weg zum Meere finden!"

Das Rätsel der Sphinx. Um die Bedeutung jener Steinbilder Aegyptens, von denen das gewaltigste die Sphinx bei den Pyramiden von Giseh ist, ist unter den Gelehrten viel gestritten worden; neuerdings hat die Forschung auch in das Sphinx-Rätsel Licht gebracht. Die Sphinx stellt nämlich, wie eine englische Zeitschrift mitteilt, nichts weiter dar, als ein Riesenbild des Ra-Harmachis, des Morgengottes, der die Finsternis besiegt und der aufgehenden Sonne das Antlitz zuwendet. Diese Lösung ward ermöglicht durch Inschriften, die auf den Wänden eines Tempels gefunden wurden, der unter der Sphinx und um sie herumliegt. Dieser Tempel, der durch einen amerikanischen Gelehrten freigelegt wurde, war der Verehrung des Harmachis geweiht; einige in den Stein gehauene Gemächer waren die Gräber von Königen und Priestern, die sich seinem Dienst geweiht. 1896 wurde eine Art steinerne Kopfbedeckung gefunden, in die vorn das Bild der heiligen Uräusschlange eingemeisselt war; dieser Stein bedeckte einst wie ein königlicher Helm das Haupt der Sphinx, der ihr mächtiges Aussehen noch gewaltiger staltete, zumal er vergoldet war. Die Sphinx ist ein ganz freistehendes und selbständiges Werk. Rumpf und Kopf sind in grossen Zügen aus dem harten Felsen herausgehauen, aber dann wurde noch mit Sandstein mancherlei daran gebaut, um die Linien deutlicher hervorzuheben und Fehler im Gestein zu verbergen. Diese an den Felskörper angebauten Teile sind heute für den Beobachter sehr deutlich sichtbar, früher aber waren sie verborgen, denn einst war nach der Meinung der Gelehrten das ganze Bildwerk mit einer Glasur bedeckt. Noch jetzt kann man kleine Stücke dieses glänzenden Ueberzuges finden, die den glasierten Ziegeln ähnlich sind, die man in Gräbern und Ruinen findet. Einige Museen bewahren sogar sehr grosse Blöcke dieser Art auf, die strahlend gefärbt und künstlerisch gezeichnet sind, und noch eine Vorstellung davon geben, wie farbenfreudig und prächtig die Sphinx sich dargestellt haben mag, bevor ihr Glanz von den Persern und Mo-

hamedanern zerstört wurde. Heute macht das Bildwerk noch einen bezwingenden Eindruck, wenn auch der Ausdruck des Antlitzes ganz leer und undeutlich ist; alle Schönheit ist dahin. Die Nase, Lippen und die ganzen Gesichtszüge sind verstümmelt von Vandalen, unter denen die Soldaten Napoleons die schlimmsten gewesen sein sollen. Doch die Zerstörung begann schon vor der christlichen Zeitrechnung, damals, als Kambyses Aegypten besiegt hatte. —

Man vergleiche dazu den Artikel „Die Sphinx“ von Anna Pharos N. M. R. Band VII, S. 1 u. ff. u. die Abbildung.

Eine altägyptische Schatzkammer. Aegypten hat der geschichtlichen Forschung wieder eine grosse Ueberraschung bereitet. Dem englischen Archäologen Th. Davis, der schon früher besonderes Glück hatte, ist, nach dem „Schwäb. Merkur“, abermals ein Fund gelungen, der alle bisherigen, in Ägypten zutage gekommenen Schätze überragt. Es handelt sich um ein Königsgrab in Theben, wo Davis im Februar d. J. bei seinen Ausgrabungen auf eine Treppe stiess, die zu einem früher nicht geöffneten Grab hinabführte. Nachdem eine Öffnung gemacht worden, kroch Davis in den Raum, wo eine Treppe zu einer anderen, von grossen Steinen verschlossenen Tür führte. Auch diese öffnete man, und es zeigte sich nun, dass man eine wahre Schatzkammer vor sich hatte. Dort lagen Mumiensärge mit eingelegtem Gold, riesige Alabastervasen von auserlesen hübschen Formen, Stühle und Kästen, die von Goldbelag strahlten und prächtig bemalt waren. Es dauerte mehrere Tage, bevor man einen Überblick über alle Schätze gewann. Die neugeöffnete Grabkammer ist etwa 30 Fuss lang, 15 Fuss breit und 8 Fuss hoch. Rechts am Eingang standen zwei grosse Sarkophage von schwarz gemaltem Holz mit reicher Vergoldung und eingelegtem Gold auf der Aussenseite, während die Innenseite Einlagen von Silber enthielt. Über einer Goldmaske, die zu einer der Mumien gehörte, lag ein Schleier von schwarzem Musselin. Die Inschriften zeigten, dass man es mit der Begräbnisstelle der Eltern der berühmten Königin Teie zu tun hatte. Teie, eine merkwürdige Frau, war die Mutter des Königs Amen-Hotep IV., der die ägyptische Religion erneuern wollte. Frühere Funde deuteten darauf hin, dass diese Königin aus einem mesopotamischen Geschlecht stammte. Dies wird jetzt bestätigt, wobei sich gleichzeitig ergibt, dass sie nicht von königlicher Geburt war, was sie jedoch nicht hinderte, einen grossen Einfluss auszuüben. Die vielen Inschriften, die zu Tage gefördert wurden, dürften dazu beitragen, Licht über die Glanzzeit Ägyptens in der Zeit der 18. Dynastie zu werfen. Damals war dort, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückte, „Gold so allgemein wie Sand“, so dass das Land im weitesten Sinne ein wahres Kalifornien gewesen sein muss.

Eine Steinkugel, die sich selbst dreht, besitzt nach dem Bericht einer in New-York erscheinenden wissenschaftlichen Wochenschrift der Kirchhof der Stadt Marion in Ohio. Dort steht ein Denkmal, das auf einem schweren Sockel eine grosse Steinkugel von fast drei Metern im Durchmesser trägt. Diese Kugel dreht sich langsam in einer Richtung von Nord nach Süd um eine wagerechte Achse, und zwar sind die Sonnenstrahlen vermutlich die treibende Kraft. Das Denkmal wurde schon vor einer Reihe von Jahren errichtet. Erst

im Frühjahr des vorigen Jahres bemerkte man, dass die Steinkugel ihre Lage von selbst verändert hatte. Seitdem hat man genaue Beobachtungen und Messungen angestellt und unleugbare Beweise für die Drehung des Steins erhalten. Die Kugel war auf dem Sockel nie besonders befestigt, aber auf einen durch den Mangel an Politur kenntlichen Fleck gesetzt worden, indem man annahm, dass so die Reibung des rohen Steins genügen würde, die Kugel in ihrer Lage festzuhalten. Der Fleck ist nun im Lauf der Jahre zum Vorschein gekommen und befindet sich jetzt schon beinahe in halber Höhe des Meridians der Kugel. Seit Anfang August des vorigen Jahres hat sich dieser Fleck weiterhin um 13 Zentimeter verschoben. Dass sich jemand mit der Kugel einen Scherz erlaubt hätte, um andere Leute zu täuschen, ist wohl ganz ausgeschlossen, denn die Kugel hat ein Gewicht von 42 Zentnern, und ihre Bewegung würde demnach eine besondere Maschinerie erfordern. Da sich die Selbstdrehung gerade von Nord nach Süd vollzieht, so liegt der Schluss ganz nahe, dass sie mit der ungleichmässigen Erwärmung durch die Sonnenstrahlen zusammenhängt. Immerhin gesteht Prof. Gilbert, vielleicht der bedeutendste lebende Geologe in Amerika, ein, dass er die Drehung der Kugel nur begreifen würde, wenn sie in umgekehrter Richtung erfolgte. Eine befriedigende Erklärung des Wunders wird vielleicht erst nach einer längeren Zeit der Beobachtung gefunden werden.

Ein vorgeschichtlicher Blasenstein. In der letzten Sitzung der Londoner Pathologischen Gesellschaft wurde ein Gegenstand vorgezeigt, der bisher wohl einzig in seiner Art dasteht. Es war ein Blasenstein, den Prof. Elliot Smith in einem Grabe der vorgeschichtlichen Begräbnisstätte zu El Amrah in Oberägypten gefunden hat. Da das Grab noch erheblich älter sein musste, als die Zeit des ältesten ägyptischen Königs Menes, dessen Regierung 4800 vor Christi Geburt verlegt wird, so ist das Alter des merkwürdigen Steines auf wenigstens 7000 Jahre zu schätzen. Er wurde zwischen den Hüftknochen eines etwa 16jährigen Knabens gefunden und bestand aus fester Harnsäure, die bei der chemischen Untersuchung die gewohnte Eigenschaft zeigt. Der Fund hat aber noch eine allgemeinere Bedeutung. Aus der chemischen Zusammensetzung des Steines geht nämlich hervor, dass die vorgeschichtlichen Bewohner Ägyptens Fleischesser waren, also Jäger gewesen sein müssen, während die alten Ägypter der geschichtlichen Zeit hauptsächlich von Pflanzenkost gelebt haben. Das geht daraus hervor, dass die Blasensteine bei den Indern die noch heute hauptsächlich Pflanzenstoffe essen, eine Beimischung von Oxalsäure enthalten. Dass dieser Schluss mit Bezug auf die Urbewohner Ägyptens richtig ist, wird noch durch die Entdeckung von Lanzenspitzen aus Feuerstein in den vorgeschichtlichen Gräbern bestätigt. Noch heute ist das Vorkommen von Blasensteinen in Ägypten sehr häufig und zwar in Zusammenhang mit der eigentümlichen Bilharzia-Krankheit, die durch einen Wurm hervorgerufen wird. Ob auch dies Leiden schon in vorgeschichtlicher Zeit in Ägypten vorhanden gewesen ist, hat sich durch die Gräberforschung bisher nicht ermitteln lassen.

Totenschau. — Am 7. Juni 1905 verschied im 57. Lebensjahre in Schandau der bekannte Magnetopath Gustav Dittmar aus Dresden an den Folgen eines

Unglücksfalles, welcher ihm bei Ausübung seines Berufes zustiess. Dittmar war am 6. Febr. 1849 geboren und hat nahezu 25 Jahre unter uns als tüchtiger Magnetopath gewirkt. Er war einer von den wenigen Magnetiseuren, welche der theosophischen Weltanschauung huldigen. Von seinen Schriften ist zu erwähnen: Die Urheilkunde der Natur und die Praxis des Heilmagnetismus, eine kleine Schrift über Migräne und ein Vortrag über Heilkunde vom Standpunkt des heutigen Wissens. Dittmar war längere Zeit 2. Vorsitzender der Vereinigung deutscher Magnetopathen. — — Auf einer Forschungsreise starb im Mai ds. J. in Port of Spaine (Trinidad) im 79. Lebensjahre der berühmte Ethnologe und Direktor des Berliner Völker-Museums Prof. Dr. Adolf Bastian. Seiner wissenschaftlichen Bedeutung hier gerecht zu werden ist uns unmöglich. Wir wollen nur darauf hinweisen, dass er, vor Jahren ein erbitterter Gegner von Frau Blavatzky, in den letzten Jahren sich ihren Anschauungen immer mehr näherte, gedrängt durch die Gewalt der Tatsachen, die sich ihm bei seinen ausgedehnten Reisen entgegenstellten. Er schien dies auch zu fühlen und hat mit mancher Wendung in seinen letzten Schriften die veränderte Lage angedeutet. Seine Schriften, unschätzbare Materialiensammlungen, die aber fast nur für den Gelehrten verwertbar sind, bieten gerade für den Studierenden der Geheimlehre eine Fundgrube für die Beweise für unsere Weltanschauung. — — Pater Denifle, der gelehrte Dominikaner, der durch seine Arbeiten über die Mystiker des Mittelalters, die Universitäten des Mittelalters etc. sich einen guten, und durch die Verunglimpfung Luthers in seinem Werke „Luther und das Luthertum" einen schlechten Ruf erworben hat, ist am 10. Juni 1905 in München gestorben. — — Aus Amerika erhalten wir die traurige Nachricht vom Ableben unseres lieben theosophischen Freundes Dr. med. Hiller in San Franzisko. Hiller war eine tüchtige Kraft für die theosophische Sache. Als Arzt und Leiter einer grossen homoeopathischen Poliklinik hatte er bedeutenden Ruf.

Allerlei. — In Spielwarengeschäften ist neuerdings ein hübsches Spielwerk belehrender Art zu haben: eine Puppe, welcher alles nötige Material zu den Prozeduren der Naturheilkunde beigegeben ist, als da sind: Unterleibspackung, Brust-, Waden-, Kopf- und Halswickel, Thermometer, Schwamm und Kanne zu den Kneippgüssen etc. Der Gedanke, auf diese Weise schon den Kindern die Anwendung der Wickel beizubringen, ist entschieden ein glücklicher zu nennen. Helene Zillmann hat dazu eine kleine Anleitung für die kleine Puppendoktorin geschrieben. Die Puppe ist in allen grösseren Spielwarengeschäften zu haben oder direkt durch den Verfertiger, Kaufmann L. Glenk, Fürstenwalde b. Berlin, zu beziehen.

Am 16., 17., 18. Sept. findet die 10. Konvention (weshalb sagt man nicht Jahresversammlung?) der Theosoph. Gesellschaft, Deutscher Zweig, in Berlin statt. Sitzungen finden Wilhelmstr. 120, I statt. Sonnabend, 16., 8½ Uhr, Geschäftliche Sitzung. Sonntag, 17., 11 Uhr, Matinée. Abends 8 Uhr, grosse öffentliche Versammlung im grossen Saale des Vereinshauses, Wilhelmstr. 118. Vorträge: Paul Zillmann: H. P. Blavatzky als Kulturträger des 20. Jahrhunderts. — Sandor Weiss: die Religion des praktischen Lebens. — Oskar Stoll: das Geheimnis der Macht. Montag, 18., 8½ Uhr, Geselliges Beisammensein.

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Loti, Pierre, Indien (ohne die Engländer). Autorisierte Übersetzung von M. Tonssaint. Berlin 1905. (3.—)

Ein Bnch von Pierre Loti seiner schönen Sprache, seiner scharfen Beobachtung, seiner plastischen Schilderung wegen loben, hiesse Eulen nach Athen tragen. Loti ist aber nach Indien gereist, nm nach dem Geheimnis des Landes zu suchen und hat dort die Theosophen in Adyar und Benares gesprochen, das ist es, was nns besonders für das Bnch interessiert. In Ceylons Felsentempeln beginnt seine Reise; in Travankur überreicht er dem Maharajah einen französischen Orden; in Chri-Ragam wohnt er der grossen Prozession bei; von Madura eilt er nach Pondichery, der kleinen französischen Stadt. Dann finden wir ihn wieder im Hungerdistrikt, in dem die Reise von Haiderabad nach Golkonda geht und nach der schönen rosafarbenen Stadt Jaipur, in der die Menschen reichlich essen und trinken, in der die Krokodile und Schildkröten mit ganzen Haufen Fleisch gefüttert werden, und vor deren Toren die armen Landbewohner zu Tausenden verhungern. Das Bild, welches Loti nns von diesen Zuständen entwirft, ist furchtbar. Kann es eine grössere Grausamkeit geben, als alle diese Menschen, die das veränderte Klima von ihrer Scholle treibt, erbarmungslos hinsterben zu lassen, während man selbst mit Nahrungsmitteln wüstet? Unwillkürlich fragt man sich, ob dies schliesslich das Resultat der hohen Philosophie ist, deren Erben und Träger die Indier sind? Gerade diese Zustände zeigen nns, dass nns das Indien von heute nichts zu bieten hat, dass seine Bewohner auf dem letzten Ende des absteigenden Astes angekommen sind, ein furchtbares Fazit unter die Rechnung der Verneinung des Lebens schreibend. Ganz richtig vergleicht Loti Indien mit einem alten Weibe, es ist kindisch geworden. Die tiefen Symbole seiner Religion, die von keinem anderen Glaubenssystem auch nur annähernd erreicht werden, was Umfang und Durcharbeitung betrifft, sind zu einem kindischen Mummenschanz aus Papierflitter und Bambusgestell herabgewürdigt. Was unsere abendländische Philosophie befruchtet, dass eine Geistessaat voller Klarheit aufzugehen beginnt, wie zu keiner Zeit vorher, das ist in Indien selbst zur wüsten Narretei oder zum unverstandenen Fetisch geworden.

Dieser geistigen Verirrung gegenüber steht die kleine theosophische Gemeinde, die es, von allen Seiten angefeindet, versucht den Geist der alten indischen Glaubenslehren wieder zu neuer hoher Flamme zu entfachen. Ob sie dazu imstande sein wird? Fast möchte ich es bezweifeln, da sich von jenem Geist, der ihre Gründerin beseelte, und der, so lange sie im Körper unter uns weilte, die Individualitäten ihrer Anhänger weit über das Gewöhnliche hinaushob, nur noch wenig zeigt. Mit den anderen Zeiten sind andere Menschen, andere Gesinnungen in unsere Reihen eingezogen, beides nicht zum Vorteil der hohen Ziele, die sich die Bewegung gesteckt hat.

In Adyar treffen wir Loti bei Olcott, der ihm den Buddhismus nahebringt: „Ein Himmel ohne persönlichen Gott, eine Unsterblichkeit ohne eigentliche Seele, eine Läuterung ohne Gebet", das ist die Belehrung, die er aus dem Theosophischen Hauptquartier mit fortnimmt. Sie macht ihn unglücklich, so hatte er sich der Weisheit letzten Schluss nicht gedacht. Doch in Benares, tröstete ihn Olcott, würde er das finden, was er braucht, den esoterischen Brahmanismus, der ihm das Gebet und die Hoffnung auf ein Wiedersehen nach dem Tode wiedergeben soll. Er eilt also über Jaggernauth nach der heiligen Tempelstadt, wo er das Haus der Weisen findet im Hintergrunde eines alten Gartens. „Es ist ganz weiss gekalkt und hat grüne Fensterläden, wie ehemals die Häuser in meiner Heimat. Aber das Dach, das ringsherum weit überhängend eine auf weissen Säulen ruhende Veranda bildet, erinnert an das Land, in dem ich mich befinde, zeugt von einer Zone ewigen Sonnenscheins. Hingegen macht der Garten einen auch nicht im mindesten fremdländischen Eindruck, die Büsche desselben ähneln den unsern, und blühende Rosenstöcke umsäumen die schmalen, altmodisch angelegten Wege." In diesem Hause spricht er mit Annie Besant: „Um sie zu prüfen, spreche ich zuerst von einer anderen Frau (Mad. Blavatzky), die ihr hier vorangegangen ist, die lange Jahre unter diesen Weisen gelebt hat und deren traurige Berühmtheit allein genügen könnte, mich misstrauisch zu machen; sagt man doch, dass sie als Betrügerin und Gauklerin überführt worden sei."

— „Meinen Sie nicht, dass sie entschuldbar ist, wollte sie uns doch von den ihr gewordenen Enthüllungen überzeugen, indem sie Wunder zu vollbringen suchte? . . . Der Zweck war doch jedenfalls ein guter! . . ."

— „Man ist niemals entschuldbar, wenn man täuscht, und nie kann Gutes aus der Lüge entstehen", antwortete sie mir, mich freimütig anblickend."

Es ist jedenfalls charakteristisch hier zu erfahren, wie Frau Besant über die Frau „urteilt", deren Lebenswerk sie fortzusetzen beabsichtigt. Gleich darauf fährt sie zu Loti fort. „Sie müssen geloben, alle Menschen als Ihre Brüder anzusehen, ohne Unterschied der Kaste oder der Hautfarbe und dem bescheidensten Arbeiter mit der gleichen Rücksicht zu begegnen wie dem Fürsten. Sie müssen geloben, mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nach der Wahrheit im geistigen, antimaterialistischen Sinne zu suchen." Dann kann er ein Mitglied der Gesellschaft werden.

Loti tritt der Theosoph. Gesellschaft bei und beschliesst sein Buch mit einem Aufruf an seine Leser, seine unbekannten Brüder, auch gleich ihm sich in die

Schätze der Vedenliteratur zu vertiefen und nach jenem Brahman zu suchen, „der in der Tiefe dunkler Abgründe herrscht, der Gott ohne greifbare Beziehung zum sichtbaren Weltall; Brahma, der in Wahrheit Unaussprechliche, er, der jenseits aller Gedanken herrscht, über den man nichts sagen kann, da er sich nur durch das Schweigen offenbart."

Germanen-Bibel; aus heiligen Schriften germanischer Völker herausgegeben von Wilhelm Schwaner. Berlin 1905. (6.—)

Von vielen Seiten kommt die Anregung, die jüdisch-christliche Bibel durch eine Sammlung von religiösen und philosophischen Litteraturwerken zu ersetzen, denen die Nachteile der biblischen Texte nicht anhaften und die ihrem Gehalt nach unserer Zeit näher stehen. Den ersten derartigen Versuch hat Schwaner mit seiner Germanenbibel gemacht, ein Versuch, der ihn recht gut geglückt ist. Er hat es mit feinem Takt verstanden aus den Geistesschätzen unseres Volkes das Beste herauszuheben. Gerade in der Beschränkung, die er sich auferlegt hat, zeigt er das tiefe Eindringen in deutsches Wesen, in das, was eine Germanenbibel enthalten muss. Nur 30 Namen sind hier versammelt, dreissig der Besten, dreissig, um die uns jede andere Nation beneidet: Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Pestalozzi, Goethe, Schiller, Jean Paul, Hölderlin, Kleist, Novalis, Schefer, Hebbel, Rosegger, Eckhart, Böhme, Leibniz, Kant, Fichte, Schleiermacher, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche, Dühring, Friedrich d. Gr., Stein, Arndt, Lagarde, Bismark. Man möchte wohl manchen Namen noch eingereiht sehen, doch wollen wir mit diesen reichlich zufrieden sein, „es war ja der erste Versuch, den Deutschen in einem Buche zu zeigen, welche Schätze von ihren Propheten hinterlassen wurden! Gehen nachher Berufenere an die Vervollkommnung der Germanenbibel, und bringen sie ebensoviel Liebe zur deutschen Art mit, wie sie mich den ersten Sammler, beseelte," sagt Schwaner im Nachwort, „dann wird werden, was die Besten der letzten Jahrhunderte und Jahrzehnte ersehnt: das gleichweitige Gegenstück der Juden- und Christenbibel! Und spätere Geschlechter mögen dann aus Bhagavad-Gita, den Veden, Keilschriftgesetzen, der Juden, Christen, Germanen-, Romanen- und Slavenbibel das schaffen, was einst alle einen und beseligen wird: die Menschheits-Bibel!"

Tolstoi, L. N., Kritik der dogmatischen Theologie. Übersetzt von Carl Ritter. 2 Bde. Lpzg. 1904. (7.50, geb. 9.50.) Sämtl. Werke II. Serie 1. 2.)

„Darüber, weshalb ich früher Christi Lehre nicht verstanden und wie und warum ich sie später begriffen, habe ich zwei grosse Werke geschrieben: eine Kritik der dogmatischen Theologie und eine neue Übersetzung nebst einer Harmonie der vier Evangelien mit Erläuterungen. In diesen Schriften bemühe ich mich, methodisch, Schritt für Schritt, alles zu untersuchen, was den Menschen die Wahrheit verhüllt, und übersetze von neuem die Evangelien, Vers für Vers vergleiche ich und suche die Übereinstimmung in den vier Evangelien"; so schreibt Tolstoi über seine Beschäftigung mit der christl. Theologie in der Schrift: „Mein Glaube", also vor seiner Beschäftigung mit den sozial-ethischen Themen. Die Kritik der dogmatischen Theologie liegt uns heute in trefflicher Ausgabe zum ersten Male verdeutscht vor. Mit welcher Energie er den theologischen Irr-

lehren zu Leibe rückt, verraten die Schlnssworte der Einleitung: „Ich begriff endlich, dass jene ganze Glaubenslehre, in der, wie mir damals schien, der ganze Glaube des Volkes enthalten sei, dass all das nicht nnr eine Unwahrheit, sondern geradezu ein von ungläubigen Menschen verübter Betrng ist, der sich im Laufe der Jahrhnnderte ausgebildet und ein bestimmtes, auf eine schlechte Sache gerichtetes Ziel hat."

Er stellt nnn diese Irrlehren „nach dem Symbol des Glaubens, dem Sendschreiben der morgenländischen Patriarchen, dem Katechismus des Philoret, hauptsächlich aber nach der „Dogmatischen Theologie" des Makarius dar, einem Bnche, das von der Kirche als die beste dogmatische Theologie anerkannt ist"

Die griechisch-katholische Kirche ist uns Westenropäern fast unbekannt. Erst die Lektüre dieser Tolstoi'schen Arbeit gibt uns einen Einblick in ihr religiöses Leben, allerdings einen solchen, dass man kaum Lnst verspüren wird, sich mit diesen orthodoxen Gedankengebäuden noch weiterhin zn beschäftigen. Allznschwer hat es Tolstoi gewiss nicht gehabt, diese Dogmen zu widerlegen, doch ist es nns anch weniger um die Widerlegung zu tnn, die allein würde das Bnch eber zn einem Bnche machen, das wir nicht zn lesen brauchten, denn welchen Vorteil kann nns eine Kenntnis dieser absterbenden mittelalterlichen Glanbensrichtung bringen? Vielmehr fesselt uns der Entwickelungsgang Tolstois, sein scharfes Durchdringen der Glanbenssätze und sein schonungsloses Niederreissen alles Unechten, Widerspruchsvollen, alles dessen, dem unser einfacher Verstand nnd ein gesundes Gefühl widerstrebt. Das macht nns die Schrift interessant und lehrreich. Die Erkenntnis, die ihm diese mühselige Arbeit gebracht hat, könnte man in seinen Schlussworten ausgedrückt finden: „Für den, der die Lehre Christi verstanden hat, besteht sie darin, dass es mir — meinem Lichte gegeben ist, dem Lichte nachznegehen, dessen Erkenntnis nnr durch mein Leben gegeben ist. Und ausser diesem Leben nnd über dasselbe hinaus gibt es nichts mehr, ausser dem Quell alles Lebens — Gott." „Jede Beziehnng zn einem fremden Leben ist nnr eine Erhöhung meines eigenen Lebens, seine Vereinignng und Teilnahme an der Welt nnd an Gott. Nnr durch mich selber kann ich die Wahrheit erkennen, und meine Handlungen sind die Folgen der Erhöhnng meines Lebens." „Ich kann nicht für andere Menschen wollen, denken, glauben. Ich erhebe mein Leben anf eine höhere Stufe, nnd das allein kann das Leben eines anderen emporheben, denn anch der andere ist ja — ich selbst; daher ziehe ich alle mit mir empor, wenn ich mich selber erhebe." —

Seneca, L. Ae., jun., die Wissenschaft an den Universitäten nnd ihre Priester. Ein Weckruf an alle Gebildeten. Berlin 1904. (1.—)

Eine kleine mntige Streitschrift auf dem Schlachtfelde, auf dem kürzlich Hofrat Seiling so erfolgreich kämpfte. Es ist immer das alte Lied vom wissenschaftlichen Hochmut, von Krebserei, von Vetternprotektion, von Verflachung echter Wissenschaft, von Unterdrückung der Wahrheit, die durch diese Schriften klingt. Hier ist es besonders der Ruf, dass die Gesellschaft, nicht der sie vertretende Staat, die eigentlich Oberaufsicht über diese Zustände führen müsste. Da die Gesellschaft aber feig ist und ohne Führer nicht weiss, wem sie nach-

laufen soll, so wird immer nur eine kleine Gruppe selbstständiger Denker dieser Verrottung entgegentreten können. Und wie wenig diese leisten können, sehen wir an Schopenhauer und Dühring. Es bleibt beim Alten, bis der Bau einst mit einem mächtigen Krach in sich selbst zusammenstürzt.

Du Prel, Dr. K., Studium aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften. 2. stark vermehrte Aufl. Band I. Tatsachen und Probleme. Lpzg. 1905 (4.—)

Dem Bande wurden neu hinzugefügt eine Studie über Kätchen von Heilbronn als Somnambule, eine Arbeit, die dadurch der Vergessenheit entrissen wird, und wohl ein besseres Verständniss für das „deutsche Kätchen" erwecken wird; und die im Swedenborgartikel dieses Heftes schon erwähnte Arbeit über Kant und Swedenborg, die mit gutem Recht der Briegerschen Swedenborg-Ausgabe einverleibt werden könnte. Die anderen Arbeiten sind bekannt und behalten stets ihre Bedentung in der Entwickelung des Okkultismus.

Baumgarten, P. M., Kirchliche Statistik. Wie steht es um die kirchliche Statistik in Deutschland? Ein Wort über kirchliche Statistik. Statistische Beschreibung der kirchlichen Verhältnisse Italiens. Wörishofen 1905. (2.50).

Die Statistik ist zur Bilanz unserer Gesellschaftseinrichtungen geworden — leider, denn wir können ihr nur in beschränktem Masse den Wert zu gestehen, den ihm unsere Volkswirtschaftler und Berufsstatistiker zumessen. Auf religiösem Gebiet ist wie auf medizinischem die Aufzählung stets mit Vorsicht aufzunehmen. Ein wirklich zuverlässiges Bild kann fast nie erzielt werden. Zwei Beispiele werden dies erläutern: Ärztliche Statistik der Diphtherie: Krankenhausstatistiken trennen schwere Anginafälle nicht von den Diphteriefällen und erhalten so einen günstigeren Prozentsatz von Heilerfolgen vermeintlicher Diphtheriekranker als Prof. Schweninger, der Anginafälle aus der Diphteriestatistik ausschliesst und nur echte Diphterie berechnet. Da echte Diphterie selten günstig ausläuft kommt er zu einem hohen Prozentsatz der Sterblichkeit, was man ihm s. Zt. vorwarf, wie man sieht mit Unrecht. So wird ärztliche Statistik gemacht.

Bei der religiösen ist's nicht anders. Wenn ich heute in Gross-Lichterfelde einen Fragezettel herumschickte, welcher Konfession meine Mitbürgen wären und ich würde am nächsten Tage von so und so vielen Einwohnern ihrer Konfession entsprechende Handlungen verlangen, so würde ich sehen, dass Neunzehntel ihrem vermeintlichen Bekenntnis entgegenhandelten. Was hat es dann für einen Sinn zu sagen, wir hätten so und so viel von dieser und von jener Konfession unter uns? Seit die Kirchen nach staatlichen Machtbefugnissen streben, ist eben der innere Wert ihrer vermeintlichen Machtfaktoren immer mehr gesunken. Also dürfen wir von einer kirchlichen Statistik nicht verlangen, dass sie uns über den inneren Wert ihrer religiösen Anschauung orientiert, sondern nur über die durch organisatorische Tüchtigkeit erzeugte, auf ihre äussere Ausbreitung abzielende Tätigkeit. Wir werden also vor allem von der kirchlichen Statistik erfahren müssen wie ihre Arbeitsgruppen organisiert sind, in welcher Weise sie arbeiten, welche Ausbreitung sie erfahren. Dazu liefert uns Baumgarten in obigen Studien einen der interessantesten Beiträge: die Kirchenstatistik von Italien und Rom. Nach der Statistik von 1901 sollen ungefähr 31 540000 Katho-

liken und ca. 200000 Akatholiken in Italien wohnen. Unter den Katholiken sind 19336 Seelsorgestellen eingerichtet. Dem gegenüber stehen 8602 Ordensgeistliche, 60998 Weltpriester, 6182 Domgeistliche und 8263 Kollegiat- und Kathedral-Kapitelsgeistliche. Auf die Gliederung der Kirchen und Kapitel kann ich hier nicht eingehen. Die Zahl der Gotteshäuser wird wohl 50000 weit überschreiten. Man sieht also, dass an äusserlicher Arbeit nichts gespart wird, um den Italiener zum religiösen Menschen zu machen.

Noch überwältigender ist die Zahl katholischer Gotteshäuser und Brüderschaften etc. in Rom selbst. Es bestehen in Rom 351 öffentliche Kirchen, Kapellen und Oratorien. In diesen Kirchen werden zu Zeiten täglich Predigten gehalten. Wahrscheinlich ist demnach Rom die Predigtreichste Stadt der Welt. 78 männliche Orden und religiöse Gesellschaften mit 176 Niederlassungen und 99 weibliche Orden mit 211 Niederlassungen zählt Baumgarten in der alten Heidenstadt am Tiber, das sind im ganzen 387 Klöster!

Inwieweit diese Zahlen richtig sind, lässt sich natürlich nicht untersuchen, doch glauben wir gern, dass Baumgarten mit grösster Genauigkeit gearbeitet hat. Seine Angaben beruhen auf dem Annuario Ekklesiastico, das von den Pallottinern von San Silvestro in Capite in Rom herausgegeben wird.

Seine einleitenden Bemerkungen über die Notwendigkeit einer sorgfältigen katholischen Kirchenstatistik für Deutschland verdienen Beachtung. Es wäre in der Tat ein Verdienst, wenn wir den verhältnismässig zuverlässigen protestantischen Statistiken, die seit beinahe 30 Jahren in Deutschland von der statistischen Kommission der deutschen evangelischen Kirchenkonferenzen bearbeitet werden, eine katholische Statistik zur Seite stellen könnten. Dazu eine starke Anregung gegeben zu haben ist Baumgartens Verdienst.

Janitschek, Maria, Harter Sieg. Roman. Berlin. (Janke.) (3.—).

Als ich das Buch zuschlug, hatte ich ein wahrhaftiges Erlebnis hinter mir; nichts interessant und phantasiereich Niedergeschriebenes, das uns fesselt solange wir es vor Augen haben und dann abgetan ist. Nur wirklich Erlebtes kann uns innerlich so lebendig berühren und in uns fortklingen weh und vertraut zugleich. Arme verkehrte Peppi, wer müsste nicht den ganzen Zwiespalt deiner jungen Seele mitempfinden, die beständig zwischen äusseren Demütigungen und innerem Stolz hin und her pendelt; offen liegt Dein Wesen vor uns, wenn es sich auch mimosenhaft vor jeder rauhen Berührung verschliesst. Ein Lebenslauf ist es, der Lebenslauf der verkehrten Peppi, reizvoll und wechselvoll, reich an Licht noch reicher an breiten tiefen Schatten, durch die wir gehen müssen, ehe wir zu Sonnenhöhen emporsteigen. Ich kann hier nicht wie bei den meisten andern Romanen eine inhaltliche Skizze entwerfen, es ist zuviel Wesen darin, Alles innerliche Wesenheit, seelische Empfindungen, die jeder Einzelne individuell erfassen wird. Von den zahlreichen modernen Büchern, die mir jetzt zu Händen kamen, ist es das Einzige, das mit einem harmonischen Akkord abschliesst, das Einzige, das, wenn es uns auch Schmerz und Tränen schildert doch frei von jedem ungesunden Pessimismus ist. *H. Z.*

Varna, B., „Le Horla." Leipzig 1904. (2.—)

Dieser kleine Band mysteriöser Geschichten bedeutete für die dichterisch so begabte Verfasserin den ersten und zugleich den letzten Schritt in die literarische Welt hinaus. B. Varna (Frau Bertha Salzer) ist noch in jugendlichem Alter vor etwa Jahresfrist einem Lungenleiden erlegen, und mit ihr haben wir wohl eine der sensibelsten Kennerinnen und Schilderinnen der Psyche im Weibe verloren. — Ihre Heldinnen sind jene hyperempfindsamen, nervös erregbaren Frauen, denen wir jetzt nur allzuoft im Leben begegnen, die uns wider Willen interessieren und fesseln, weil sie in ihrer Kompliziertheit reizvolle Probleme sind. Wir vermissen in ihnen jene Harmonie, die nur Kraft und Gesundheit gewähren können, ihre Schönheit ist blumenhaft zart und verweht unter der Berührung eines Windes. Man fühlt, B. Varna gab uns eigene tiefempfundene Erfahrungen; mit einer solchen Klarheit, einem solchen Eingehen und Folgen der leisesten Bewegungen und Vibrationen kann der Psycholog nur wahrhaft Erlebtes schildern. Die Gestalten sind so plastisch gezeichnet, dass sie uns trotz ihrer zarten, verwehten Weichheit stark beeindrucken. Ein pessimistischer Grundton durchzittert alles; wahrscheinlich seinerzeit durch das körperliche Leiden der Verfasserin verstärkt.

Maupassants „Le horla" dürfte den meisten unserer Leser bekannt sein; man sagt der Geist des Dichters war, als er diese mysteriöse Novelle schrieb, schon umnachtet, und es ist zu verstehen, dass ihre Lektüre einen leicht erregbaren Menschen in jene haarsträubende Furcht bringen kann, wie sie die Verfasserin schildert; sie ist meisterhaft im Malen des eisigen Entsetzens, das die junge Frau gewaltsam ergreift. Alles Reflektieren nützt nichts, sie fühlt so sicher die Nähe eines geheimnisvollen Wesens, das unsichtbar eine unbezwingbare Macht ausübt. Endlich findet sie den Mut aufzuspringen, stösst sich mit dem Kopf an einen Gegenstand und fällt zu Boden. — Durch ihren Angstschrei und den Fall wird ein junger Arzt herbeigerufen, der unter ihr wohnt. Als es klingelt, meint sie es sei ihr Mann, der von der Reise zurück kommt, und eilt ihm, wie erlöst, aufjauchzend entgegen, küsst und liebkost ihn und in ihrer Erregung befremdet sie nicht einmal seine Schweigsamkeit und Verlegenheit. Als sie dann Licht macht, erkennt sie voll Scham ihren Irrtum. Das Entsetzen, das sie durchlitten hat, und das Gefühl der Befreiung sind aber so stark gewesen, dass sie alles dulden, nur nicht mehr allein sein kann; für den Rest dieser furchtbaren Nacht teilt sie ihr Lager mit diesem fremden Manne, der ihr widerlich und unsympathisch ist; aber es ist doch ein Mensch mit warmem Blut. Am Morgen wird sie von Reue und Scham überwältigt. Der Arzt sagt ihr beim Abschied bedeutsam, dass sie ihm in ihrem eigenen Interesse bald ein Wiedersehen gewähren müsse; sie versteht die versteckte Drohung nur zu wohl und ihr erster Gedanke ist, ihrem Manne alles zu gestehen, aber bald genug sieht sie ein, dass er sie niemals verstehen wird. Sie fühlt nicht die Kraft in sich mit einer Unwahrheit auf dem Herzen weiter zu leben, und die Furcht, diese Nacht der Schande könne Folgen für sie haben, lässt sie zur Pistole greifen. Ebenso tragisch endet ihre „Femme incomprise?"

Wenn man das Buch zur Seite legt, hat man nicht nur Sensationen gehabt.
H. Z.

Stellmacher, Dr. phil. A., Auf neuer Bahn. Kleine Beiträge zu einem alten Kulturproblem. Hamburg 1904. (1.50)

Dies ist eine keineswegs „trockne" Kritik des Alkoholismus, dieser Geissel der Kulturmenschheit, und der Verf. weiss durch Streiflichter auf das politische, nationale und litterarische Gebiet die Vorträge sehr interessant zu machen. Wir haben im russisch-japanischen Kriege erlebt, dass die Japaner, wie der Verf. aus Byron's Drama „Sardanapal" anführt, wirklich einmal Krieg bei Wasser anstatt wie die Russen bei Sekt und reichlichem Branntwein führten, ein Tee und Wasser trinkendes, aber siegreiches Volk gegen das alkoholreichste, und zweifellos war das von grossem Einfluss. Statistisch lässt sich die Wirkung der Trunkenheit auf die Zunahme der Verbrecher und Gewalttätigkeit nachweisen, Tafeln dieser Art bringt der Verfasser. Weit mehr entzieht sich der sozusagen chronische und hereditäre Einfluss der modernen Wein-, Bier- und Schnapstrinkerei auf das Volkstum, auf die physischen und moralischen Qualitäten der Bevölkerung, denn die Verbrechen liefern uns nur eine dürftige und ganz ungenügende Statistik. S. 29 führt der Verfasser einen Vers aus der Edda nach der Übersetzung von Hugo Gering an:

„Minder gut als mancher behauptet
Ist der Sterblichen Stämme das Bier
Denn minder ist, je mehr er trinkt,
Seines Geistes Herr der Gast."

Jeder, der geistig selbständig arbeitet, weiss, dass Alkohol das Gehirn lähmt, er ermüdet, nachdem er zuvor erregt und überreizt, was aber nur von kurzer Dauer ist. Die Brutalität ist ebenso oft eine Folge des fortgesetzten Alkoholgenusses. Was aber hat man neuerdings in Dänemark gegen sie wieder nach russischem Muster zum Gesetz erhoben? Die Prügelstrafe! Ihre gewinnbringenden Schnapsbrennereien werden die ehrbaren Bauern, die sich damit der unsittlichen Strolche erwehren wollen, freilich nicht schliessen. *A. K.*

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).

DIE URALTE

WEISHEITS- RELIGION

WISSENSCHAFT
PHILOSOPHIE
LOGE DER ADEPTEN
RELIGION

DIE VEDEN

INDIEN
BRAHMINISMUS
BUDDHISMUS

DIE MYSTERIEN

DIE MYSTERIEN

CHALDAEA

AEGYPTEN

GEHEIM W P R LEHRE

ZOROASTER

LAOTSE CONFUCIUS

PLATO

KABALA

JUDENTUM

PHILOSOPHIE DES PLATO

ESSENER

KABALA

KABALA & SUFIS

MODERNE FREIMAUREREI

CHRISTENTUM CHRISTI

RELIGION DES MOHAMMED

PLATO UND DIE ESSENER

PLATO

ESSENER

CHRISTENTUM

CHRISTENTUM CONSTANTINS

RITUALISMUS

PRIESTERTUM

DIE SEKTEN DES PRIESTERTUMS

W = WISSENSCHAFT
R = RELIGION

P = PHILOSOPHIE
B = DIE STREITENDE KIRCHE
PROSELYTENMACHEREI-SCHWERT

„Gott hat sich noch den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus, jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spass gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen."

Goethe. 1832.

Die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums.

Die beständige Licht- und Wärmestrahlung des Radiums und die fortwährende Aussendung seiner sich in Helium verwandelnden „Emanation", haben bei den Physikern gewaltiges Aufsehen erregt, weil das Radium dabei, auch nach Jahren, weder die kleinste Helligkeitsabnahme, noch den geringsten Gewichtsverlust zeigt, sondern entgegen aller Erwartung fortwährend völlig unverändert bleibt. Diese Tatsache schien den Physikern gegen ihre beiden Grundgesetze, nämlich das Gesetz von der Konstanz der Materie und das von der Konstanz der Energie, zu verstossen und damit diese für ewige Zeiten gültig gehaltene Grundlage der Naturwissenschaft wieder in Frage zu stellen. Kein Wunder, dass die Erregung der Gelehrten über die Entdeckung der Frau Curie noch nicht zur Ruhe kommen wollte, trotz der allseitigen lebhaften Anstrengungen, das Rätsel zu lösen.

Um die bedrohte Grundlage der Wissenschaft zu retten und die Verlegenheit zu beseitigen, welche die Unmöglichkeit der Feststelluug einer Veränderung des Radiums unter gewöhnlichen Umständen verursachte, nahmen schliesslich einige der hervorragendsten Forscher auf diesem Gebiete, wie Sir William Ramsay, Frederick Soddy, W. Ostwald u. a. zu der Annahme Zuflucht, dass doch wohl eine gewisse Gewichts- und Helligkeitsabnahme stattfinden werde, nur offenbar eine so langsame, dass die bewirkte Veränderung auch mit den besten Instrumenten nicht festgestellt werden könne. Die Willkür einer derartigen Annahme kann aber, wenn man die heute so erstaunlich ausgebildete Messkunst berücksichtigt, niemand entgehen, und daran ändert auch der Umstand nichts, dass die genannten Forscher, aus allerdings auch nur für sie allein stichhaltigen Daten, für das Radium eine Lebensdauer von ca. 1500 Jahren und

für seine vorgebliche Muttersubstanz, das Uran, sogar eine solche von einer Milliarde von Jahren berechneten!

Meine unter obigem Titel im Kommissionsverlag vom Art.-Institut Orell Füssli, Zürich (2. Aufl. 1905, 54 S.) erschienene Schrift löst das Rätsel der Radioaktivität ohne jede willkürliche Voraussetzung. Dabei geht sie in der Weise vor, dass sie zunächst die schwankend gewordene wissenschaftliche Grundlage erst wieder durch den Nachweis befestigt, dass die beiden sie darstellenden Gesetze nicht, wie man bisher allgemein angenommen hatte, zwei durchaus verschiedene Gegenstände betreffen, sondern den gleichen. Sie zeigt vor allem, dass Materie und Energie gegenständlich das gleiche sind, nämlich die ewig unveränderliche materielle Wirklichkeit oder wirkliche Materie, und dass ihre Verschiedenheit lediglich unsere Vorstellung davon betrifft, dass also der Unterschied von Materie und Energie kein objektiver, sondern nur ein subjektiver ist. Die Wissenschaft hat es darnach nicht mehr mit zwei unbegreiflichen Wahrheiten zu tun, sondern nur noch mit einer einzigen verständlichen, nämlich mit einer bestimmten, ewig gleich bleibenden oder feststehenden und nur in Bezug auf unsere Vorstellungskraft unbestimmten oder ungewissen, nur scheinbar unendlichen Masse gleichmässig bewegter und auch sonst völlig unveränderlicher und unteilbarer materieller Gleichheiten, deren unveränderliche Geschwindigkeit sie notwendig auch zu Krafteinheiten von ewig gleichbleibender Leistungsfähigkeit stempelt. Damit ist das grosse Rätsel der Radioaktivität, wenigstens im Prinzip, schon gelöst. Alles strahlt, weil alle einzelnen Einheiten der grossen kollektiven Einheit der Natur strahlen, oder ewig im schnellsten Fluss begriffen sind. Dies stimmt mit der alten Weisheit des Heraklit: „Alles fliesst."

Die in Bezug auf ihre Zahl und ihr ganzes Wesen durchaus unveränderlichen Einheiten bestehen aus undenkbar kleinen, durchaus dichten Kügelchen, weil die Kugelform die einzig völlig einheitliche Form unter allen Formen ist, und somit allein die für die unbedingten Einheiten erforderliche Gleichmässigkeit ihrer Wirkung, überall und in jeder Richtung, und ihren einheitlichen Wechsel ermöglicht. Die unendlich grosse Zahl all' dieser bewegten Kügelchen ist die ganze teilbare wahre Wirklichkeit, das einzelne Kügelchen die unteilbare Wirklichkeit oder die völlig unbedingte, eigentlichste Einheit. Diese eigentlichen Individuen der Natur können auch, als die allerletzten Bestandteile aller Zustände oder Natursätze, Punkte genannt werden. —

Diese wahrhaft unistische Naturauffassung unterscheidet sich von der früheren unbestimmt unistischen eines Haeckel und Ostwald, bei welcher der frühere Dualismus von Kraft und Stoff noch immer vorhanden ist, durch ihre vollendete Bestimmtheit. Sie ist durch-

aus konkret, ohne deshalb im mindesten mit unseren abstraktesten Wissenschaften, der Mathematik und Mechanik, im Widerspruch zu sein; vielmehr ist sie die einzige, welche ihren Forderungen durchaus entspricht. Auch bietet sie den unschätzbaren Vorteil, die beständige Veränderung aller Dinge und deren Wahrnehmbarkeit zu etwas durchaus Selbstverständlichem zu machen. Sie fasst ihr Werden und Vergehen ohne weiteres als Stauung und Entstauung der ewigen Punkte auf und ihren Bestand als einen lediglich von einem Gleichbleiben der „Umstände“ abhängigen Gleichgewichtszustand jener beiden, sich entgegengesetzten Veränderungen, der Bildung und Auflösung, als ein Gleichbleiben, das notwendig auch ein solches im Wechsel der diese beständigen „Zustände“ konstituierenden Einheiten gegen die der sie umgebenden Aussenwelt nach sich zieht. Jeder scheinbar unveränderliche körperliche Zustand stellt demnach eine gleichmässige „Tatsache“ oder einen gleichmässigen Stoffwechsel dar, dessen besondere Form jeweilen wieder eine besondere Form seiner nach aussen wechselnden Einheiten bedingt. Die Form der Aus- und Einstrahlung jeden Zustandes strahlender Masse richtet sich immer nach seiner Eigenart, nach der ihm eigenen Form und nach den sie „beeinflussenden“ Umständen. Was die jeweilige Lagerung der Masse, den Zustand, betrifft, so ist dieser in jedem Zeitpunkt das Ergebnis der im vorangegangenen Zeitpunkt sich ereignenden Zusammenstösse, d. h. die notwendige Folge des ewigen Streites der einheitlichen Urbewegtheiten. Der Streit ist, wie auch schon Heraklit sagte, der „Vater der Dinge“.

Nun fängt jeder Streit da an, wo er noch nicht war. Deshalb muss die Unzahl aller möglichen Bedingtheiten notwendig stets da beginnen, bezw. aufhören, wo die „wirklichen“ Punkte genau hintereinander durch den leeren Raum fortstrahlen. Bei diesem Vorgang von ihnen ist kein Zusammenstoss möglich, weil keine Ursache für ihre Richtungsänderung vorhanden ist. Sein Weg fällt daher mit dem Abstand seines Ausgangs- und Endpunktes zusammen und ist darum der kürzeste, und der Vorgang darauf infolge hiervon wieder für alle ihn bewerkstelligenden Vorgänger der relativ schnellste. Alle zusammen genommen stellen in jedem Zeitpunkt den einfachsten oder unbedingtesten Zustand dar, und zeitlich den unstreitigsten Streitfall, oder die unsachlichste Sache, oder auch den schnellsten Fluss oder Strahl, und damit dann notwendig die eine Hälfte einer völligen Entstauung oder völliger Stauungslosigkeit der immer durcheinander fliessenden Masse des Weltalls. Und da diese grösste Entstauung und einfachste Dimension des Raumes durch die Masse der kugeligen Atome unter allen Naturerscheinungen einzig und allein dem geradlinigen Lichtstrahl entspricht, dessen Geschwindigkeit von ungefähr 300,000 km. in der Sekunde bekanntlich auch den aller-

vergänglichsten Vorgang bildet, so sind natürlich seine unteilbaren materiellen Einheiten, die Lichtpunkte, mit den materiellen Kraftpunkten oder den bewegten Einheiten der Masse identisch. Alles ist Licht oder, wie auch schon Heraklit wieder sagte, „ewig lebendiges Feuer". Der seitherige Verlust dieser einfachen Wahrheit scheint nur darin seine Erklärung zu finden, dass bisher niemand mehr scharfsichtig genug war, um diese notwendigen, ganz undenkbar kleinen und mit einer gleich wenig vorstellbaren Geschwindigkeit fortstrahlenden Punkte genau einsehen und auffassen zu können, was insofern entschuldbar sein mag, als schon eine Flintenkugel mit einer um eine halbe Million mal geringeren Geschwindigkeit in nächster Nähe uns unbemerkt vor den Augen vorbeifliegt, die Grösse des Lichtpunktes aber sicher weniger als einen Billionstel Millimeter beträgt.

Für die richtige Vorstellung der Dinge ist die genaue Kenntnis der Grösse des Lichtpunktes belanglos, da die Veränderung der Grösse einer beliebig geformten Masseneinheit weder die Vorstellung, noch das Verhältnis ihrer Zusammenstellungen ändert, insofern diese Zusammenstellungen in gleicher Weise geschehen.

Nachdem diese Ueberlegungen die helle Lichtstrahlung des Radiums ihrem wahren Verständnis wiederum um einen Schritt näher gerückt und uns damit gleichzeitig den zwar selbstverständlichen, aber in der experimentellen, induktiven Wissenschaft viel zu wenig oder gar nicht berücksichtigten Unterschied zwischen Wirklichkeit und Schein oder Wesentlichem und Unwesentlichem, oder auch Tatsächlichem und Tatsachen voll bewusst gemacht haben, lenkt der Verfasser nunmehr die Aufmerksamkeit von der vom letzten Wahne des Scheins befreiten unveränderlichen Wahrheit oder immerwährenden Masse ganz auf ihren veränderlichen Schein, d. h. auf die Verschiedenheit ihrer Verhältnisse, Gestaltung, Massierung, oder Aggregation, da zum Verständnis der speziellen Verschiedenheiten der Radiumstrahlung natürlich vorerst das noch immer fehlende Verständnis der elementaren, allgemeinsten oder Hauptverschiedenheiten der kollektiven Einheit der Punktmasse vorhanden sein muss.

Beim vielgestaltigen Schein, d. h. also bei der Gesamtheit des Zeitlichen im Gegensatz zum Ewigen, sind fünf Elemente oder Hauptgruppen zu unterscheiden, entsprechend den fünf Sinnen, welch letztere als die notwendigen Wirkungen jener fünf Hauptverschiedenheiten auf die organisierbare Masse der sogen. Lebewesen zu betrachten sind. Diese komplexen Gebilde unterscheiden sich von den nicht organisierten Dingen lediglich durch eine weiter gehende Differenzierung oder Zusammengesetztheit, die wesentlich durch die Vereinigung eines Teils oder aller fünf Aggregatformen zu einer ge-

meinsamen Wesenheit charakterisiert wird. Die fünf Hauptzustände sind:

1. Der die Farben umfassende Lichtzustand,
2. der Schallzustand mit den Tönen,
3. der luftförmige mit dem dampfartigen Zustand,
4. der flüssige und
5. der feste Zustand.

Diese Einteilung des allgemeinen Naturkampfes oder der Gesamtheit seiner Möglichkeiten weicht von der Einteilung der Alten insofern ab, als diese mit den vier bekannten, erst von Lavoisier beseitigten Elementen: Feuer, Luft, Wasser und Erde, die Welt der Dinge einer Vierteilung unterwarfen. Diese Einteilung der Gesamtaggregation verrät, dass ihnen der notwendige Zusammenhang der hauptsächlichsten Naturverschiedenheiten mit den Sinnen, diesen notwendigen Gegenwirkungen jener primären Wirklichkeiten, offenbar entgangen war und dann vielleicht gerade ihretwegen auch später verborgen blieb, eine Gefahr, die allein schon den gewaltigen Vorteil der neuen Einteilung deutlich hervortreten lässt.

Die Gesamtheit der fünf Elemente oder Aggregatzustände zerfällt in zwei gleiche Hälften, in die massenarme und in die massenreiche, oder in die schwache und die starke. Hierbei zerfällt selbstverständlich auch der mittlere und dritte Hauptzustand ebenfalls in zwei Hälften, derart, dass die massenärmere in die Ordnung der massenarmen, die massenreichere dagegen in die der massenreichen Zustände zu liegen kommt. Da die erstere Hälfte die Gase, die letztere die Dämpfe umfasst und beide Begriffe bekanntlich in den sogen. kritischen Punkten zusammenfallen, so bilden infolgedessen diese Punkte auch die Grenzscheide zwischen den beiden Hauptordnungen der Gesamtverdichtung oder der Totalität aller elementaren Formen. Die Ordnung der schwachen Zustände wird auch als die der relativ ruhigen oder körperlichen Dinge unterschieden, weil die die Dinge in relative Ruhe zusammendrängende Wirkung der sogen. Schwerkraft erst bei den kritischen Punkten anfängt. Die körperlichen Dinge stellen die sogen. kinetischen Formen der Energie dar.

Der grosse wissenschaftliche Wert dieser nach einfachsten Prinzipien vorgenommenen Systematik der ganzen Bedingtheit des Unbedingten zeigt sich besonders auch darin, dass sich dabei die fünf Elemente, bezw. die fünf Sinne notwendig und folgerichtig auf unsere einfachsten Vorstellungen oder auf die elementarsten Unterscheidungen unseres Verstandes, nämlich die drei Doppelmasse oder Dimensionen des Raumes zurückführen lassen. Dadurch erlangen wir die heute sonst kaum geahnte Gewissheit, das nirgends ein Wesen mit mehr als fünf Sinnen möglich ist. Der betreffende Be-

weis geschieht auf Grund der unmittelbar ersichtlichen Tatsache, dass alle körperlichen Dinge den Raum völlig, d. h. in allen drei Dimensionen durchwirken oder abschliessen, was bei den geistigen Dingen sowohl notwendigerweise, als ersichtlichermassen nicht der Fall ist. So erfüllt z. B. der Zustand völliger Entstauung, das weisse Licht, den Raum nur in einer Dimension, so dass sich die natürliche Anhäufung von hier an in der Art ändern muss, dass ein allmählicher Uebergang von diesem einfachsten monodimensionalen oder geradlinig linearen Doppelvorgang zu den bidimensionalen, doppelten oder ebenflächigen Doppelvorgängen und den tridimensionalen dreifachen oder krummflächigen Streitfällen stattfindet, bis sich bei diesen, welcher Art sie auch seien, der Raumabschluss schliesslich mit der Erreichung des kritischen Punktes vollzieht. Von da an kann es sich bei den drei körperlichen Formen des Dampfförmigen, Flüssigen und Festen nur noch um Ausfüllung und Zusammenziehung der individuellen Gesamtwirkung handeln, aber nicht mehr um Vermehrung ihrer Dimeusionalität. Diese Veränderung erstreckt sich ausschliesslich auf die geistigen Zustände, wo sie offenbar deren wesentliche Verschiedenheiteu bediugt, so dass die Farben demnach als lineare Wirkungen, die Töne als ebenflächige und die Gase als krummflächige, aber immerhin noch offene Wirkungen anzusehen wäreu. Die Ausfüllung der drei körperlichen Verschiedenheiten geschieht natürlich in der Art, dass beim ersten, beim dreifach gestalteten kritischen Zustand beginnenden, die hier selbstverständlich ebenfalls dreifach geformten Zwischenräume allmählich zu zweifach geformten ausgefüllt werden, währeud beim zweiteu diese weiter in einfache zurückgehen und beim dritten, dichtesten, schliesslich auch die einfach geformten beim vollständig aufgefüllten, verebneten, ausgeglichenen Zustand verschwinden.

Alle diese Zustände sind Stauuugs- bezw. Entstauungsergebnisse des hin und her wogenden Kampfes, und bei völliger Auflösung immer auf ihren Hauptfluss und Gegenfluss oder auf ihre Hauptdimension zurückführbar, auf die Hauptaxe, deren Enden die beiden Hauptpole des betreffenden Dinges sind.

Diese Ansicht stimmt ungefähr mit der aus der induktiven Forschung hervorgegangenen Jonen- und Elektronentheorie überein, ist aber insofern viel tiefer und klarer als jeue, weil sie die beiden, nach beiden Seiten gehenden, geistigen Ausflüsse nicht wie jene als unbestimmte letzte Urteilchen auffasst, sondern als die bei jeder Körperwirkung wieder anderen, notwendigen Aussenwirkungen oder Aeusserungen ihres eigenen oder inneren Stoffwechsels.

Diese Lehren sind für das Verständnis der Radioaktivität in dem Sinne, wie sie von der Wissenschaft bisher allein aufgefasst wird, nämlich im Sinne von körperlicher Aussenwirkung oder von

Körperstrahlung, von allergrösster Bedeutung. Denn abgesehen davon, dass sie zum ersten Mal den Begriff des Körperlichen, der bis jetzt ganz unklar war, leicht fasslich machen, klären sie uns auf Grund der Erkenntnis jener wesentlichen Formverschiedenheiten der strahlenden Zustände durch den Nachweis ihres notwendigen Zusammenhangs mit den körperlichen Zuständen auch über deren wesentliche Formverschiedenheit auf. Dabei ist die Art der Beweisführung wiederum höchst einfach. Sie geht von der sicheren Tatsache aus, dass der Raumabschluss jeder besonderen Kampfverwickelung oder der Anfang jeder beliebigen Körperlichkeit genau in die Mitte der ganzen Aggregation, bezw. Desaggregation fällt, dass also alle kritischen Zustände, wie immer sie auch gestaltet sein mögen, den von ihnen beherrschten Raum „eigentlich" nur zur Hälfte anfüllen, die andere dagegen leer lassen, woraus sich dann unmittelbar folgert, dass die tatsächlich vorhandene Wirkung jederzeit in den im eigenen Machtbereich liegenden leeren Raum und von da in den leeren Aussenraum aus-, bezw. eintreten kann, oder mit anderen Worten, dass zwischen der Innen- und Aussenwirkung der kritischen Dampfformen, als den wahren Anfängen alles Körperlichen, keinerlei Massen- und Formunterschied besteht, sondern völlige Gleichheit oder Kontinuität. Dieser günstigste Fall für den Stoffwechsel körperlicher Formen ändert sich aber, sobald die Anhäufung der wirklichen Einheiten die Hälfte des davon beherrschten Raumes übersteigt, und zwar notwendig derart, dass seine Masse im gleichen Masse abnimmt, wie die des Körpers wächst, so dass sie bei der grössten Körperdichte am kleinsten wird. Dieser Fall betrifft den „vollständig" kugeligen Zustand. Ein solcher besitzt die grösste Dichte, weil seine Oberfläche im Verhältnis zum Inhalt am kleinsten ist und somit die geringste Zahl von Auswechselungsstellen für dessen konstitutive Einheiten bietet, während anderseits die völlige Gleichförmigkeit der Kugeloberfläche und ihr Zusammenfallen mit dem Umfang des von der Kugelwirkung beanspruchten Raumes keinerlei Anlass zu einer nachträglichen gegenseitigen Störung der austretenden Massen gibt, sie demnach notwendig in ihrer ursprünglichen, nämlich der einförmigsten monomensionalen Form einzelner Lichtstrahlen entlässt. Nur bei Unterbrechung der Einförmigkeit der Oberfläche, bei Einsenkungen, ist ein örtliches Zusammenströmen der „ursprünglich" aus den um ihre Axen drehbaren Wirkungen ausstrahlenden Punkte in dem davon durchwirkten Raum, dem eigentlichen Formraum, oder dessen unmittelbarer Umgebung denkbar. Der dichteste Körper besitzt demnach unstreitig einen Stoffwechsel geistigster Form; er strahlt notwendig im hellsten Lichte, während seine körperlichen Antipoden, alle kritischen Dämpfe, als die undichtesten Körper wegen der Gleichartigkeit ihrer Aussenwirkung

und ihrer relativ bewegungslosen Innenwirkung, den Gesichtssinn natürlich nicht im mindesten zu erregen vermögen, vorausgesetzt, dass sie nicht etwa durch nachträgliche Auflösung oder Entstauung leuchtend werden. Daraus erhellt, dass die Veränderung der strahlenden Aussenwirkungen alles Körperlichen während des Fortgangs der ganzen elementaren Aggregation von deren Mitte an durch die drei körperlichen Stadien des Dampfförmigen, Flüssigen und Festen hindurch, genau gleich verläuft, wie der Rücklauf oder die Auflösung der allgemeinen Verdichtung, die Entdichtung oder Desaggregation, von jener Mitte an durch die drei geistigen Zustände des Gasförmigen, Schallförmigen und Lichten bis zu dessen ursprünglichster Form zurück. Demnach kann nicht der leiseste Zweifel darüber obwalten, dass allen Dämpfen luftförmige, allen Flüssigkeiten schallförmige und allem Festen farbige Urstrahlung zukommt. Diese Notwendigkeit nennt der Verfasser das Strahlungsgesetz. Es bildet die unentbehrliche Grundlage für das wahre Verständnis jeder beliebigen Körperstrahlung, ohne die jeder Erklärungsversuch einer solchen, besonders aber einer so komplexen wie der des Radiums, notwendig auf ein müssiges und unbrauchbares Hirngespinst hinausläuft.

In seiner Anwendung auf die verschiedenen Wirkungen des Radiums sagt es uns vor allem, dass seine verhältnismässig helle Lichtwirkung nur das Resultat einer verhältnismässig grossen, d. h. die mittlere, etwa dem Atomgewicht 180 entsprechende Dichte jedenfalls noch erheblich übersteigenden Dichte sein könne, da nach dem Strahlungsgesetz der ersten, weniger dichten Hälfte des festen Aggregatzustandes notwendig die zweite dunklere Hälfte aller Lichtwirkungen als Strahlung entspricht, so dass die Dunkelheit der Lichtstrahlung erst in der Hälfte der ganzen Veränderlichkeit des Dichtebegriffs in seiner Anwendung aufs Feste aufhört und erst von da an ihre Helligkeit sich allmählich bemerkbar machen kann. Mit dieser Folgerung stimmt die allbekannte Erfahrung, dass man in dunkler Nacht nichts sieht. Alle ursprünglich an der Oberfläche der Erde entstandenen Dinge besitzen ein geringes spezifisches Gewicht und können deshalb unter gewöhnlichen Umständen nicht leuchten; die zum Teil leuchtenden Lebewesen kommen hier wegen der hier obwaltenden komplizierten Verhältnisse nicht in Betracht. Die helle Lichtstrahlung wird also von vornherein erst bei einer über der Stauungsmitte des festen Zustandes liegenden Verdichtung seiner unzähligen Verwicklungen auftreten, wobei noch zu beachten ist, dass sie nicht nur von einer gleichmässig durch die ganze Wirkung verbreiteten Verdichtung, sondern auch von einer darin nur örtlich herbeigeführten herrühren kann. Da das Lichterwerden nur nach und nach geschieht, wird es sich zuerst durch blosse Fluoreszenz-

erscheinungen bemerkbar machen, und da diese Eigenschaft vorzugsweise dem Uran mit dem Atomgewicht 240 zukommt, so ist demnach das Atomgewicht des Radiums aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nähe dieser Zahl zu suchen. Dafür spricht neben seiner grossen Lichtschwäche auch die Zusammengesetztheit seiner Strahlung. Aus ihr folgt allein schon mit Sicherheit, dass seine Dichte vom eigentlichen Dichtemaximum noch sehr weit entfernt sein müsse. Dieser Wert ist eins mit dem spezifischen Atomgewicht der chemischen Einheit, dem Wasserstoff mit dem Atomgewicht 1,000 und dem spezifischen Atomgewicht 360. Dazu stimmen denn auch die Ergebnisse der Experimentalforschung, indem das Atomgewicht des Radiums von Frau Curie zu 225 und von Runge und Precht durch Berechnung aus dessen Spektrum zu 258 bestimmt wurde.

Was zweitens die Wärmestrahlung des Radiums und seine elektrische, die Radiographie ermöglichende Wirkung anbelangt, so hängen auch diese beiden Strahlenarten ausschliesslich von seiner Oberflächengestaltung ab. Sie haben deshalb ebenso wenig wie die helle Lichtwirkung etwas mit seiner Zerstörung oder Verwandlung zu schaffen, wie jetzt irrigerweise noch allgemein angenommen wird. Die Ursache der Verschiedenheit der beiden dunklen Strahlungen einerseits und der hellen Wirkung andererseits beruht lediglich auf entsprechenden Formunterschieden des Radiums selbst. Während die letztere Wirkung das Erzeugnis der Auswärtswölbungen der Radiumform ist, gehen jene aus den Einwärtswölbungen hervor. Und zwar müssen diese Einsenkungen notwendig von einfacher Beschaffenheit, also mehr schacht- als talartig sein, da die Wärmewirkung der elektrischen, — wie es die bekannten Wirkungen der beiden dunklen Enden des Sonnenspektrums lehren — noch zu der einfach beschaffenen Kategorie der Lichtwirkungen gehört, wenn sie auch wie jene in ihren unsichtbaren Teil fällt, — und einfache Wirkungen selbstverständlich auch einfache Ursachen voraussetzen.

Die sogen. Emanation ist dagegen offenbar das Werk einer komplizierten Konfiguration, da ihre Form wohl zweiffellos den an oder über der Grenze zwischen den zweifach und dreifach gestalteten geistigen Formen liegenden Formen angehört und immer und überall der Grundsatz gilt, dass einfache Einbuchtungen einfache, doppelte zweifache oder bandartige und dreifache dreifach gestaltete Wirkungen bewirken, wie andererseits diese Wirkungen auch wieder ihrerseits unter Umständen Veranlassung zu Bildung entsprechender körperlicher Bildungen geben müssen. Letztere Folgerung ist besonders für die Physiologie, bezw. Anatomie wichtig, wo sie tatsächlich bei den zwiefachen, im Schnitt einem einfach gefiederten Blatt vergleichbaren Einsenkungen der Geschmacksorgane verwirklicht erscheint, denen die Aufgabe zufällt, die zwiefach geformten Strah-

lungen der flüssigen Geschmackserreger aufzunehmen und durch die Geschmacksnerven dem Bewusstsein zu übermitteln.

Diese Erklärung der drei, bezw. vier direkten Hauptstrahlungen des Radiums aus ebenso vielen Verschiedenheiten seiner eigentlichen Gestalt, steht mit seiner Unveränderlichkeit unter normalen Umständen im vollen Einklang und unterscheidet sich schon dadurch aufs vorteilhafteste von der von Ramsay, Soddy und Ostwald verkündeten Explosionstheorie, welche, abgesehen von ihrer Unverträglichkeit mit der relativen Unveränderlichkeit des Radiums, auch schon wegen ihrer inneren Widersprüche für jedermann, die berühmten Verkünder selbst nicht ausgenommen, ganz unverständlich ist. Diese unterlassen es denn auch, die angebliche freiwillige und partielle, d. h. atomweise Explosion der Radiummasse näher zu begründen oder wenigstens durch den Hinweis auf einen bekannten analogen Vorgang wahrscheinlich zu machen. Jeder derartige Versuch liesse sofort die Grundlosigkeit ihrer Annahme zum Vorschein kommen. Andererseits musste ihnen naturgemäss auch der Grund ihres Irrtums unbekannt sein. Dieser besteht offenbar in ihrer mangelhaften Kenntnis der Einheit, d. h. der Begriffe Materie und Energie in ihrer Beziehung zu ihr, weil jede Unklarheit darüber notwendig auch zu einer Verwechselung des ewig Unveränderlichen mit seinem letzten veränderlichen Hauptzustand, dem körperlichen Festen, führen und dann notwendig auch dazu verleiten muss, auch da eine Veränderung zu postulieren, wo keine mehr möglich und also auch für eine, die unbedingte Wahrheit wissende Wissenschaft nicht mehr denkbar ist.

Mit der richtigen Erklärung der Radiumstrahlung als zuständiger Strahlung eines bestimmten körperlichen Zustandes wird die Wissenschaft eo ipso von der Irrlehre der Lebensalter der sogen. radioaktiven Elemente befreit, welche sich — nicht eben zum Ruhme der heutigen Wissenschaft -- schon überall in der Litteratur über Radioaktivität breit macht. Die Existenz jener Elemente wird somit wieder zu einer unberechenbaren, d. h. lediglich von den veränderlichen äusseren Umständen abhängigen, so wie es dem gesunden Menschenverstand ohne weiteres einleuchtet, und der Begriff der Lebensalter bleibt damit wieder auf die nicht reversiblen Ver-, bezw. Entwickelungsformen der Natur beschränkt, auf die aus den verschiedenen Naturzuständen zusammengesetzten sog. organisierten Erscheinungen der eigentlichen Lebewesen mit relativ unabhängiger und veränderlicher Existenz.

Wie unzutreffend die Erklärung der Radiumstrahlen als Zersetzungsprodukte ist, lehrt auch ihr Vergleich mit der gewöhnlichen Körperfarbe, die doch sicherlich niemandem einfiele für ein Explosionsprodukt zu halten. Jedermann sieht darin vielmehr eine selbstver-

ständliche Aussenwirkung der betreffenden Körper. Da sie aber erst bei der Belichtung zum Vorschein kommt, gehört sie nicht zu den primären Wirkungen wie jene Radiumprodukte, sondern ist eine sekundäre, erst beim Zusammenwirken der verschiedenen dunkeln Lichtemanationen fester Körper von geringer Dichte und dem von aussen hinzukommenden hellen Licht entstehende Entstauung jener verschiedenen Dunkelheiten. Von den Stoffwechselprodukten des Radiums ist ihr deshalb noch eher das Helium unmittelbar zur Seite zu stellen. Aber während die Körperfarbe ein sekundäres Auflösungsprodukt darstellt, ist das Helium als das nachträgliche Verdichtungsprodukt der Emanation, als einer seiner primären Strahlungen, aufzufassen. Und zwar ist hier die Verdichtung lediglich den bei den betreffenden Versuchen vorhandenen Umständen zuzuscheiben, nämlich dem umständigen Glase, welches wie eine Mauer der freiwilligen Auflösung der beständig innerhalb des gläsernen Gefängnisses entstehenden Emanation im Wege steht und so die nachkommenden Wirkungen zwingt, sich mit der zurückgehaltenen zu vereinigen, bezw. sie zu verdichten und dann bei einer gewissen Stauungsgrenze ihre Verwandlung in Helium zu bewirken.

Dieses Zurückgehaltenwerden einer geistigen Wirkung durch eine körperliche ist einerseits vom eigenen Stauungsgrad abhängig und andererseits von der Masse des entgegenwirkenden festen Körpers. Massenarme Geister*) kommen vermöge ihrer geringen Masse und raschen Bewegung leichter durch körperliche Widerstände. So gehen Farben noch leicht, Töne schon schwieriger und Gase schon gar nicht mehr durch die verhältnismässig undichte Dichte des festen Glases hindurch, und andererseits sind dichtere Zustände wie Metalle, schon undurchsichtig, also lichtundurchlässig. Die entstautesten, nach der heutigen noch einseitig materialistischen Anschauungsweise den gespanntesten Zuständen entsprechenden Geister, haben relativ zu ihrer Masse die grösste, die gestautesten, den heutigen entspanntesten kinetischen Formen der Energie entsprechenden lebendigen Kräfte die relativ geringste Durchschlagskraft.

So erklärt sich an Handen der einmal richtig erkannten und definierten Wahrheit alles wie von selbst; doch wird dabei sehr oft die betreffende Erklärung unserer auf Unwissenheit der Warhrheit beruhenden Wissenschaft auf den Kopf gestellt. Zerstörung wird dann zur Erhaltung, Spannung zu Entspannung, Fesselung zu Befreiung, Zwang zu Freiheit, grösste Undichte zu grösster Dichte usw., was insofern selbstverständlich ist, als sich ja auch die beiden Standpunkte der heutigen, auf Induktion und Experiment oder auf dem Schein der Dinge fussenden, und der vorliegenden, auf gewisser

*) D. h. geistige Wirkungen, wie „Körper“ = körperliche Wirkungen.

Wahrheit beruhenden, rein deduktiven Wissenschaft diametral gegenüber stehen. Vom Standpunkt der verstandenen Wahrheit oder der wahren Weisheit sieht alles anders aus, als vom Standpunkt der unverstandenen Wahrheit, des Irrtums oder Unverstandes. Der erstere lässt uns die Tatsachen nehmen wie sie sind; er lässt das Objekt in der Vorstellung unverändert, weil es sich darin ebenso folgerichtig und notwendig aufbaut, wie in seiner reinen Gegenständlichkeit; der letztere aber ist geneigt, ihnen Zwang anzutun, um sich über seine Unfähigkeit wahrer Erkenntnis hinwegzutäuschen. Denn letztere ist nur vom Standpunkt der Wahrheit möglich; sie bedeutet völlige Uebereinstimmung von gedanklicher und gegenständlicher Vorstellung, vollendete Kongruenz des geistigen Bildes mit der Sache selbst.

Das sichere Bewusstsein, die völlige Gewissheit oder wahre Wissenschaft der unbedingten Wahrheit bietet den unermesslichen Vorteil, dass sich alle wissenschaftlichen Prinzipien als einfachste Bedingungen der Wahrheit und somit als das ihr Zunächstliegende viel leichter und sicherer daraus ableiten lassen, als auf dem Wege der heutigen Wissenschaft, welche mit einem ihrer Vertreter, Henri Poincaré, das Experiment für die einzige Quelle der Wahrheit hält, während das Experiment tatsächlich nur ein Führer der im Finstern herumtastenden Induktion ist, ein notdürftiger Ersatz für die dem Verstande noch fehlende Gewissheit. Das Experiment nimmt bloss die Stelle des Bürgen für einen zweifelhaften Debitor ein und zwar ohne dabei seine eigene Sicherheit unbedingt zu gewährleisten. Es wird demnach überflüssig, sobald der Debitor von anerkannter Solidität ist, d. h. da wo der Erklärer einer Sache auf dem Boden der unbedingten Wahrheit steht.

Da meine Schrift über die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums ihre Erklärungen zum ersten Mal aus ihrem klaren Born schöpft, kann sie wohl mit Recht den Anspruch erheben, diese Sache zuerst wahrheitsgemäss erklärt zu haben. Damit bedeutet sie aber gleichzeitig die denkbar grösste Vertiefung unserer wissenschaftlichen Grundanschauungen und wird somit sowohl vom höchsten wissenschaftlichen, als praktischen Interesse. Denn die Erfahrung hat stets gezeigt, dass je tiefer eine Erkenntnis dringt, ihre Folgen von umso grösserem und nachhaltigerem praktischem Vorteil werden, mag die betreffende Erkenntnis auch anfänglich noch so unpraktisch scheinen und dem ersten Erkenner und Bekenner selbst zuerst nur Verkennung und Nachteil eintragen.

Schon der Nachweis, dass die Ableitung der wissenschaftlichen Prinzipien viel richtiger und leichter auf dem Weg der Deduktion möglich ist, als auf dem der induktiven Experimentalforschung, dürfte für die Wissenschaft bald die schönsten Früchte zeitigen.

Denn auf die grossen Prinzipien kommt es zuletzt überall an. Sie sind auch auf dem Gebiet der Wissenschaft der Kompass, der uns allein durch das Labyrinth ihrer unendlich zahlreichen Verhältnisse zu führen und die Dinge in ihrem eigentlichsten Wesen erkennen zu lassen vermag. Sind doch die meisten davon viel zu verwickelt, als dass es der Experimentierkunst jemals gelingen dürfte, sie vollkommen oder lückenlos bis auf ihre Hauptaxe, die einfache Lichtwirkung oder das Licht der Wahrheit, abzuwickeln oder zu entstauen. Eine solche Arbeit ist für die Analyse allein zu gross; die Synthese muss ihr dabei mit ihren Prinzipien, den grossen Naturgesetzen auf halbem Wege entgegenkommen. Andererseits darf aber auch die Synthese von der Analyse erwarten, sie hier zu treffen, da es ebenso wohl die Kraft unseres schwachen Verstandes überstiege, alles von vornherein bis zum letzten abzuleiten, vorauszusehen oder zu synthetisieren, als alles bis aufs letzte abzubauen.

Das Heil der Wissenschaft liegt also darin, dass sie die deduktive und induktive Forschung gleichmässig von deren bezüglichen Ausgangspunkten, der bewussten selbstverständlichen Wahrheit und dem ersten oberflächlichen Schein der Dinge, aus vorgehen lässt. Jede von beiden Methoden hat für die Erkenntnis die gleiche Berechtigung, jede ist gleich notwendig. Beide sind auf einander angewiesen wie zwei untrennbare Bundesgenossinnen, von denen weder die eine, noch die andere ohne die andere ans Ziel gelangen kann. Gehen sie aber gemeinsam vor, so vermögen sie den Feind der Nichterkenntnis stets in der Mitte, ihren beiderseitigen kritischen Punkten, zu überwältigen. So oft hier beide zum gleichen Resultat gelangen, so oft hier die aufgebauten Spekulationen mit den abgebauten Erfahrungstatsachen übereinstimmen, wird stets der Beweis erbracht sein, dass das wahre Wesen eines Dinges richtig erkannt ist. Auf dem Aequator von Wahrheit und Schein liegt also das eigentliche Kriterium wahrer Erkenntnis. Er ist der goldene Mittelweg des gesunden Menschenverstandes und die via triumphalis, auf der Metaphysik und Physik, als gemeinsame und gleichberechtigte Sieger über die Nichterkenntnis einherziehen und dabei die okkultesten Dinge entblösst von aller Ungewissheit und gefesselt mit sich führen werden.

Dr. J. H. Ziegler.

Mystische Maurerei.

(Kapitel IX. Symbolik.)

Ein Mensch, der neben einem sich horizontal drehenden Rade steht, kann als Symbol dafür genommen werden, dass jedes Gefäss aus Ton gemacht ist, zur Ehre oder Unehre. Jedes Detail des Ornamentes oder der Form mag eine Legende, eine Allegorie oder eine Parabel enthalten oder einen Nutzen anzeigen; aber der Töpfer an seinem Rade würde ein universelles und allumfassendes Symbol sein, ein bildlicher Ausdruck des schöpferischen Gedankens im Menschen. Die chinesische Schriftsprache ist nichts anderes als symbolische Schrift, jeder ihrer verschiedenen tausend Buchstaben ist ein Symbol. Dieser bildliche Ausdruck einer Idee oder eines Gedankens, diese Kunstsprache ist Symbolismus. Sind es Symbole bekannter Dinge und so verschiedenartig wie die menschliche Erfahrung, so ist die übertragene Kenntnis ein allgemeiner Wissensinhalt. Sind aber die Symbole wenige und einfache, entweder allgemeiner oder seltsamer Natur, wie ein Punkt, ein Kreis oder ein Viereck, oder ein Drachen, ein Mensch mit Hörnern, so sind die damit überlieferten Kenntnisse nicht für die Massen zugänglich, sondern allein für den, welcher den Schlüssel dazu besitzt. Nehmen wir folgende einfache Reihen von Symbolen an: ein Punkt, ein Kreis, ein Punkt in einem Kreise, der Kreis horizontal durchschnitten, die untere Hälfte wieder geteilt, die obere Hälfte geteilt, ein Kreuz in einem Kreise, das Kreuz allein (Tafel III, Fig. 13), und wir haben die Entwickelungsreihe, die von dem Punkt und dem Kreis ausgeht. Wenn sich nun ein Prozess in der Natur in derselben ordnungsgemässen Weise entwickeln sollte, dann würde eines aus der Serie der Symbole einen bestimmten Zustand in dem Prozess der Natur symbolisieren. Daher würde sich der Sinn der Symbole in demselben Grade erweitern, in dem unsere Kenntnis vom natürlichen Prozess zunimmt. Wenn die Natur sieben Ebenen hat und jede derselben siebenfach ist, so würde es Gruppen von Symbolen geben, die zu jeder Ebene gehören, und einen Schlüssel zu jeder Gruppe. Man nehme z. B. das Symbol: ein Kreis horizontal durchschnitten. Neben seiner philosophischen Bedeutung als das dritte in der Serie (Kreis, Punkt im Kreis,

Kreis horizontal durchschnitten) der Mutter Natur in der Unendlichkeit, stellt es ein universelles Gesetz der Proportion und das exakte mathematische Verhältnis des Kreisumfanges zu seinem Durchmesser dar, wie es in der ganzen Natur vorhanden ist; es ist ebenso auf den Kreis eines Nadelknopfes oder auf eine Sonne anzuwenden. Hier würden wir dann ein Symbol in der Mathematik oder Geometrie haben, welches Raum und Zeit mit Form und Proportion in gegenseitige Beziehung bringt. Ein solches Symbol würde jedoch, ausser für den Philosophen oder den Mathematiker wenig Sinn haben. Für den Letzteren würde das griechische π, oder die Gleichung 1:314159, oder den Kabalisten 113 : 335, sogleich das ursprüngliche Symbol und die ganze Serie zurückrufen. Wenn unser Mathematiker ausserdem die verschiedenen Verhältnisse der Vibration, welche zu den drei Entwickelungsebenen gehören und durch den Kreis, Punkt im Kreis und Kreis durchschnitten dargestellt werden, kennen würde, so würde er den Schlüssel zur okkulten Physik haben und Ergebnisse voraussehen, Wirkungen abmessen, Verwandlungen herbeiführen können, die weit über die gewöhnliche Ebene des groben Stoffes hinaus reichen.

Die einfache Formenreihe, welche ich als Beispiel gewählt habe, wird die ganze Wissenschaft des Symbolismus illustrieren.

Neben dieser Wissenschaft des Symbolismus gibt es eine archaische Kunstsprache, durch deren Anwendung der Sprache ein Doppelsinn gegeben wird, so dass die gewöhnlichste Sprachform dazu dienen kann eine tiefsinnig wissenschaftliche oder philosophische Bedeutung auszudrücken. Das lässt die Allegorie und Parabel entstehen, deren äussere Form dem Unwissenden ein ethische Lehre und dem Wissenden ein wissenschaftliches Prinzip ausdrücken kann. Die komplizierteste Form dieses Symbolismus und der Kunstsprache, die der Jetztzeit bekannt ist, ist wahrscheinlich die jüdische Kabalah, aus welcher die meisten Glyphen der Maurerei abgeleitet sind. Die Aufgabe dieser Arbeit ist nicht alle Symbole zu erklären, denn das würde einen ganzen Band über Symbolismus fordern und würde, wenn er geschrieben wäre, ausser für die Neugierigen nur wenig Wert haben.

Das dem Maurer vertrauteste Symbol ist wohl Winkelmass und Zirkel, das in jeder Loge gefunden und als brüderliches Erkennungszeichen gebraucht wird. Es wird uns in der Loge erzählt, dass das Winkelmass ein Instrument sei, mit welchem der praktische Maurer misst und seine Arbeit richtet, wir aber als freie und anerkannte Maurer haben gelernt davon Gebrauch zu machen für den edleren und herrlicheren Zweck unsere Lebensführung nach der goldenen Regel, nach den Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit etc. auszumessen. So auch mit dem Zirkel. Seine praktische Anwen-

dung steht symbolisch für die höhere moralische Verpflichtung, unsere Wünsche zu beschränken und unsere Leidenschaften innerhalb der gehörigen Grenzen zu halten. Aber die Maurerei ist ein durch Symbole illustriertes Moralsystem, und noch etwas mehr und daher gibt es eine Wissenschaft und eine Philosophie, die im Symbolismus des Winkelmasses und Zirkels verborgen liegt. Das mag folgendermassen angedeutet sein. Das Winkelmass mit seinem einen rechten Winkel und seinem Massstab lässt sich auf Oberflächen anwenden, und befasst sich mit scheinbar festen Zuständen des Stoffes. Es bestimmt Festigkeit, Symmetrie und Proportion und das schliesst die Wissenschaften der Geometrie und Arithmetik ein. Der Zirkel mit dem beweglichen Schenkel in der Loge eingesetzt in einem Winkel von 60^0, bezieht sich auf Kreis und Kugel, auf Bewegungen und Drehungen. Im allgemeinen Sinne ist das Winkelmass ein Symbol des Stoffes und der Erde; der Zirkel des Geistes und des Himmels. In der Loge kreuzen Winkelmass und Zirkel einander und diese Tatsache soll ein Symbol des Fortschrittes vom Grad des eingetretenen Lehrlings zu dem des Meisters sein. Der Zirkel ist in einem Winkel von 60^0 eingestellt und stellt die Tätigkeiten des Geistes dar, und wenn er in einer gewissen Entfernung vom Winkel gekreuzt wird, bildet er ein gleichseitiges Dreieck; die drei Winkel und die drei Seiten gleich, stellt er nun vollkommenes Gleichgewicht, oder Proportion dar*). Tafel IV, Fig. 6.

„Für den Lehrling sind die Punkte des Zirkels unter dem Winkelmass. Für den Meister stehen beide darüber und haben die Herrschaft, Kontrolle und Regierung über das Symbol des Irdischen und Materiellen**).

Wenn der Leser nun sich auf das bezieht, was in einem vorhergehenden Kapitel über das Niedersteigen des Geistes in die Materie und die erste Dreiheit, welche durch ein Dreieck dargestellt wird, gesagt wurde, Stoff, Kraft und Geist (Gesetz), und im Menschen, — Manas, Buddhi und Atma, so wird er sehen, dass der Zirkel, diese ursprüngliche Dreiheit, verborgen unter dem Winkelmass des Stoffes, sehr treffend darstellen kann, bis es durch Fortschritt auftaucht und schliesslich in des Meisters Hand die Herrschaft über den Stoff erlangt. Im unwissenden Menschen (sündig) ist der Geist verborgen, und der Körper und seine Leidenschaften haben die Oberherrschaft. Das ist die Stufe des Neophiten oder eingetretenen Lehrlings. Im Gesellengrad sind die Symbole mit einander verwoben, und im Grad des Meisters ist der Stoff dem Geist unterworfen. Die Lehrstunden-Vorträge über die verschiedenen Grade

*) Radius des Kreises und Bogenweite gleich.

*) Morals and Dogma, p. 854.

erklären die Methode, durch welche der Zirkel (Geist) die Herrschaft über das Winkelmass (Körper und Leidenschaft) erlangen kann, durch die grössere Tätigkeit des Geistes, indem wir unsere Wünsche beschränken und unsere Leidenschaften in den gehörigen Grenzen halten: Das vollkommene Gleichgewicht des Geistes und des Stoffes wird durch den sechszackigen Stern symbolisiert*), welcher wieder nur eine andere Form des Winkelmasses und des Zirkels ist, von denen jeder nur eine Grundlinie hat, von der aus er ein Dreieck bilden kann. Man schliesse den Stern in einen Kreis ein, welcher die Unendlichkeit symbolisiert, und man stellt damit die Harmonie, das Einssein des herabsteigenden Geistes, des nun geläuterten Körpers mit der Gottheit oder der Ober-Seele symbolisch dar. Stellen wir in diesen so eingeschlossenen Stern das ägyptische Symbol des Lebens, ♀, so symbolisieren wir die Unsterblichkeit als das Ergebnis der Regeneration. Verwandelt man den Kreis in eine Schlange, so symbolisiert er nun die Weisheit, als die Krone oder das Resultat des Gleichgewichtes; und es ist auch eine doppelte Glyphe der Rückkehr des Stoffes zu seiner Quelle, dem Geist. Trennt man die Zunge und den Schwanz der Schlange durch einen von einem Kreis umschlossenen Thors-Hammer oder eine Svastica, so symbolisiert das die Regeneration durch die Ueberwindung der Sinne, genau wie es in der Loge unter der geistigen Bedeutung des Symbols vom Zirkel gelehrt wird.

„Freimaurerei ist die Unterjochung des Menschlichen, welches im Menschen lebt, durch das Göttliche; die Ueberwindung der Begierden und Leidenschaften, durch Moral und Vernunft; eine beständige Anstrengung, Kampf und Streit des Geistigen gegen das Materielle und Sinnliche. Dieser Sieg, wenn er endlich errungen und gesichert ist, und der Eroberer auf seinen Schild gestützt die wohlverdienten Lorbeeren ernten kann, ist das Wahre Heilige Reich.“

Die Maurerschürze aus Lammesfell symbolisiert Unschuld und Reinheit, die von dem Canditaten bei der wirklichen Einweihung**) geforderten Bedingungen. Die Form der Schürze ist die eines vollkommenen Quadrates überragt von einem Dreieck. Wir haben hier die Drei und Vier, die zusammen Sieben ergeben. — Das Dreieck repräsentiert den Geist, das Viereck den Stoff, das Dreieck stellt die dreifaltigen Attribute des Einen, das Viereck die vier Elemente dar. Als Geist betrachtet, stellt das Dreieck Hitze, Licht und Flamme dar oder wird dadurch symbolisiert.

Der eingetretene Lehrling beginnt seinen Lauf mit dem Dreieck über dem Viereck (der Geist ist noch nicht in die Materie niedergestiegen). Mit seiner Entwicklung findet der Abstieg statt,

*) Siehe Tafel IV, Fig. 6. — **) Siehe Tafel IV, Fig. 11.

und wir haben dann das Dreieck im Viereck, wie es vorher illustriert wurde; und endlich als Meister beginnt der Aufstieg des Vierecks in das Dreieck, was jeder Meister Maurer verstehen wird. Da die Maurerei eine „progressive Wissenschaft" ist, geht der Fortschritt des Neophiten mit der Entwicklung und dem Niedersteigen des Geistes in die Materie conform; und das wird in der Art illustriert, in welcher er gelehrt wird, seine Schürze in jedem Grad der Blauen Loge zu tragen. Der eingetretene Lehrling ist nicht nur ein „Holzhacker und Wasserschöpfer", sondern er ist ein Novize, der seine erste Instruktion bekommt, und das wird durch seine Schürze symbolisiert.

Die Tradition vom Wort des Meisters, von der Macht, welche dessen Besitz dem Meister verleiht, die Geschichte von seinem Verlust und dem Suchen nach seiner Wiederentdeckung, die Tradition des Unaussprechlichen Namens in Verbindung mit dem Verlorenen Wort, zeigen, dass dasselbe nicht ausgesprochen werden konnte oder sollte, ausser mit vermindertem Atem, oder wie die Hindu-Tradition erklärt, „mit der Hand vor dem Munde". Der Symbolismus der drei grösseren und drei kleineren Lichter und das Wortspiel, welches man an vielen Orten mit dem Worte Licht treibt in Verbindung mit dem Verlorenen Worte, alle diese Beziehungen und Gebräuche bilden einen zusammengesetzten Symbolismus, der in uns nach einem gemeinsamen Zentrum oder einer Glyphe zu wirkt, die in Verbindung mit dem Aufbau und der Wiederherstellung des Tempels den geheimen Symbolismus der Maurerei bildet und den ganzen Vorgang der Einweihung illustriert. Was Einweihung wirklich bedeutet, ist in einem vorhergehenden Artikel erläutert worden. Diese Symbole dienen, wenn sie korrekt ausgelegt werden, zwei Zwecken. Erstens: offenbaren sie eine vollkommene Philosophie der Erschaffung des Universums und des Menschen; entfalten alle Essenzen, Kräfte und Potenzen und ihre gegenseitigen Beziehungen und Verbindungen. Zweitens: sie offenbaren den Vorgang der Einweihung als synonym mit der ununterbrochenen Entwickelung des Menschen, die durch Erkenntnis und Plan in der Richtung des geringsten Widerstandes geleitet wird. Im dritten Grade personifiziert der Kandidat Hiram, der als identisch mit dem Christos der Griechen und mit dem Sonnengotte aller anderen Nationen bezeichnet wurde. Die Ueberlegenheit der Maurerei in diesem Punkte über alle exoterischen Religionen besteht in Folgendem: Alle diese Religionen nehmen das Symbol statt des Dinges, welches symbolisiert wird. Christus war ursprünglich w i e der Vater. Jetzt hat man ihn m i t dem Vater identifiziert*).

*) Hier liegt die wahre Bedeutung von Abiff, meines Vaters oder von meinem Vater. „Hiram = Christos, und Abiff = „eins mit dem Vater", d. h. „of" oder „from" (von) ihm.

Indem man Jesus vergöttlichte, wurde die gesamte Menschheit des Christos als einer ewigen Kraft in jeder menschlichen Seele, eines latenten Christus in jedem Menschen beraubt. Indem sie so einen Menschen vergöttlichten, haben sie die ganze Menschheit verwaist! Andererseits hat die Maurerei, indem sie jeden Kandidaten Hiram personifizieren liess, die ursprüngliche Lehre bewahrt, die eine universelle Glyphe ist. Wenige Kandidaten nur mögen wissen, dass Hiram, den sie dargestellt und personifiziert haben, ideell und genau dasselbe wie Christus ist. Das ist jedoch zweifellos der Fall. Diese alte Philosophie zeigt, was Christus als Glyphe bedeutet und wie der Christuszustand aus der wirklichen Einweihung resultiert, oder aus der Entwickelung des Menschlichen in das Göttliche. So ist der Regeneration ein Sinn gegeben, der zugleich verständlich und annehmbar ist, sowohl philosophisch als wissenschaftlich, und gleichzeitig ideal und praktisch. Im Tetragrammaton oder vierbuchstabigen Namen der Gottheit fanden die Anhänger des Pythagoras eine Glyphe, durch welche sie zu gleicher Zeit ihre Philosophie ausdrückten und verbargen, und es ist das Hebräische IHVH, oder „Jod, hé, vau, hè", welches mit der pythagoräischen Kunstsprache in die Maurerei eingeführt wurde. Der fromme Hebräer setzte, wenn er den heiligen Text las und zu dem vierteiligen IHVH kam, das Wort Adonai (Herr) an die Stelle, und wenn das Wort mit den vier Punkten Alhim geschrieben war, nannte er es Elohom. Diese Sitte ist in der Maurerei erhalten, indem man dem Kandidaten ein Substitut für das Wort des Meisters gibt. Der hebräische Viersilber „Yod, hé, vau, hé" wird hervorgebracht, indem man das „hé" wiederholt. Das Wurzelwort ist ein Dreiklang und der Vierklang ist eine Verschleierung. Das Heilige Wort wird in den Mysterien als ein Zwei-, ein Drei- und ein Vierklang gefunden, wie wir bei den Hindus das Om und Aum haben, welches auch verschiedene Arten der Aussprache des Heiligen Namens zeigt. Die pythagoräische Tetraktys wird durch Zahlen dargestellt, 1,2,3,4 = 10, und durch Punkte oder „Yods" in Form eines Dreiecks*), das wird die kleinere Tetraktys genannt, während ein Dreieck, das aus acht Reihen in derselben Form zusammengesetzt ist und 36 „Yods" oder Punkte enthält, die grosse Tetraktys genannt wird. Das korrespondiert mit den drei kleinen Lichtern und drei grossen Lichtern der blauen Loge, obwohl die warnenden Erläuterungen in der Loge zum mindesten unvollständig sind. In der pythagoräischen Philosophie werden die kleinen und grossen Tetraktys durch gleichseitige Dreiecke dargestellt, und die Punkte bilden jedesmal die Schenkel einer Serie von kleineren Dreiecken. In den kleinen Tetraktys sind diese Dreiecke zusammen

*) Siehe Tafel III, Fig. 4. Tafel III, Fig. 7.

neun oder drei mal drei. In der grossen zählen sie neunundvierzig oder sieben mal sieben und in jedem Falle laufen die Serien von der Spitze bis zur Basis, 1, 3, 5 für die kleineren, und 1, 3, 5, 7, 9, 11, 13 für die grossen Tetraktys, oder durch eine Serie ungerader Zahlen, während die Punkte, ehe die Dreiecke geformt werden, in der Reihenfolge laufen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8. So werden diese Symbole als gerade und ungerade gebraucht um eine symbolische Bedeutung zu tragen und die Lehre von der Ausstrahlung zu illustrieren..

Im Pythagoräischen System ist der Geist überall als der Universelle dargestellt. „Alle Vielheit muss notwendig von dem einen ausgehen“ und dieses Eine ist Geist. Alle Ausstrahlungen und Unterabteilungen müssen daher durch absolute Geometrie (vollkommene Form) und absolute Mathematik (vollkommene Zahlen und Bewegungen) mit dem Einen verwandt sein.

Im 47ten Problem, das in der alten Philosophie so berühmt (siehe Tafel IV, Fig. 10) und weit älter noch als Pythagoras und Euclid ist, haben wir eine vollkommene Proportion zwischen Zahl und Formen; zwischen Geist und Stoff; zwischen Allgemeinem und Individuellem; und das ist ein beständiges Symbol in Maurerischen Logen.

Im Pythagoräischen Dreieck oder Tetrad (siehe Tafel III, Fig. 4) wird dieselbe Philosophie symbolisiert.

Proposition.

„Teile eine reguläre Figur so, dass die Unterabteilungen dieselbe Form wie die Figur haben und 16 an der Zahl sind und 4 der Unterabteilungen jede Seite der Figur begrenzen: 16 ist das Quadrat von 4, oder die Tetraktys. Die Dreieck-Serie ist von ungeraden Zahlen, die Viereck-Serie von geraden. Die Zehn „Yods“ nehmen alle die aufrechten dreieckigen Teilungen ein.“ *)

Diese Pythagoräische Methode des „Philosophierens nach Zahlen“ ist nicht nur in der modernen Zeit in Vergessenheit geraten, sondern sie ist oft als phantastisch verurteilt und zum Gegenstand der Lächerlichkeit gemacht worden, einfach, weil die Philosophie, auf welcher sie basierte, verloren gegangen ist. Sie machte ursprünglich die Kunstsprache oder Glyphen aus, in welcher jene Philosophie ausgedrückt wurde, und die eine verstehen, heisst die andere wieder beleben. Diese Philosophie überbrückte die Kluft zwischen Geist und Stoff durch den Begriff des einen zu Grunde liegenden Gesetzes. Sie verband die Physik mit der Metaphysik durch die Wissenschaft der Mathematik, oder der Beziehungen zwischen Zahl und Form oder des Gleichgewichts der Bewegung. Der Adept kannte die Beziehungen zwischen den Bewegungen (Vibrationen, Schwingungen)

*) (Zitiert mit Abbildung nach F. G. Plummer.)

welche den Gedanken hervorbringen, jenen die die Form schaffen, jenen, welche die Farbe, und jenen, welche Licht und Ton produzieren und die Zahl derselben in jedem Falle. Die Quelle aller dieser ist eine Dreiheit; die Form der Ausstrahlung eine Siebenzahl. Daher das Spiel mit der Formel „drei mal drei“ und „sieben mal sieben.“ In einem vorhergehenden Kapitel ist gezeigt worden, dass abstrakter Raum und abstrakte absolute Bewegung die erste Voraussetzung dieser Philosophie sind; und diese absolute Bewegung ist die des uranfänglichen Atoms, die so „das Zentrum, welches überall und dessen Umfang nirgends ist,“ das heisst allen Raum erfüllt, ausmacht. Der Leser muss jedoch daran erinnert werden, dass diese „Atome“ nicht jene der modernen Wissenschaft sind, oder diejenigen, welche den sogenannten Stoff zusammensetzen, aus dem Grunde, weil sie eines und alle mit Bewusstsein, Leben und Intelligenz begabt und gleichzeitig Welten- und Menschenerbauer sind. Sie sind die Vehikel und die Basis alles Gesetzes in der Natur. Sie gestalten gleichzeitig das bewegliche Panorama der Gedanken und Ebbe und Flut der nimmerruhenden See, das Schlagen des menschlichen Herzens, und die Revolutionen der Sonnen und Sonnensysteme, das sanfte Atmen eines Kindleins und den „Atem Brahms“. Inmitten universeller Mannigfaltigkeit liegt universell und ewig Einheit und Gleichgewicht. Unaufhörliche Involution des Geistes oder der Wesenheit und endlose Evolution der Form und Mannigfaltigkeit, und hinter allem das Eine Ewige Prinzip, unbekannt und für immer unerkennbar, ohne Anfang, ohne Ende, ohne Wechsel. Der Raum ist der Schleier, der ihn für immer verbirgt. Abstrakte, absolute Bewegung ist sein „Fiat“. Die Schöpfung ist sein Logos, Wort, Sprache, Ausdruck, Wille, Gedanke — nenne es, wie Du willst. Der Mensch ist ein „Funke“ dieser „Flamme“ und in seiner letzten Analyse für sich selbst eben so unverständlich wie Gott. Dieser Funke der Gottheit im Menschen ist sein Bewusstsein, und das haben wir in einem früheren Kapitel als Tatsache vorausgesetzt, nichts weiter.

Das bringt uns zum Ursprung der Tetraktys, dem Ursprung des Unaussprechlichen Namens, des Verlorenen Wortes. Die Hebräer scheinen ihre Tetraktys von den Chaldaisch-Aegyptischen Mysterien abgeleitet zu haben und diese mögen zur Zoroastrischen Feuer-Philosophie zurückzuführen sein, bis endlich das Wort ist A.·.U.·.M.·. Im Persischen sowohl wie im Zend und im Sanskrit sind die drei Buchstaben in vielen Namen zu finden, welche Feuer, Flamme, Geist, Essenz u. s. w. bezeichnen. Das wieder ist eine Glyphe oder Ausdrucksform. Jede Ausstrahlung ist eine Dreiheit, und Feuer, Flamme und Licht sind die vollkommensten Synthesen dieser Drei-Einheit. Man betrachte die Ausdrücke: „Der Herr ist ein verzehrendes Feuer“,

„da Gott das Licht ist und nur im unnahbaren Lichte wohnt von Ewigkeit an“ etc.

Das Symbol findet man in allen Schriften, aber nur in den Mysterien wurde der so symbolisierte Sinn offenbart. Hier ist also dann der Ursprung aller Dreiheiten, die man in der Maurerei findet, deren deutlichste die Dreiheiten des Lichtes sind und deren oberflächlichste Erläuterungen man in Verbindung mit den drei kleineren Lichtern der Loge findet.

„Das primitive heilige Symbol aus drei Buchstaben, in welchem der Vedische Dreiklang begriffen ist, sollte wie ein anderer dreifacher Veda geheim gehalten werden. Wer den mystischen Wert dieser Silbe kennt, kennt den Veda.“ — Gesetze des Manu, Buch XI, No. 265.

„Der Sterbliche, der sich dem Feuer nähert, wird Licht von der Gottheit erhalten.“ Chaldäisches Orakel.

„In jeder Welt leuchtet eine Dreiheit, deren Prinzip Einheit ist.“ Chaldäisches Orakel.

„Es ist notwendig zu wissen, dass der göttliche Name wegen seiner ihm innewohnenden Kraft, und weil er ein Symbol des Wirkens des Demiurgos ist, dementsprechend er nicht aus seinem Wesen heraustritt, unaussprechlich und Geheimnis und nur den Göttern selbst bekannt ist.“ (Proclus.)

Die Legende vom Verlorenen Wort und von der Kraft des Unaussprechlichen Namens sind unzertrennlich. Sie sind die Glyphen des Verlorenen Paradieses und des Wiedergewonnenen Paradieses, oder von Fall und Erlösung des Menschen. Ebenso ist auch die Legende von dem Wiederaufbau des Tempels eine Glyphe der Initiation, welche dasselbe wie Regeneration und Evolution ist.

Diese alte Weisheit gehört im besonderen Sinne der Maurerei, denn sie hat von allen Organisationen der neueren Zeit das meiste dazu beigetragen, um die alten Grenzsteine zu bewahren und hat die heiligen Symbole geehrt und beschützt. Wenn die Maurerei nur einen oberflächlichen Gebrauch von diesen altersgrauen Geheimnissen gemacht hat und ihr tieferer Sinn der Werkmaurerei noch unbekannt ist, so sind sie anderen ebenso unbekannt, ausser dem wahren Initiierten. Man kann wohl wissen, dass ein Ding existiert, wo es zu finden ist und dass es über jedem Preis steht, ohne bis zur letzten Analyse zu wissen, was es ist. So ist es mit dem Verlorenen Worte oder dem Unaussprechlichen Namen. Sein Geheimnis liegt in exakten Schwingungen unter mathematischen und synchronistischen Relationen, und sein Gesetz ist Gleichgewicht oder Ewige Harmonie.

X. Kapitel.

(Schluss.)

Man kann die obigen Ausführungen mit Recht nur Fragmente der Geheimlehre und der Symbole der Maurerei nennen. Eine systematische Abhandlung über einen dieser Gegenstände würde notwendig den anderen einschliessen. Die Geheimlehre ist die vollkommene Philosophie des maurerischen Symbolismus. So lange diese Philosophie dem Maurer unbekannt ist, sind seine Symbole (in weitestem Umfange) zum grössten Teile nur tote Buchstaben, die Arbeit der Loge ein Gebärdenspiel über seine moralischen Grundsätze und der Genius der Maurerei ist für die Mitglieder der Werkmaurerei grösstenteils nur Selbstinteresse, gegenseitige Unterstützung und Anlass zu physischen Vergnügungen oder Schwärmerei, deren letzte Verkörperung der „Mystische Schrein" ist. Aber es gibt einige unter den Mitgliedern des Handwerkes, — wieviele kann die Zeit allein entscheiden, — welche glauben, dass die Maurerei weit mehr als das bedeutet, und welche auch in ihren Symbolen und Traditionen etwas von deren wirklichem Sinn erkannt haben. Viele von diesen haben zum Teil Hinweise gefunden, welche dazu dienten, das Interesse wach zu erhalten, während sie nach klareren Bedeutungen und tieferen Offenbarungen suchten. Indem die Schüler dieses Wissens den Wegen nachspürten, in welchen diese alten Symbole und Traditionen bis auf unsere Zeit gekommen sind und wie sie im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr verdunkelt wurden, haben sie eine grosse Zahl von Tatsachen gesammelt, eine Menge von Ueberlieferungen und allgemeinen Informationen, welche alle von den verschiedenen Schriftstellern über Maurerei unterschiedlich ausgelegt worden sind. Alle Forscher stimmen jedoch darin überein, dass die Symbole und Traditionen der Freimaurerei aus dem fernen Osten kommen und weit zurück bis zum fernsten Altertum reichen.

So ist der Ausspruch, dass der Maurer im Suchen nach dem Licht von West nach Ost reise, buchstäblich wahr. Dieses Suchen ist nicht nur durch Lust zum Sonderbaren veranlasst. Wenn die Maurerei nur eine Menge eigenartiger Mythen und bedeutungsloser Symbole enthielt, welchen Wert würde es dann für jemand haben, denselben nachzuspüren? Welchen Nutzen hätte jemand davon, wenn man ihm demonstriert, dass vor fünf- oder zehntausend Jahren dieselben sonderbaren Mythen und sinnlosen Symbole in den Mysterien von Aegypten existierten oder von Pythagoras und den Jüngern Zoroasters gelehrt wurden? Das währe wahrlich nicht des Genius' der Maurerei würdig.

Die wirklichen Geheimnisse der Maurerei liegen in ihren Symbolen verborgen und diese, eine Bilder- oder besser Kunstsprache

bildend, sind geschaffen um eine vollkommene Philosophie von der Existenz und den Beziehungen von Gottheit, Natur und Mensch zu bilden. Der Durchschnittsmaurer nimmt die Symbole für die symbolisierten Dinge, und da er nichts von der erhabenen Philosophie weiss, auf welcher sie ruhen, ist er ungläubig, dass sie je existierte, und so schreitet er durch die „Sandwüste", um nach einer edlen Sensation oder einem neuen Vergnügen zu suchen. Als blosser Zeitvertreib sind diese vergnüglichen Unternehmungen weder besser noch schlechter als viele andere. Sie stellen eine Uebertreibung dar, bis zu welcher die alte Weisheit herabgewürdigt wurde. Ein intelligenter Maurer denke über die Erhabenheit und Heiligkeit der Zeremonien in einigen Graden nach, wo der Name der Gottheit angerufen wird, die höchsten moralischen Vorschriften eingeprägt und die reinste und erhabenste Ethik gelehrt wird, und dann stelle er sich selbst die Frage, ob man hierbei wirklich recht handelt und ohne jede Heuchelei, wenn man alles das in eine Form bringt, die jedes echten Gefühles spottet. Könnte eine solche Behandlung nicht dazu führen, alle heiligen Dinge zu einer blossen Formsache, zu einem Possenspiel werden zu lassen?

Jeder Maurer ist mit diesen Uebertreibungen vertraut und kennt den Umfang, den diese Neuerungen und Verbindungen angenommen haben. Auch ist der Autor keineswegs der Erste, welcher dagegen protestiert, wie undankbar man seinen Protest auch aufnehmen mag und wie unpopulär sein Werk auch dadurch werden mag. Jeder intelligente Maurer gebe wenigstens des Argumentes willen zu, dass es noch eine andere Uebertreibung gibt. Man nehme an, dass es wahr und leicht demonstrierbar sei, dass die Symbole der Maurerei die erhabenste Weisheit verkörpern und von Anfang an bestimmt waren dieselbe fortzupflanzen, und dass diese Symbole unverändert durch alle Zeiten hindurch bestehen und die Vermittler sind, durch welche jene Weisheit jederzeit von denen entdeckt werden kann, welche ihren wahren Sinn finden. Die Maurerei ist gewissermassen der Verwahrer dieser Symbole und es ist ihre gemeinste Tradition, dass diese und die alten Grenzsteine unverändert erhalten werden müssen. Das ist die einfachste und logischste Deduktion im Geiste der Maurerei. Diese Verwahrer werden, in den höchsten Graden Fürsten des Königlichen Geheimnisses — ja sogar, e r h a b e n e Fürsten des Königlichen Geheimnisses genannt. Welch eine Farce, welche Prätention, wenn es kein Königliches Geheimnis gibt. Leser, denke einen Moment lang nach und besonders Du, lieber Bruder Maurer. Welches ist der heiligste Schatz, der dauerndste Besitz des Menschen? Ist es nicht Erkenntnis? Nehmen wir an, dass eine Flutwelle alle unsere Seehäfen an den östlichen und westlichen Küsten überschwemmen sollte, und dass darauf ein Cyc-

lon und ein Erdbeben folge, sodass das ganze Land in einem Monat vollständig verwüstet wäre. Wenn dabei einige Millionen unseres Volkes mit allen Quellen des Wissens übrig bleiben werden, so würde es ein halbes Jahrhundert brauchen um einen grösseren Teil unseres Wohlstandes wieder aufleben zu lassen. Nehmen wir aber an, dass alle Menschen hinweggespült werden, wie manche alte Civilisationen oder verlorenen Reiche; oder nehmen wir an, dass alles übrige zurückblieb, und wir verlören nur unseren Schatz an Wissen, alle Künste, alle Wissenschaften, und dass alle Menschen auf das Niveau unserer nordamerikanischen Indianer reduziert würden; dann würde ein halbes Jahrhundert genügen, um alles zu zerstören, was wir so fleissig aufgebaut haben, und wir würden unsere Wigwams in Unkraut überwachsenen Strassen errichten oder inmitten zerfallender Ruinen. Was wir als unser eigen betrachten, ist nur die Geschichte unserer Civilisation. Man sagt, dass die furchtbaren Unermesslichkeiten der Wüste Gobi die Ueberreste einer Civilisation verbergen, welche die unsere weit überragt und am Grund des Meeres lägen die Ueberlieferungen und Monumente der Menschheit begraben. — Unser dauerndster Besitz ist Wissen; und wenn das mit hinweg geschwemmt wird, bleibt nur trostlose Verwüstung übrig. Bruder Pike sagt, dass die wirklichen Geheimnisse der Maurerei, die Philosophie, welche in ihren Symbolen verborgen liegt, viel älter als die Veden, wenigstens zehn tausend Jahre alt sind, und dass die Kunstsprache, welche die Symbolik ist, von wirklichen Fürsten des Königlichen Geheimnisses, von Fürst-Adepten, oder vollkommenen Meistern dazu bestimmt wurde, die alte Weisheit für die letzten Generationen der Menschen zu verbergen, zu erhalten und zu bewahren: damit beim Untergange von Civilisationen, wenn Reiche vergingen und wenn der stille Tod über einem ganzen Continent lag, ein „Felsen neben dem Wasser“ oder ein Symbol, das auf ein anderes Land verpflanzt werden könnte, es möglich machen sollte, dass verlorene Geheimnis für ein anderes Volk und für eine andere Zeit aufzubewahren. Da diese erhabenen Fürsten des Königlichen Geheimnisses die Entwicklung der Reiche und die unvermeidliche Bestimmung der Rassen kannten, sorgten sie in weiser Voraussicht dafür, dass nichts verloren gehen könnte. Solcher Art ist die Vererbung der Maurerei, und Bruder Pike beweist dies über allen Zweifel durch Auszüge aus den heiligen Schriften aller Religionen, und durch die gelehrtesten und unverdrossensten Forschungen. Der Wert solcher Forschungen liegt nicht darin das hohe Alter der Symbole der Freimaurerei zu beweisen, denn das ist keine schwierige Aufgabe, und niemand mit den geringsten Kentnissen über den Gegenstand könnte das anfechten denn die Symbole finden sich an den ältesten Monumenten und

werden in den ältesten dem Menschen bekannten Ueberlieferungen beschrieben. Ein weit schwereres Unternehmen, dessen Ergebnisse über alles andere wertvoll sind, ist die Bemühung genau zu entscheiden, was diese Symbole bedeuten. Wenn sie wirklich die niedergelegten Ergebnisse erhabenen Wissens sind, die eigentliche Frucht aller vergangenen Civilisationen, von denen einige alles überragen, was wir bis jetzt im Westen errungen haben, dann hiesse sie korrekt auslegen eben soviel wie die Wiederbelebung alles vergangenen Wissens wenigstens dem Wesen nach, wenn nicht in allen Einzelheiten. Das ist die genaue Auslegung und der Wert, welcher solchen Resultaten beigemessen werden sollte. Dieses Resultat ist die Wiederbelebung des verlorenen Wortes des Meisters und das Symbol jenes Wertes ist das A. U. M. der persischen Magi und des ältesten Brahmanentums, weil hinter dieser drei-buchstabigen Glyphe die Philosophie der Geheimlehre, die Synthesis alles Wissens liegt. Jeder Fürst des Königlichen Geheimnisses prüfe dieses Zeugnis und urteile selbst. Wenn er anstatt das zu tun vorzieht über diese Behauptungen zu spotten und den Gegenstand ins Lächerliche zu ziehen, weil er sich noch des Titels Fürst-Adept rühmt, dann steht er da, wie einst jene drei Männer an der Küste von Joppe getroffen von den Flüchen ihres eignen Mundes. Die gegenwärtige Wiedererweckung der Philosophie im Westen muss auch die Erneuerung dieser alten Weisheit bringen. Während sie nicht im geringsten im Gegensatz zur maurerischen Organisation stehen kann, oder danach trachten könnte irgendwelche ihrer Ceremonien, Griffe oder Passworte zu offenbaren, wodurch die Geheimnisse der Maurerei unrechtmässig erlangt werden könnten, muss sie das grösste Zutrauen zu der Treue haben, mit welcher die Symbole und alten Grenzsteine durch die Organisation der Freimaurer bewahrt worden sind, und die Mitwirkung aller ernsten und wahren Maurer zur Wiedererlangung des verlorenen Wortes, und zur Verkündigung dieser erhabenen Philosophie zum Wohle der ganzen menschlichen Rasse suchen.

Es gibt einen alten okkulten Grundsatz, welcher erklärt, dass „Nichts verborgen ist vor dem, der weiss". Kein Maurer ist verpflichtet das zu verbergen, was er niemals in der Loge gelernt hat. Er erhält von allen anderen soviel als er begreift, bewertet es nach eignem Urteil und wird individuell verantwortlich für dessen Verwertung. All dieses Wissen muss eine Sache des Gewissens sein und mit der Pflicht in Einklang stehen, und jeder einzelne muss sich mit dem Resultat zufrieden geben. Ob die Maurerei das königliche Geheimnis verloren hat, oder ob sie es nie besessen hat, oder ob es im Namen der Religion etwas über ein Jahrhundert lang verschwunden war, es gehört der Werkmaurerei als dem unzweifelhaften

Erben der alten Weisheit. Aber jetzt ist die Zeit gekommen, wo sie kein Kabel mehr fesseln könnte. Sie gehört jetzt der Menschheit ebenso wie dem Maurer. Zu diesem Zwecke ist sie durch die Jahrhunderte hindurch aufbewahrt worden.

Welche Zukunft liegt vor der Maurerei, wenn sie in ihr Geburtsrecht eintritt, die uralte Weisheit zu besitzen. Sie ist vorzüglich organisiert, ihre Mitglieder zählen nach Zehntausenden; so kann sie, wieder im Besitz ihrer alten Weisheit, eine unwiderstehliche Macht in der Gestaltung der gegenwärtigen Zivilisation werden und in der Beeinflussung des zukünftigen Geschickes der Menschheit. Alles andere von den Zivilisationen der Vergangenheit ist zu Grunde gegangen. Die Weisheit allein von allen Besitztümern des Menschen ist unsterblich. Nichts von allen Errungenschaften des klassischen Griechenlandes ist so gut in der Erinnerung geblieben, als die Schule des Pythagoras und die Philosophie Platos, und diese verkörpern nur das königliche Geheimnis jedes Fürst-Adepten-Maurers und sind darauf begründet. Die Erneuerung des königlichen Geheimnisses würde, wenn sie vollkommen wäre, ein Werk sein, das für unsere gegenwärtige Menschheit dasselbe bedeutete, wie die tragenden Säulen für die Loge: Weisheit, Kraft und Schönheit (Wissen, Macht und Harmonie). Es würde in unsere moderne Erziehung neue Methoden bringen, neue Motive und Ideale und uns in wenigen Generationen neue Platos erstehen lassen. Wenn wir diese Bedingungen schaffen, müssen die Resultate sicher folgen. Hierin liegt die Belohnung für alle Versuchungen und Verfolgungen, denen Maurer in früheren Zeiten ausgesetzt waren. Hier können wir das Monument für all ihre Helden und Märtyrer bauen. Wir könnten es so errichten, dass sie, wenn sie es sähen, sich freuen würden bis zum Ende gelitten zu haben. Bacon träumte von einer grossen „Wiederherstellung", einer Wiedererweckung des Wissens und einem Besitz der Weisheit von induktiver Philosophie allein; aber in solchen Richtungen muss sie für immer ein Traum sein. Die alte Philosophie ist induktiv und deduktiv zugleich, durch das vollkommene Gleichgewicht von Verstand und Intuition oder Erfahrung und Streben und ist bis zum letzten Grade wissenschaftlich. Sie wird uns zwanglos als Resultat Wissen und Macht geben: Religion ohne Aberglauben, universelle Freiheit, Duldsamkeit und Brüderlichkeit, universelles Mitleiden, Frieden auf Erden und Wohlwollen zur Menschheit.

Es steht nun freilich bei der Maurerei zu entscheiden, ob, wenn sie es für gut hält, ihre Symbole nur eine oberflächliche Bedeutung in der Loge haben sollen. Sie gibt vielleicht zu, dass sie von den alten Mysterien die Glyphen und Parabeln angenommen hat, die einst dazu dienten die vollkommenste und tiefsinnigste Philosophie zu verkörpern und zu überliefern, und während sie diese Symbole

und die alte Kunstsprache annahm, beschränkte sie ihre Anwendung und Auslegung auf einen solchen Unterricht der Billigkeit, Moralität und Brüderlichkeit, wie sie in allen exoterischen Religionen zu finden sind.

Der Verfasser dieser Arbeit würde der Letzte sein, der den Wert ethischer und moralischer Vorschriften ignorieren oder verkleinern möchte. Aber diese sind die Basis der Entwickelung, nicht die Krone des Seins; der Anfang, nicht das Ende der Weisheit.

Die „allgemeine Kindheit“ des Menschen, wie sie Browning nennt, beginnt erst dann, wenn sein Sittenkodex abgeschlossen und er als Mensch vollkommen ist. Den grössten Teil seiner Tage in Uebertretungen und Reue zu verbringen ist nicht die Aufgabe des Menschen, die ihm gestellt ist, noch das Ziel, das er erreichen soll, noch Gegenstand zum Mass seiner edlen Kraft.

Die Maurerei verleugnet nirgends diesen tieferen Sinn ihrer Symbolik, sondern viele Autoren haben ihn zugegeben und sich darüber ausgelassen, aber nur sehr wenige scheinen im Stande gewesen zu sein die wahre Bedeutung zu erkennen. Sie sind im allgemeinen wegen sektiererischer Vorurteile fehlgegangen, die ihren Blick trübten und die alte Weisheitsreligion auf die Grenzen eines modernen Glaubens beschränkten, während der Genius der alten Weisheit universell und allesumfassend ist.

Dr. med. J. D. Buck.

„Von dieser Stunde ab erkläre ich mich frei von allen Fesseln und eingebildeten Schranken; ich gehe, wohin ich will, ganz und gar als mein eigner Herr; ich will andere hören und wohl bedenken, was sie sagen, ich will warten und suchen, annehmen und überlegen, aber still und unwiderstehlich mich losmachen von allen Banden, die mich festhalten wollen.“ *Walt Whitman.*

„Es ist leicht in der Welt nach den Meinungen der Welt und in der Einsamkeit nach unserer eignen Meinung zu leben; aber der starke Mensch behält inmitten der Menge bei vollkommener Liebenswürdigkeit die Unabhängigkeit der Einsamkeit.“ *Emerson.*

Zwei Häuser.

(Kapitel VIII. Schluss.)

Sie erwachte nnd wurde sich eines leisen klingenden Tones bewusst, dem Schwingen und Klingen einer orientalischen Perlenjalousie, die von weichen Stössen warmer würziger Luft hin und hergeweht wurde. Sie lag auf einem Bett in seidenen Kissen und empfand Mattigkeit und Traurigkeit, eine so grosse Schwäche, dass es ihr eine zu grosse Anstrengung schien die Augen zu öffnen und ihre Umgebung zu betrachten. Schliesslich liess sie aber doch ihren Blick im Zimmer umherschweifen. Es war kühl und schattig, aber draussen schien die Sonne, auch das leuchtende Blau des Mittelländischen Meeres, und der Duft von Blumenbeeten und das Rauschen des dunklen Cedernlaubes drang zu ihr. Sie versuchte sich zu erheben; eine Frau kam und stand neben ihr, sie sanft stützend, eine Frau im schwarzen Kleid und der weissen Haube einer barmherzigen Schwester. Jessamy sah träumerisch zur ihr auf, als ein Rauschen und eine ihren schwachen Körper durchdringende Erregung ihre Augen wenden liess. Aus dem kühlen dämmernden Zwielicht des Zimmers leuchtete ihr das Gesicht Vasarhélys entgegen, ruhig, gewaltig, sphinxartig, die wunderbar leuchtenden Augen auf sie gerichtet, ihr umschleiertes Aussehen verlor sich einen Augenblick lang in die ihren sehend — tief, weise, voller Liebe, Brunnen des Lichts und der Erkenntnis. So schwach wie sie war, wandte sie sich ihm zu, wie die Sonnenblume der Sonne; ihre Lippen murmelten einen Namen; nicht den Vasarhély's, sondern den Namen eines längst Vergessenen, durch die Schleier der Zeiten dem spähenden Blick der Gegenwart entzogen, und als er diesen Namen hörte, leuchteten Vasarhély's Augen vor Freude. Er trat vor und beugte seine gigantische Gestalt über ihr Lager. Er berührte und hob die Ruhende empor, ihre Hände ruhten in den seinen und ihre Lippen murmelten wieder den vergessenen Namen. Ihre Augen schlossen sich und sie schlief ein. Allmählich, ganz allmählich, wie die Tage vorüberstrichen, erholte sich Jessamy von schwerer Krankheit. Vasarhély suchte ihre Gegenwart nicht wieder auf, bis endlich Jessamy eines Tages am frühen Morgen ihren Weg allein nach einer Terrasse ge-

funden hatte und von dort hinaussah über die See. Dort überraschte sie Vasarhély. Er lehnte an der Mauer der Terrasse an ihrer Seite und lächelte ihr zu.

„Du fühlst Dich jetzt viel wohler?“ fragte er.

„Ich bin fast gesund — ich muss sehr krank gewesen sein, denn ich erinnere mich nicht, dass man mich hierher gebracht hat.“

„Carol Row brachte Dich hierher.“

„Ist er jetzt hier? Wo ist er?“

„In England, das ist sein Posten; aber er wird hierher kommen um Dich zu sehen und dann wieder nach England zurückzukehren. Aber in Wahrheit sind Carol Row und ich niemals getrennt; wir haben uns derselben Arbeit gelobt, sind Diener eines Lehrers. Ich bin ein älterer Wanderer auf dem Pfade als er, das ist alles.“

„Ich kenne Euer Werk,“ sagte Jessamy, „denen Licht zu geben, die in der Finsternis sitzen, unsere Füsse auf die Wege des Friedens zu leiten. Wollte Gott, mir würde auch eine solche Aufgabe!“

„Ist es nicht auch Deine Aufgabe?“

„Die meine kann es niemals sein.“

„Warum nicht?“

„Ich bin solchen Werkes nicht würdig.“

„Du in Deinem Wesen bist eben so würdig als jeder andere, denn Du bist ein Gott. Meinst Du, dass Dein Betrug Dich unwürdig macht. Dafür bin ich zum Teil verantwortlich, denn ich paralysierte die psychischen Fähigkeiten in Dir. Deinen Willen, Deine Seele darf weder ich noch ein anderer berühren, ohne uns eine schreckliche Vergeltung aufzuladen.“

„Hast Du mich am Sehen gehindert?“

„Ja, sieh, ob Dein Sehen nicht wieder hergestellt ist.“

Er zog einen Ring von seinem Finger, einen weissen, seltsam gefassten Carneol,

„Sieh!“ wiederholte er.

Jessamy sah hinein. Ein helles Licht flammte von dem Edelstein in ihre Augen; endlich, weich erglühend, erstand vor ihr ein weisser Tempel, der im Sonnenschein glänzte; auf den Stufen, die zu ihm emporführten, standen zwei Menschen, der eine von gigantischer Gestalt mit einem sonderbar bekannten und dennoch Vasarhély unähnlichen Gesicht; der andere Mann war jünger, schlank, blond, anmutig, ein feines vergeistigtes Gesicht, aber von Stolz entstellt.

„Geist ist nicht heilig in sich selbst,“ sagte Vasarhélys Stimme in ihr Ohr. „Es gibt Sünden des Geistes, Sünden der Seele und Sünden des Fleisches. Die Sünden des Geistes sind mannigfaltig: Stolz, die Lust an persönlicher Macht, die Lust an persönlicher Heiligkeit.“

Als er sprach, kam der junge Mann die Stufen des Tempels

herab mit kalt blitzenden Augen und hochmütigem Gebahren und das Licht schien ihn aufzuzehren.

„So verliessest Du mich einst," rief Vasarhély mit einem Wehlaut in seiner Stimme. „Ich wusste, dass Du zurückkehren würdest, wenn Du Deine Leidenserfahrungen durchkostet hattest, die die Jahrhunderte Dich noch zu lehren hatten. Ich konnte warten. Ich konnte geduldig sein die Zyklen hindurch, bis das Gesetz Dich zurückführen würde. Aber jetzt, o meine Schülerin, mein Freund, mein stärkster und mein bester, komm zurück zu mir und wirke an meiner Seite für das Beste aller!"

Jessamy wandte sich ihm zu und legte ihre Hände in die Seinen.

„Lehrer und Freund," sagte sie, „zeige mir den Pfad, denn ich kehre zurück; doch sage mir zuerst, was bedeuten diese Visionen?"

„Ueber die ganze Welt strömt das Licht, in dem die Vergangenheit aufgezeichnet ist, in dem die Zukunft schon vorgezeichnet ist, in dem Deine Wünsche, Deine Gedanken Form annehmen, eben so wie Deiner Mutter Gedanken ihrem sehnsüchtigen Auge das Bild ihres toten Kindes formten. Es ist Deine Aufgabe jetzt sie zu lehren und ihr zu helfen."

„Dann sind meine Visionen nicht geistig?"

„Nein, im gewissen Sinne sind sie materiell."

„Missverstehe mich nicht" sagte Jessamy ernst, „ich vertraue Dir mit meiner ganzen Seele; aber ich muss selbst sehen, selbst wissen lernen, ich muss dieses Mysterium des Geistes kennen lernen. Ein niederer Gott muss diese Welt geschaffen haben, bis der Hohe Gott sie in der Ferne sah. Ich suche das Antlitz jenes Hohen Gottes, und weder Du, noch meine Visionen können mich befriedigen. Ich muss sehen. Ich weiss, dass Du Kräfte besitzt. Befreie mich von diesem Körper. Lass mich gehen. Lass mich suchen bis ich finde."

„Vasarhély lächelte.

„Noch so kühn wie früher!" sagte er. „Es lebt noch immer die alte Leidenschaft in Dir. Nein, mein Freund und Kamerad, nein! Was dann, wenn ich Dir ein Mittel gebe Dich zu befreien? Du würdest nur in der Astralwelt wandern. Befreie Dich selbst; das Königreich Gottes wird mit Gewalt genommen. Befreie Dich selbst und beflügle Deine Gedanken, dass sie Dich fort nach oben tragen. Von innen nach aussen. Lass Dich durch Kraft von innen forttragen so weit sie will."

Jessamy schieg still. Sie kehrte sinnend zum Hause zurück. Mit jeder Stunde des Tages und der kommenenden Nacht wuchs die Sehnsucht, die Leidenschaft zu Wissen, bis alles, was sie sagte oder tat von einem äusseren Selbst ausgeführt wurde, während innen unerschütterlich die beständige Sehnsucht lebte, In der dritten

Nacht, als sie mit Vasarhély auf der vom Mondlicht beschienenen Terrasse stand, bäumte sich ihr Verlangen mit solcher Gewalt auf, dass sie laut schrie:

„Ich will, ich will frei sein! Ich will sehen! Ich will wissen.“

Vasarhély's Augen begegneten den ihren.

„Warum willst Du wissen?“ fragte er feierlich.

„Weil etwas in mir ist, das nach Erkenntnis ruft“, antwortete sie leidenschaftlich. „Etwas das ruft: „Dies ist nicht Deine Heimat!“ Wie kann ich anderen helfen, ehe ich sehe, ehe ich weiss? Wie kann ich von jedem Wind bewegt, selbst zweifelnd, zweifelnd an allen Dingen, geblendet durch das Leben, durch die Sinne gefangen genommen, wie kann ich leben? Wie kann ich helfen? Aber es lebt jenes dem Hohen Gott Verwandte in mir, und mit jenem inneren Selbst will ich sehen, ich will frei sein.“

Sie schwankte, taumelte, eine seltsame Leblosigkeit stahl sich über ihren Körper. Vasarhély fing sie auf und legte sie auf den Boden nieder unter dem nächtlichen Himmel, und so des Körpers ledig, von den Dingen dieser Erde abgeschlossen, sah Jessamy.

Sie sah nicht länger den mit Mondlicht erfüllten Garten, weder Vasarhély noch ihre eigene leblose Hülle. Vor den Augen ihrer Seele blitzten Myriaden wechselnder Linien auf, Lichter, heller als sie sie je vorher gesehen hatte, sich beständig verändernd, wunderbar. Sie blendeten und verwirrten sie, und gleichzeitig war sie sich eines Gefühls rapider Bewegung bewusst; sie fühlte sich wie in einem Wirbel dahin getrieben, wohin konnte sie nicht sehen, bis sie aufschreien konnte mit furchtbarer Kraft, bei dem Uebermass hirnverwirrenden Lichtes, und durch alles hindurch war sie sich ihrer eigenen Persönlichkeit stark bewusst, und sie rief laut, dass sie niemals zu Vasarhély, wie zu dem Körper zurückkehren werde, den sie verlassen hatte. Allmählich schien die Bewegung nachzulassen; das Leben schwand und sie empfand nur Augen: Augen, die auf sie gerichtet waren, so entsetzlich, mit so bösartigem, teuflischem, hasserfülltem Blick, dass Schrecken sie erfasste. Es war ihr, als stehe sie Auge in Auge mit Satan, als eine Stimme in ihr sagte:

„Lästere Satan nicht, — er ist der Sohn Gottes.“

„Gott der Erde,“ keuchte sie, „ich grüsse Dich!“ Als sie so sprach, gewahrte sie, dass diese boshaften Augen aus einem furchtbaren Antlitz sahen, einem Antlitz in dem alle Liebe, alles Mitleid erstorben war; und sie wusste, dass das nicht das Gesicht des Erdengottes war, Satan, düster, furchtbar, heilig. Das, was sie sah, war weder menschlich noch göttlich, noch war es ewig. Während sie zusammenschauerte, sah sie unzählige fremde Formen rings umher; „Betrüger der Luft“, einige menschlich, einige tierisch, andere weder menschlich noch tierisch, immer wechselnd, veränderlich.

Tafel III

Fig. 13. Die Entwicklung des Symbolismus.

Fig. 8. „Der Stein, den die Bauleute verwarfen

Fig. 1.

Fig. 7. Die grössere Tetraktys.

Fig. 5. Das Verhältnis des Geistes zum Stoff.

Fig. 2. Die erste Differentiation.

Fig. 4a. Das Tetragrammaton des Pythagoras

Fig. 4b

Tafel IV.

Fig. 9. Die Dreiheit der Dreiheiten.

Fig. 12^a.b Der Würfel.

Fig. 12^b

Fig. 2. Die zweite Differentiation.

Fig. 11. Das Lammfell oder der weisse Schurz.

Fig. 6. Stoff u. Geist im Gleichgewicht

Fig. 10. Das 47. Problem. Die Vielheit in der Einheit.

„Die Welt der Gedanken," sagte die Stimme in ihr, „von Gedanken nähren sich die Formen, vor denen Du zurückbebst." Und während die Stimme sprach, kamen diese schrecklichen Wesen näher, und Jessamy fühlte etwas, das sie einhüllte, etwas, was an ihr hinaufkroch; niedersehend bemerkte sie ein grässlich deformiertes Ding mit wilden, grausamen Augen, das sich an sie hing, und daneben ein Geschöpf mit boshaftem Gesicht mit kalten, höhnisch lächelnden Lippen. Die Stimme rief: „Diese hast Du und Deine Schwester geschaffen, als Du mit Unrecht den heiligen Namen der Barmherzigkeit brauchtest, unten in der Schattenwelt, die Du verlassen hast. Pass auf und sieh den verächtlichen Gedanken, der sich mit dem Gedanken der Wut Deiner Schwester verbindet, um ein Ungeheuer zu bilden, dessen Ende der Tot ist."

Als die Stimme sprach, warfen sich diese beiden scheusslichen Dinger einander in die Arme und verwuchsen zu einem grausigen Teufel. Das Ungeheuer mit den grausamen Augen kreischte vor Freude, und sich selbst packend kroch der neuerschaffene Unhold von Jessamy hinweg mit hungriger Gier in den Augen, und die Seelenstimme rief: „O Unglückliche! Du hast eines Mörders Gedanken geschaffen. Dieses grässliche, dem Menschen so gefährliche Wesen wird weiter leben und sich an dem Blut anderer Opfer freuen und wird einen anderen Kameraden in der Welt des wilden Wunsches haben; es wird eine unglückliche, elende, böse Seele von der Erde losreissen, noch ehe ihre Stunde geschlagen hat."

Die wirbelnde Bewegung begann wieder; die Seele der Seherin trieb weiter. Nun wurden die Bilder angenehm; liebliche Gedanken von Kindern, von Dichtern, von Heiligen glühten vor ihr auf; Musik, die die Erde nie vernommen hat, tönte vor ihren Ohren, die Musik, die der Musiker wohl hört, die er aber der Welt nicht geben kann. Hier sangen die Morgensterne und jubelten vor Freude. Hier waren die Visionen des Malers, wie sie vor seinen geistigen Augen erstehen, getönt mit himmlischen Farben, erleuchtet von den Gedanken des Göttlichen. Hier waren die feurigen Gedanken der Dichter, die Gedanken von Helden, die für andere leben und kämpfen, Gedanken der Liebe und des Mitleids, die Gebete und Bestrebungen der im Herzen Reinen. Hier war die Liebe der Mutter, ihr Gebet zu Gott, ihr Kind heilig werden zu lassen und zu erhalten; hier das Vertrauen und der Kinderglaube, das Gebet der Kleinen, die „unser Vater" rufen ohne zu wissen, was sie meinen. Der Sinn aller lichten und lieblichen Dinge war da; Jessamy konnte sich kaum losreissen und vergass fast, nicht nur die Erde, sondern ihre brennende Frage, bis die Stimme des Geistes rief: „Das ist nicht Dein Aufenthaltsort; der Höchste Gott ist nicht hier!" Und weiter schwebte die Seherin in Gedanken, und sehnsüchtig ging sie durch diese wunderbare Welt

des Lichts. Prächtige Formen nahmen ihre Gesichte an, und sie vernahm Akkorde feierlicher Musik, bis schliesslich das Licht so stark anwuchs, das Fliehen immer rascher wurde, die Töne so über alle Begriffe wunderbar, dass es mehr war als ihre Gedanken tragen konnten und sie von der Gegenwart eines mächtigen Wesens überwältigt wurde, das sie mehr fühlen als wahrnehmen konnte. Und doch war dieses Gegenwärtige für ihr Schauen wie eine menschliche Form — immerwechselnd, bis sie sah, dass es die Gewandung des Gegenwärtigen war, die sie sah, die Form war verborgen, das Kleid war von Feuer und schimmerte wie Juwelen, und kühler Hauch ging von dem Feuer aus, und die feurige Gewandung nahm abwechselnd die Aehnlichkeit eines Mannes, bald einer Frau, eines Raubtieres, eines Vogels, einer Pflanze oder eines Baumes an. „Diese sind die Schatten der Substanz,“ sagte die Seelenstimme. „Sieh die Lebenswogen; der Strom, der durch die Cyclen läuft.“

Und vom Saume des Gewandes des Gegenwärtigen floss ein Flammenstrom, ein glatter, wellenloser weisser Strahl, und in der Flamme schienen Myriaden Funken. So floss von der rechten Hand ein Strom aus, strömte zur linken Hand zurück und verlor sich in der flammenden Gewandung des Unsichtbaren.

Dann rief Jessamy laut, leidenschaftlich flehend:

„Dies ist nicht der Höchste Gott; Herr der Geister bist Du! Dies ist nicht der Höchste Gott.“

Die Stimme in ihr rief ihr zu: „Tritt in das Feuer ein und suche ihn.“

Jessamy sprang in die feurige Hülle des Gegenwärtigen und verlor darin Sehen und Kraft, und das Empfinden des Selbst war von ihr genommen und sie nahm nichts wahr. Frieden ruhte auf ihr, — das Empfinden des Daseins; aber nicht einmal den Augen des Geistes wurde etwas gegeben, und die Seelenstimme rief:

„Du kannst es nicht kennen, Unveränderlich, Grundlos, Ewig, Unerschaffen, Licht in der Finsternis, Finsternis, die absolutes Licht ist und Unoffenbart! O unveränderliche Seele! O Wanderer von den Wogen der Illusion und des Wunsches umhergeschleudert, wie kannst Du es kennen? Und doch bist Du ein Teil davon, Du Schwache, und darum bist Du ruhelos und sehnst Dich nach einem besseren Lande.“

Da war kein Tönen, kein Atmen, kein Sehen, und die Stimme sprach: „Strecke Deine Hände aus.“ Die Seherin tat wie ihr geheissen und fasste etwas, hielt etwas, das einem nackten menschlichen Kinde ähnlich war. Die Stimme sprach zum letzten Male:

„Hier, o Tochter der Erde, ist der Höchste Gott. Unter diesem Symbol wirst Du ihn empfinden, bis Du eins mit ihm bist. Du bist

aufgestiegen durch Gewitter, Du hast den Herrn der Geister geschaut, aber hier, wie da, o Tochter der Erde, ist der Höchste Gott.“

* * *

Die Dämmerung war kühl und rein, ein zartes Licht ruhte auf den rosigen Mandelbüschen; der Tau lag auf Jessamy's Stirn, und neben ihr standen Vasarhély und Carol.

„Carol kehrt auf seinen Posten zurück“, sagte Vasarhély. „Geht zusammen Hand in Hand, denn Ihr habt dort dieselbe Aufgabe. Geh, meine geprüfte Freundin, so wird Deine Seele enger mit der meinen verbunden sein.“

Jessamy zögerte nicht.

„Jetzt?“ fragte sie ruhig.

„Jetzt in der Dämmerung.“

Sie wendete sich zu Carol und legte ihre Hand in die seine; das Paar ging Hand in Hand zu dem Boot, das wartend am Ufer lag und betrat es. Sie nahm das Ruder, er zog das Segel auf und so schwebten sie dahin über die in rosiges Licht getauchten Gewässer.

Vasarhély stand und sah ihnen nach, und als er sie mit den Augen verfolgte, ging die Sonne auf.

Ivy Hooper.

= Eine ausgezeichnete Methode zur Entwicklung der Konzentration, und eine, welche man zu jeder Tageszeit üben kann, ist die, sich zu einer Zeit vollständig einer Arbeit hinzugeben. Während man arbeitet, denke man nicht daran, dass man irgendwo anders sein müsste, oder während man spielt, denke man nicht, dass man arbeiten müsste. Man versuche nicht das Mysterium des Universums zu lösen, während man mit den Händen arbeitet. Man schaue nicht mit Furcht und Erwartung in die Zukunft, und denke nicht mit Zweifeln und Bedauern an die Vergangenheit, sondern lebe in der Gegenwart. Man widme sich nur dem gegenwärtigen Moment und schenke der Aufgabe, welche zunächst zur Hand, volle Aufmerksamkeit; wenn es auch nicht die weiseste Aufgabe ist, aber da Du sie gewählt hast, verharre bei Deinem Entschluss. = *D.*

Ein Gespräch über Bhakti.

Frage: Was ist unter Bhakti zu verstehen?

Antwort: Bhakti bedeutet aufrichtige Liebe. Man sollte sich einen spirituellen Menschen heraussuchen, unbedingtes Vertrauen in ihn setzen und allen seinen Befehlen aufrichtig und freudig gehorchen.

Frage: Woran erkennt man einen spirituellen Menschen?

Antwort: Er ist voll wahren Wissens, voll Weisheit und Glück!

Frage: Bitte erkläre, was wahres Wissen, wahre Weisheit und Glück ist?

Antwort: Wahres Wissen bedeutet die Erkenntnis des wahren Selbst. Das Ego eines Durchschnittsmenschen ist sein Körper und seine Sinne, denn sein Leben und seine Genüsse sind darin enthalten. Dasjenige eines intellektuel entwickelten Menschen ist sein Geist, denn sein Leben konzentriert sich im Denken. Das Ego eines spirituellen Menschen ist seine Seele, sein wahres Selbst. Ein Mensch welcher wahres Wissen besitzt ist Herr über seinen Körper und Geist. Er herrscht über sie durch seinen eigenen Willen und wird niemals von ihnen beherrscht. Wahre Weisheit erkennt und verwirklicht das wahre Selbst, welches Inhaber des wachenden, beschaulichen und meditierenden Zustandes ist. Derjenige, welcher die wahre Weisheit besitzt, ist immer ruhig und zufrieden. Er wendet die gegenwärtige Zeit aufs nützlichste an und sorgt sich nicht um die Vergangenheit oder Zukunft. Er weiss, wie er Jedes zur rechten Zeit und in der richtigen Art und Weise zu tun hat. Er ist frei von allen religiösen Vorurteilen und führt ein einfaches und kindliches Leben, frei von Stolz und Dünkel. Wahres Glück bedeutet immerwährende Glückseligkeit. Wer wahres Wissen und wahre Weisheit besitzt, geniesst dieses Glück. Er ist frei von Furcht, Sorge und Krankheit. Er erkennt das wahre Selbst, die Quelle aller Glückseligkeit.

Frage: Aber wenn ein spiritueller Mensch sich irgend einem Laster ergeben hat. In diesem Falle ist es kaum möglich, unbedingtes Vertrauen in ihn zu setzen?

Antwort: Wenn Jemand noch irgend ein Laster an sich hat, kann er kein spiritueller Mensch sein.

Frage: Aber ist es nicht möglich, dass er sündigen kann unter dem Einfluss seines vergangenen Karmas?

Antwort: In jenem Falle ist er gerechtfertigt, oder vielmehr gezwungen es zu tun. Er muss seine Schuld abbezahlen. Aber solche Fälle kommen sehr selten vor. Und, Freund, Du solltest Dich ihm nähern, um seinen Rat zu suchen, und nicht um seine Handlungen zu bekritteln.

Frage: Wenn nun aber ein spiritueller Mensch stirbt?

Antwort: So wird er in die spirituelle Ebene eingehen, aber er kann seinen aufrichtigen Schülern durch Träume, Gedankenübertragung oder Intuition helfen nach dem Stande ihrer Entwicklung.

Frage: Ist es nicht besser sich der Gottheit oder deren Inkarnation zu nähern und Sie zu lieben und sich Ihr hinzugeben?

Antwort: Ja, das ist auch eine Art von Bhakti. In einer Weise sogar besser, aber zu gleicher Zeit auch schwieriger. Besser, weil es Dir die Mühe sparen wird, Fehler bei Ihr zu finden. Schwierig, weil Du lange Zeit brauchen wirst Dich Ihr zu nähern. Deine Ungeduld könnte Dich zur Verzweiflung bringen oder Dich zu einem Skeptiker oder Atheisten machen. Wenn Du jedoch mehr geneigt bist die letztere Methode anzuwenden, sollst Du einen Teil des Tages oder der Nacht (der letzte Teil der Nacht, der erste Teil des Tages ist am besten) dazu verwenden, ruhig dazusitzen. Dann lass Deine Zunge oder Deinen Atem Ihren Namen hersagen, lass Deinen Geist über Ihre Eigenschaften meditieren und Deine Seele Ihre Gegenwart realisieren. Verlängere die Zeit nach und nach. Je mehr Du in Dein Sadhana vertieft bist, je eher wird sich Dein Geist Ihr nähern und fähig sein mit Ihr zu sprechen und Ihren Rat durch Dein inneres Ohr zu hören. Die folgenden Anweisungen werden Dir sehr viel helfen Erfolg zu erringen:

Gewöhne Dich daran alle Menschen, Freunde und Feinde, in Deinem Herzen zu lieben. Gehe äusserlich mit ihnen nach ihren Gedanken, Handlungen und Neigungen um. Fühle Dich nicht geschmeichelt durch die Liebe der Freunde, oder verletzt durch die schlechte Be-

handlung von Feinden. Prüfe alle Deine Gedanken und Handlungen, ehe Du Dein Sadhana anfängst. Irgend eine schlechte Handlung, welche Du nicht beherrscht hast, irgend eine gute Tat, die ungeschehen geblieben ist, irgend eine Tugend, der Du trotz geboten hast, irgend ein Laster, welches Du ermutigt hast, irgend ein Versprechen, dass Du nicht erfüllt hast, irgend eine selbstauferlegte Pflicht, die Du nicht getan hast, irgend ein Befehl der Gottheit, durch den Geist empfangen, den Du nicht befolgt hast, dies alles muss vor Ihr gebeichtet werden, indem Du Tränen der Reue vergiesst und indem Du um neue Kraft bittest für die Zukunft. Wenn Du dies tust, so werden neue Freuden, neue Gedanken und neue Wahrheiten zu Dir kommen, und die Gottheit wird mit zehntausend Lichtstrahlen Deine Seele erleuchten. Du wirst in ihr aufgehen und zuletzt wirst Du Gott selbst werden.

Ein Swami.

„Vernachlässige das Wohltun nicht, nur die Engherzigen fragen „Gehört diese Person zu unserer Familie?“

Taittariya Upanishad.

„Das Gemüt des Menschen ist die Ursache sowohl seiner Fessel als auch seiner Befreiung. Sein Hängen an Sinnengegenständen ist der Grund seines Gefesseltseins, und seine Trennung von den Gegenständen der Sinne ist das Mittel seiner Befreiung.“

Vishnu Purana.

„Wissenschaft erlangt man nur durch Studium, durch Meditation, und nicht durch Dispute. Lerne wenig auf einmal, wiederhole oft das gleiche Studium; das Gemüt kann alles tun, wenn es auf ein ein einziges Subjekt konzentriert ist, aber nichts, wenn es versucht zu vieles zu umfassen.“ (1758.)

Pernety.

„Gebet ist weniger ein Wort oder eine Handlung; es ist ein gewisser Zustand der Seele, um Einflüsse von geistigen Kraftquellen anzuziehen.“

Frank Walters.

Rundschau.

12 Bände Rundschau. — Mit vorliegendem Hefte beschliessen wir den 12. Band der Rundschau. Unsere Leser haben in ihr und mit ihr eine lange und interessante Zeit der Entwickelung durchgemacht. Als ich die Rundschau begann, hatte das Wort Metaphysik den schlechtesten Klang. Heute nach zehn jähriger Arbeit kann ich wohl sagen, dass sich mit dem Umschwung der Zeiten das Urteil auch des weiteren Publikums geändert hat, und dass man allgemein einsieht, dass die Metaphysik nicht allein Berechtigung hat, sondern dass sie für unser modernes Leben die absolut notwendige Grundlage ist. Damit ist aber auch die Notwendigkeit einer Zeitschrift gegeben, wie die „Neue Metaphysische Rundschau" es ist. Unparteiisch, unabhängig, auf grosszügigen Prinzipien sich aufbauend, freimütig und wissenschaftlich; mit diesen Grundsätzen haben wir bislang gearbeitet, diese Grundsätze haben uns die Liebe und Anhängerschaft einer grossen Zahl modern und fortschrittlich Denkender und Fühlender zugeführt. Möchte auch dem zweiten Dutzend der Rundschaubände unsere stetig wachsende Gemeinde treu bleiben und neue Freunde sich uns und unseren Zielen anschliessen.

P. Z.

Der neue Band. — Das erste Heft des 13. Bandes wird Eduard von Hartmann gewidmet sein und ausser seinem wohlgelungenen Portrait eine Arbeit von W. von Schnehen mit einem Hinweis auf die Bedeutung Hartmanns bringen. Ferner gelangt in diesem Heft eine epochemachende Studie über das Geheimnis der Runen von Dr. Guido von List, einem unserer bedeutendsten Kenner der Runenkunde und des Ariertums zur Veröffentlichung. Daran anschliessend wird G. Kofel auf die neueren Anschauungen über die arktische Heimat der Arier, soweit die Vedenlitteratur uns dazu einen Anhalt gibt, schreiben. Die Bücherbesprechungen dieses Heftes werden vorzugsweise neuere philosophische Litteratur durchnehmen. Das zweite Heft widmet sich der Metaphysik der Kunst, insonderheit der Musik.

Der Einfluss der Zauberer am Zarenhofe. — Alexander Ular hat kürzlich bei S. Fischer, Berlin, ein Werk erscheinen lassen „die russische Revolution", welches ich unseren Lesern ganz besonders zur Lektüre empfehlen möchte. Bei den gewaltigen Umwälzungen, welche der russische Staat gegenwärtig durchmacht, erscheint es um so dringender nötig, ein selbständiges Urteil über die russischen Zustände fällen zu können, als wir alle mehr oder weniger unter den

Folgen derselben werden leiden müssen. Es ist durchaus nicht unmöglich, dass die Polenfrage unser Deutsches Reich in die Konflikte mit hineinzieht.

Wer karmisch rechnen kann und die Tatsachen des Buches kennt, braucht keine besondere Sehergabe zu haben, um sich die kommenden Ereignisse vorhersusagen. Graf Witte, ein Vetter von Helene Blavatsky, scheint dazu bestimmt zu sein, die Bahn des russischen Staatskarrens zunächst von der üblen Bahn abzulenken. Ob sein Einfluss aber ausreichen wird, seinem Volke die westliche Staats- und Geisteskultur zu erschliessen, kann erst die Zukunft lehrer.

Seit Jahren ist der Zarenhof belagert gewesen mit Leuten spiritistischer resp. okkultistischer Richtung, welche sich bemühten ihre Erkenntnisse dort zu verwerten. Unter den bekannteren Persönlichkeiten dieser Art begegnen wir auch dem Sohn des ehrenwerten Spiritualisten Dr. G. von Langsdorff, der längere Zeit in Petersburger Hofkreisen als Medium diente. Weiteres zu diesem Thema berichtet uns Ular in seinem Buche auf Seite 61—68, wo es heisst: So ist Nikolaus eigentlich jeder Möglichkeit beraubt, sich von anderen die Lichtblicke liefern zu lassen, die hartnäckigerweise nicht aus seinem eigenen Gehirn hervorgehen wollen. Nun ist es aber ein Charakteristikum der am Verlust des normalen geistigen Gesichtswinkels Leidenden, dass sie zugleich von einer krankhaften Furcht vor geistiger Isolierung befallen sind. Aus dieser Angst ergibt sich einerseits ein tiefes Misstrauen gegen die Mitglieder der Umgebung, die manchmal entgegengesetzte Meinungen auszudrücken wagen, und andererseits die Sehnsucht, die Wüste der Vereinsamung mit „sicheren", von der gewöhnlichen Umgebung unabhängigen „Aufklärungen" anszufüllen. Nichts anderes war der Mystizismus Alexander I. und Alexander II., dem sich eine geradezu kindliche Leichtgläubigkeit gegenüber Nachrichten aus aussergewöhnlichen Quellen zugesellte. Nikolaus' Mystizismus, von einer gleichen Leichtgläubigkeit gekrönt, ist eine neue, erweiterte Ausgabe der alten Geschichte. Die Gedächtnisschwäche spielt dabei eine grosse Rolle. Sie hindert ihn, den gedrängten Darlegungen seines Finanzministers zu folgen; zur Zeit der Haager Konferenz hat sie sogar aus seinem Gehirn alles ausgelöscht, was seit der Einladung vorgefallen war; der leitende Gedanke war nämlich gewesen, durch die internationale Friedenskomödie den russischen Kredit zu heben, und als nun der erste russische Vertreter vom Haag zur Berichterstattung nach Petersburg kam, empfing ihn der Zar mit dem jovialen Ausruf: „Nun? Wie stehts mit dieser Anleihe?" Er ward sich zu spät der Ungeschicklichkeit bewusst, die ganze Konferenz, das Zwischenglied zwischen der ursprünglichen Idee und ihrer schliesslichen Ausführung in jenem Augenblick zu vergessen. Das instinktive Bedürfnis, den Faden der Ereignisse nicht zu verlieren und stets alle zur Abschätzung zukünftiger Folgen neuer Begebenheiten notwendigen Elemente in die Hand zu bekommen, stürzte ihn wie seinen Grossvater in die Ausübung heidnischer Magie; die offizielle Magie nämlich, die Orthodoxie, deren Papst er ist, erwies sich als unfruchtbar, denn der Oberpriester Pobiedonosseff orakelte bloss auf Grund dialektischer Gedankengänge, denen er nicht folgen konnte, und war ausser stande, ihm eine unmittelbare Offenbarung übermenschlicher Weisheit handgreiflich vor Augen zu führen.

Der Hof wimmelte bald von Zauberern. Der ehrlichste und fähigste, aber natürlich auch der am wenigsten einflussreiche, war Herr Demtschinski, ein ausgezeichneter Meteorologe, der alltäglich in der grossen antisemitischen Zeitung, dem „Nowoje Wremia“, seine Wetteraussichten veröffentlichte. Dieser Gelehrte hatte zu wiederholten Malen das Glück, für Tage grosser offizieller Feierlichkeiten schönes Wetter nicht nur vorauszusagen, sondern auch eintreten zu sehen. Im Jahre 1902 insbesondere hatte er die geheimnisvolle Macht, mitten in einer Regenzeit die Sonne auf die grosse Frühlingsparade herniederscheinen zu lassen. Eine derartige okkulte Kraft machte auf den Zaren den tiefsten Eindruck. Demtschinski war ein Prophet, auf den man sich verlassen konnte. Und wenn er es für den Himmel war, warum sollte er es dann nicht erst recht für die Erde sein, und speziell für Russland? Bei intimen Zusammenkünften legte ihm Nikolaus alle politischen Fragen vor und befahl ihm, die entscheidenden Massregeln zu formulieren, die die dumpfe Unzufriedenheit im Volke sicher beruhigen würden. Demtschinski lieferte zwei riesige Berichte, in denen er die Einsetzung einer Nationalversammlung mit beratender Stimme befürwortete. Der Unglückliche! Vorsichtig war er wohl, aber er hatte vergessen, sich zuvor mit Plehwe und den Grossfürsten in Verbindung zu setzen und sich von diesen ein ihnen angenehmeres Orakel pränumerando bezahlen zu lassen. Er wurde als „Betrüger“ gebrandmarkt; der Zar liess ihn im Stich und schickte ihm seinen zweiten Bericht (Januar 1903), zu dem ein ironischer Kommentar in der „Times“ erschienen war, mit der überaus feinen Randglosse zurück: „Ich weiss alles. Nikolaus.“

Aber hatte er denn nicht auch Nikolaus die Einflüsse der Sonne, des Mondes und allerlei wenig bekannter Kräfte auf das Paradewetter auseinander gesetzt? Die Harmonie der Sternbewegungen muss in einer höheren Instanz, so einer Art Oberverwaltungsgericht der irdischen Ereignisse, zweifelsohne die Politik bestimmen. „Ein Meteorologe ist doch eigentlich nur“, hat Nikolaus später gesagt, „ein verkommener Astrologe.“ Diese aber sind selten wie grüne Katzen. Er hatte keine unter der Hand. Mittlerweile aber sind doch wohl die geheimen Kräfte, die körperlos auf die Seele wirken, Emanationen der Sternengewalt? Es gibt Leute, die derartige Emanationen in sich konzentrieren vermögen, insbesondere Masseure, Hypnotiseure und Spiritisten.

Die Kaiserin hatte sich auf den Rat des Zaren den geschickten Händen eines lothringischen Masseurs überlassen, um endlich einen Sohn zu bekommen. Die Arbeit dauerte lange und blieb ohne Ergebnis. Nach einem Jahre unausgesetzter Massage hatte der Heilkünstler zwar noch keinen Kaisersohn, wohl aber die kostenlose Überlassung eines Teiles des taurischen Gartens in Petersburg zu erlangen verstanden, woselbst er mit dem Gelde der Kaiserin ein grosses Institut für schwedische Heilgymnastik errichten wollte. Nikolaus hatte in vielfachen Unterredungen die Überzeugung gewonnen, dass ein Mann, der einem Zaren einen Sohn verschaffen kann, auch seinem Reiche die allgemeine Wohlfahrt zu schenken in der Lage sein muss. Er hörte also begierig auf seinen (übrigens von beträchtlichen aus Plehwes Geheimfonds geschöpften Summen gestützten Rat) und begann alsbald gegen seinen einzigen fähigen Minister, Witte,

ein lebhaftes Misstrauen zu hegen. Unglücklicherweise machte der Petersburger Stadtrat diskrete Vorstellungen gegen die Überlassung eines öffentlichen Gartens an den Zauberer. Der Zar hatte einen lichten Augenblick und verabschiedete den Masseur.

Es waren subtile Mittel nötig. Der Hypnotiseur Philippe suggerierte der Kaiserin auf Kosten des Zaren die Empfängnis eines Sohnes, und dem Kaiser auf Kosten einiger Grossfürsten die reaktionäre Politik. Sonderbares Resultat: das Vertrauen Nikolaus' zu . . . . Plehwe ward grenzenlos; während ach! alle magnetischen Passes offenbar nicht die Macht besassen, der Dynastie einen Sprössling zu schenken. Zum mindesten waren sie jedoch allen denen von grossem Nutzen, die sie zu bezahlen in der Lage waren. Philippe zeigte Nikolaus telepathisch eine Eisenbahnlinie, für deren Anlage ein Moskauer Unternehmer sich Dutzende von Millionen hatte bezahlen lassen, während sie in Wirklichkeit auf einen Telegraphendraht reduziert in die Erscheinung trat, und er liess die Strafe herabsetzen, zu welcher unwissende Richter, die die Bahn nie hatten entdecken können, lächerlicherweise den Millionär verurteilt hatten. Er wies dem Zaren geschickt alle nicht existierenden revolutionären Schandpläne vor, aber schliesslich machte er ungeschickterweise die Geburt eines Kaisersohnes von der Bestellung der Eisenteile einer grossen Brücke in Asien bei einer bekannten belgischen Firma abhängig. Nikolaus sah den Zusammenhang nicht ordentlich ein, und ihm wurde vor solcher Vielseitigkeit bange. Der Hypnotismus hatte ausgelebt.

Der Spiritismus war zweifelsohne sicherer. Ein Franzose aus Lyon verrückte listig zugleich Tische und dem Zaren den Kopf. Der Geist Alexander I., der eine ausgedehnte Erfahrung in Sachen menschlicher Fortpflanzung besitzt, sagte einen Sohn an. O Glück! Die Kaiserin begann sich demgemäss zu führen. Aber die Geister können noch ganz andere Dinge. Sie haben zum Beispiel den russisch-japanischen Krieg angezettelt. Eine gewisse Anzahl von schmutzigen Geschäftsmännern, zu denen der schon genannte Grossfürst Alexander Michailowitsch, der Admiral Alexejeff und der Minister für Ostasien, Besobrasoff, gehörten, wollten nämlich mit dem Gelde des Kaisers ein grossartiges Geschäft machen. Es handelte sich angeblich um die Ausbeutung der riesigen Wälder am Jalu in Korea, bei Jonghampho, und zunächst um die Gründung einer grossen Gesellschaft zu diesem Zweck. Auf die dringenden Vorstellungen des Ministers des Auswärtigen, des Grafen Lamsdorff, hin, wollte Nikolaus von der Sache nichts wissen. Aber Alexander Michailowitsch samt der Kaiserschwester Xenia machten noch einen letzten Versuch, beschworen den Zaren, „sichere Nachrichten" einzuholen, und baten ihn, noch einmal Besobrasoff zu empfangen. Der Zar liess Alexander II., den Besieger der Türkei heraufbeschwören. Der wohlunterrichtete Geist erklärte selbstverständlich, dass die Unternehmung zum Heile Russlands unabweisbar nötig sei, dass die kaiserliche Familie selbst die Angelegenheit in die Hand nehmen sollte, und dass dies den Beginn der friedlichen Eroberung Koreas bedeuten würde. Am nächsten Morgen kam Besobrasoff mit dem Grossfürsten zur Audienz. Er setzte dem Kaiser genau dasselbe auseinander, was auch der Geist schon gesagt hatte. Nikolaus, vor Bewunderung starr, zu Tränen er-

griffen, zeichnete auf der Stelle sechs Millionen und hielt seine Verwandten zur Nachahmung an. Anstatt Bäume zu fällen, errichtete die Gesellschaft Schanzen in Korea; Japan erblickte darin logischerweise „die Besitzergreifung eines Teiles von Korea durch die russische Dynastie", verlor allen Glauben an die Aufrichtigkeit des Zaren, verlangte die Aufgabe der „Konzession" und eröffnete nach der Weigerung des verblendeten Nikolaus die Feindseligkeiten.

Nikolaus war ganz niedergeschmettert; aber da die Kaiserin einem freudigen Ereignis entgegensah, suchte er auch weiterhin nach Trost und Wissen in den klopfenden Tischbeinen. Napoleon und Friedrich wurden zitiert, aber ihre Ansichten zeigten — da die Verwirrung grenzenlos und jede Voraussage gefährlich war — grosse Widersprüche. Schliesslich ging der Admiral Makaroff mit dem Panzerschiff „Petropawlowsk" zugrunde. Die Heiligenbilder, die das Schiff enthielt, waren zur Oberfläche emporgestiegen und an die Küste geworfen worden. Ein schlauer Taucher hatte auf dem Meeresgrunde die ganze Besatzung wohlauf gesehen, der Pope las die Messe, Makaroff hielt auf der Kommandobrücke eine patriotische Ansprache. Der Zar wusste es noch nicht. Aber er zitierte den Geist Makaroffs. Dieser sagte ihm den schliesslichen Sieg voraus, versprach, mit seinem Panzerschiff wieder an die Oberfläche zu kommen, das Geschwader in den Kampf zu führen, Tokio einzunehmen und ihm sofort einen Boten zu senden. Am selben Tage erfuhr — zufällig — Nikolaus von dem Taucher. Er liess ihn nach Zarskoje Selo kommen und .... bekam dieselbe Rede Makaroffs zu hören. War es dieser „Zufall"? Oder ein lichter Augenblick? Oder die Vernichtung der Flotte, die Makaroffs Geist nach Tokio führen wollte? Der arme, ohnmächtige, allmächtige Herrscher wollte nichts mehr mit tanzenden Tischen zu tun haben.

Aber unter diesen schwierigen Verhältnissen nahte das Heil in Gestalt zweier französischer Astrologen, die noch im März 1905 herrschten. Ihnen verdankt Nikolaus den Riesenmut, beim Ansturm des Volkswillens mit aller Gemütsruhe die Fahne des Despotismus hochzuhalten. Denn sie haben mit Logarithmen, Differentialen und Integralen, Kurven höheren Grades und ..... imaginären Grössen klipp und klar bewiesen, dass das erste kritische Jahr für Nikolaus II. 1912 sein wird. Und als Gegenprobe haben sie nicht einmal die üppigen Schecks der reaktionären Grossfürsten ins Treffen zu führen brauchen ...

Witte, ein Vetter von H. P. Blavatsky. — Der Berliner Lokalanzeiger vom 9. Oktober 1905 berichtet: „Aus der Vergangenheit des Grafen S. J. Witte geben russische Blätter einige interessante Mitteilungen. Der Vater des Grafen, der Mitglied des Konseils beim Statthalter des Kaukasus war, war mit einer Tochter der Frau J. P. Fadejewa, einer geborenen Fürstin Dolgorukowa, verheiratet, einer hochgebildeten Dame, die sich um die Erforschung der Flora des Kaukasus grosse Verdienste erworben hat und auch mit Humboldt im Verkehr stand. Seiner Mutter nach ist somit Graf Witte ein leiblicher Neffe des Schriftstellers R. A. Fadejew und ein Vetter der bekannten Theosophin H. P. Blawatskaja und der Romanschriftstellerin W. P. Jhelichowskaja, geb. Hahn. Seine ersten Kindheitsjahre hat Graf Witte mit den beiden genannten Damen, die früh ihre Eltern verloren hatten, in Tiflis verbracht. Das bescheidene Haus der

Schachmuradows, wo Witte geboren wurde und viele Jahre gelebt hat, befand sich an der Ecke der Gribojedowskaja und Tschawtschawadshowskaja in Tiflis. Es wurde erst in den neunziger Jahren niedergerissen, um einem grandiosen Neubau Platz zu machen. Vor dem Abbruch des Hauses hatte der Besitzer dem Staatssekretär auf seine Bitte mehrere Photographien davon übersandt. Graf Witte ist ein Zögling des Ersten Gymnasiums in Tiflis und der Odessaer Universität, deren physiko-mathematische Fakultät er im Jahre 1866 absolvierte."

Der Urmensch von Krapina. — Auf dem dtsch.-öster. Anthropologenkongress in Salzburg (Aug.) sprach Prof. Kramberger über den vor drei Jahren entdeckten Menschen (homo primigenius) von Krapina (Kroatien). Er vervollständigte seine vor zwei Jahren auf dem Naturforscherkongress in Kassel gemachten Mitteilungen durch neue Funde, die weiteren Aufschluss über die Beschaffenheit des Menschen von Krapina geben. Es fanden sich neuerdings Oberschenkelknochen, Beckenknochen und namentlich der Unterkiefer eines etwa dreizehnjährigen Individuums von enormer Grösse. Ebenso ausserordentlich war die Grösse der Molarzähne. Sehr bemerkenswert ist die Auffindung zahlreicher aufgeschlagenen menschlichen Röhrenknochen, welche auf unzweifelhaften Kannibalismus des Menschen von Krapina hindeuten. Es fanden sich als industrielle Erzeugnisse äusserst roh bearbeitete Steingeräte. Alles in allem steht Krapina sowohl geologisch, paläontologisch wie hinsichtlich der Kultur auf gleicher Stufe mit dem Menschen bei Taubach (zwischen Jena und Weimar), dessen Dasein heute allgemein in die Interglazialzeit verlegt wird. (Vergl. N. M. R. Band XI., Heft 2 S. 92 u. ff.)

Die Entstehung des Vorderhirnes. — Ueber dieses Thema sprach auf der diesjährigen Naturforscher- und Ärzte-Versammlung in Meran (Sept.), die recht viel des Interessanten bot, Prof. Dr. Edinger (Frankfurt). Einen Auszug seines Vortrages (nach dem Bericht des Berl. Tgbl. vom 1. Okt. von S. Kastan) bringen wir hier: „An die ungestörte Funktion des mächtigsten Hirnteiles beim Menschen, des Vorderhirnes, sind alle höheren seelischen Tätigkeiten geknüpft. Die vergleichende Anatomie und das wenige, was wir bereits von vergleichender Psychologie haben, spricht durchaus dafür, dass dies Verhältnis nicht nur für den Menschen Gültigkeit hat, dass vielmehr mit der Entwickelung des Vorderhirnes auch die Fähigkeit zu höherer Seelentätigkeit erst sich entwickelt. Aus der Sängerreihe sind hierfür zahlreiche Beispiele bekannt. Es ist sehr anziehend, zu ermitteln, in welcher Weise sich das Vorderhirn in der Tierreihe überhaupt entwickelt hat, wo und in welchen Einzelteilen es zuerst auftritt und welche anderen Teile sich den ältesten in der Organismenreihe allmählich zuaddieren. Der Vortragende, seit zwanzig Jahren mit diesen Untersuchungen beschäftigt, hat wiederholt auf dieser Versammlung seine Forschungsergebnisse mitgeteilt. Naturgemäss waren die ersten dahingehenden Untersuchungen Tieren gewidmet deren Vorderhirn mehr oder weniger leicht noch in Beziehung zu dem, anfangs allein gut bekannten Vorderhirn der Säuger gebracht werden konnte. In dem Masse aber, wie die Erkenntnis voranschritt, lernten wir auch das Gehirn der Amphibien, Fische und Vögel besser verstehen. Erst in der allerletzten Zeit

ist es dem Vortragenden gelungen, auch das Gehirn der allerniedersten Vertebraten, des Neunauges und des Schleimfisches (Maxine), so zu durchforschen, dass er es nun in den allgemeinen Bauplan einordnen kann. Diese Tiere besitzen von dem Vorderhirn nur den kleinen an der Basis liegenden Teil, welcher aus Riechlappen und Stammganglion besteht. Auch die Knochenfische haben nicht wesentlich mehr. Zyklostomen und Knochenfische besitzen also für den Geruchsapparat nur die primären Endstätten, wie sie auch für Sehen und Hören nur die primären Endstätten besitzen. Diesen ältesten Teil des Gehirnes im Sinne der vergleichenden Entwickelungsgeschichte, welcher sicher nur dem Riechen und wahrscheinlich noch irgendeiner uns unbekannten Form der Bewegungsbeeinflussung dient, nennt Edinger Hyposphärium. Bis zum Menschen hin erhält er sich, bald in grösserer, bald in geringerer Ausbildung. Schon bei den Haien aber finden sich Anfänge eines dorsal vom Hyposphärium liegenden neuen Hirnteiles, des Episphärium. Dieser neu hinzutretende Hirnteil entwickelt sich — in der Klasse der Dipnoi sind alle Übergangsformen gefunden — zu dem eigentlichen Hirnmantel, den bereits die Amphibien gut ausgebildet besitzen. Auf der Entwickelung dieses Teiles des Episphäriums beruht nun die eigentliche Fortbildung des Gehirnes. In ihm tritt die Rinde zuerst auf. Es ist wichtig, zu wissen, dass diese neue Rinde auch zunächst nur mit dem Riechapparate in Verbindung tritt, und dass erst sehr spät sich zu dem mächtigen Assoziationsapparat, den sie schon von Anfang an bildet, auch andere Verbindungen usw. herstellen. Die ältesten Teile der Rinde — Archipallium — sind die Teile um das Ammonshorn. Zu ihnen gesellt sich innerhalb der Reptilien das Neopallium. Es ist der Hirnabschnitt, der so mächtig beim Menschen wird, dass er alle anderen Teile überwuchert. Wir dürfen also annehmen, dass von den kleinen, nur dem Geruche dienenden Teilen aus sich allmählich durch eine Art Apposition das Organ entwickelt hat, dem der Mensch seine Stellung verdankt. Der Vortragende glaubt, dass für eine vergleichende Psychologie, von der wir ja nur erst Anfänge haben, aus solchen anatomischen Studien neue Fragestellungen, die exakt beantwortbar sind, erwachsen können.

Die Wünschelrute. — „Der Streit um die Wünschelrute, der vor zwei Jahren durch das öffentliche Auftreten des Herrn v. Bülow-Bothkamp von neuem auf das lebhafteste entbrannt ist, tritt jetzt in ein neues Stadium. Während die wissenschaftlichen Kreise die Erfolge des genannten Herrn in das Gebiet des Aberglaubens zu verweisen suchen und ein grosses Material für die Widerlegung zusammengetragen haben, hat sich vor kurzem einer der höchsten Baubeamten des Deutschen Reiches und der Marine, der Geheime Admiralitätsrat Franzius in Kiel-Gaarden, auf Grund von Versuchen, die er in Gemeinschaft mit Herrn v. Bülow und anderen Baubeamten auf dem Gebiet der kaiserlichen Werft hat anstellen lassen, öffentlich als Anhänger der Wünschelrute bekannt. Die Versuche, unterirdische Wasserläufe anzuzeigen, sind nach einer Erklärung des Herrn Geheimrats Franzius im „Zentralblatt für Bauverwaltung“ auf das Überraschendste gelungen, und Experimente mit der Wünschelrute, die dann andere Herren anstellten, sollen gleichfalls zur Auffindung von Wasser geführt haben. Die Fähig-

keit der Wünschelrute ist aber jetzt insofern in ein neues Stadium getreten, als es Herrn v. Bülow-Bothkamp und anderen gelungen sein soll, mittels einer Rute aus Stahldraht nicht nur Wasser, sondern auch Gold nachzuweisen. Angesichts dieser Tatsache hat es der Kieler Universitätsprofessor Dr. L. Weber unternommen, in einer Schrift, die unter dem Titel „Die Wünschelrute und die Kunst, Wasser und Gold mit ihr zu finden“ erscheint, das gesamte zum Teil aktenmässige Material zusammenzustellen und der Öffentlichkeit zu übergeben. (Berl. Tagebl.) (Wir werden uns demnächst eingehend mit dieser Frage beschäftigen.)

Aphorismen über den Schlaf. — In einer neuen Zeitschrift „das Leben“ (herausgegeben von Arthur Kirchhof, red. v. R. Saudek) spricht Prof. Dr. Carl Schleich in einigen Aphorismen über den Schlaf. Einige Gedanken greifen wir im Folgenden heraus: „Im Schatten des Schlafes reifen die Pläne, spinnt das Gedächtnis seine Netze, heilen die Leiden, wachsen die Gedanken. Gärtner, Schmied und Arzt ist der Schlaf. Er zieht die Sehnsuchtsblume, er schmiedet den Panzer gegen Gefahr, er braut die Säfte die uns heilen. — Schlaf und Sonnenuntergang, Erwachen und Sonnenaufgang sollten paralelle Dinge sein. Die Kultur hat Scheinsonnen erfunden, welche das Dunkel und den Schlaf hintergehen. Aber die Natur lässt sich nicht überlisten. Die Nerven müssen hohe Prozente zahlen für das gestohlene Licht. — Wer seine Müdigkeit künstlich bekämpft: Nikotin, Alkohol, Tee, Kaffee legt seinem treuesten Wächter eine Binde um die Augen. — Man suche seinen persönlichen Schlafrythmus zu ergründen, d. h. die Stundenzahl zu finden, die man gebraucht, um ganz ausgeschlafen zu sein. Diese Stundenzahl sei eine heilige Zahl. Der Teufel Geselligkeit dividiert ohn' Unterlass daran herum. — Es gibt Menschen, die hypnotische Kraft in ihrer Persönlichkeit haben. Sie verstehen grause Seelen zu glätten. Das ist die Gewalt, mit welcher das Unharmonische nach Harmonie drängt. Wehe! wenn zwei Dissonanzträger in demselben Schlafzimmer sind.

Radium und Pflanzenwuchs. — Dr. Gager hat die Wirkung der Radiumstrahlen auf Pflanzen untersucht und konstatieren können, dass die Strahlen das Wachstum befördern. Zu starke Einwirkung verzögert das Keimen und Wachsen. Diese Strahlen müssen qualitativ viel Ähnlichkeit mit den von Menschen ausgehenden sogenannten magnetischen Strömungen haben, da diese in ganz ähnlicher Weise wirken.

Noch einmal der magnetische Mensch. — (Vergl. unsere Notiz N. M. R. XII, 1, Seite 32.) Prof. Harnack (Halle) hatte bei seinen Versuchen mittels leichter Reibung auf der Glasfläche eines Kompasses die Magnetnadel abzulenken die Frage aufgeworfen: „Halten Sie es für möglich, dass ein Stückchen Hornsubstanz von wenig Quadratmillimetern Umfang, mit dem man ein oder einige Male die Oberfläche einer kleinen Glas- oder Hartgummiplatte leicht bestreicht, der letzteren eine Ladung von über 1000 Volt zu verleihen vermag?“ Prof. A. Bethe (Strassburg) hat nun in einer Arbeit (Zentralblatt für Physiologie Bd. 18, S. 761) auf Grund einer Reihe von Versuchen diese Frage bejaht. Er hat mit dem eigenen Finger und dem Finger der Leiche eines 69jährigen Mannes ex-

perimentiert und gefunden, dass bei einem einzelnen Strich auf einer Glasplatte wenn der Finger nicht weiter vorbehandelt war, Ladungen von 100—250 Volt, nach dem Trocknen des Fingers im Exsikkator, 350=750 Volt, mit mehreren Strichen bis 1000 Volt erzielt werden könnten. Der Behauptung, dass damit dem Harnackschen Versuche die physiologische Basis entzogen sei, können wir uns nicht anschliessen. Eine spätere Arbeit wird sich mit dieser Frage in der Rundschau eingehender beschäftigen.

Allerlei. Am 16.—18. September tagte in Berlin die 10. Jahresversammlung der Theosophischen Gesellschaft (deutscher Zweig). Der Verlauf war ein recht harmonischer. Besonders die grosse öffentliche Versammlung am 17. Sept. zeigte durch die grosse Anzahl Zuhörer, welch reges Interesse für religiöse Fragen in den besseren Berliner Kreisen vorhanden ist. —

Der berühmte Paracelsusforscher Dr. Sudhoff (Hochdahl) ist zum Professor der Geschichte der Medizin nach Leipzig berufen worden. Dieser Lehrstuhl ist der erste ausschliesslich der Geschichte der Medizin gewidmete in Deutschland. —

Dr. Rudolf Steiner hält jeden Donnerstag im Architektenhause Vorträge über theosophische Themen. Eintritt 1.— Mk. (Theosophische Gesellschaft [Adyar]).

Die Theosophische Gesellschaft (Deutscher Zweig) hält ihre Versammlungen jeden Mittwoch ab in ihren eigenen Gesellschaftsräumen Berlin, Wilhelmstr. 121, I. —

Theosophische Gesellschaften seien darauf aufmerksam gemacht, dass Herr Gustav Simons, der Erfinder des trefflichen Simonsbrotes, bereit ist, Vorträge über Ernährungsreform zu halten gegen geringes Honorar. Da diese Frage eine in theosoph. Kreisen oft erörterte ist, so dürften die von grosser Sachkenntnis zeugenden Simons'schen Vorträge viel Gutes stiften. (Adresse: Kassel, Königstor 26.)

Literatur.

Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.

Trine, Ralph, Waldo, in Harmonie mit dem Unendlichen. Stuttg. 1906. 6.—10. Tausend. (3.50)

—, was alle Welt sucht. Ebenda 1906. (3.50)

—, das Grösste, was wir kennen. Ebenda 1906. (1.—)

Alle drei übersetzt a. d. Engl. von Dr. Max Christlieb.

Trines Lebensbücher unsern Lesern als etwas Neues zu empfehlen, ist wohl überflüssig. Auf sein Werk „in Harmonie etc." haben wir schon früher als auf eins der besten Werke unserer Bewegung hingewiesen und im Bande V, VI das erste Kapitel daraus in Übersetzung gebracht, freilich ohne damals den Beifall

zu finden, den wir erwartet hatten. (Vergl. auch die Artikel von R. W. Trine N. M. R. IV, 269, V, 194.) Augenscheinlich war damals die Zeit noch nicht reif für das Beste der neueren amerikanischen Metaphysik. Heute sind die Trine'schen Gedanken, die keinen Deut von den theosophischen abweichen, vielleicht leichter zu fassen, da der Widerspruch gegen unsere ganze Metaphysik im Verschwinden begriffen ist. Die Menschen lechzen ja förmlich nach unseren religiösen Lehren! —

Die drei Werke sind Lebensbücher, die wir täglich zur Hand nehmen werden, um uns in jene geistige Stille zu versetzen, die uns so not tut in den Wirrsalen des Alltags. —

Besondere Freude macht es zu wissen, dass es ein protestantischer Geistlicher ist, der uns diese geistige Kost vermittelt. Welche Macht könnte unsere Geistlichkeit für die kommenden schweren Zeiten werden, wenn sie sich in hellen Haufen unter das Banner dieser Ideen sammeln wollten!

Die Christlieb'sche Übersetzung ist musterhaft. Die Ausstattung ist gleich vorzüglich wie die der amerikanischen Ausgabe.

Aus der Vorrede des Übersetzers noch einige Stellen:

„Der philosophische Standpunkt Trines ist etwa der des älteren Fichte in seiner zweiten Periode, aus dessen wundervoller „Anweisung zum seligen Leben" er in dem vorliegenden Büchlein ausführliche Auszüge gibt: ein Pantheismus, der vollen Ernst macht mit der Erkenntnis der wahren Einheit des menschlichen Geistes mit dem göttlichen und darum der Fichte ja so merkwürdig nahestehenden indischen Gedankenwelt sich gern und dankbar aufschliesst; ein Pantheismus aber, der mit solcher Strenge zu sittlichen Konsequenzen fortschreitet, dass er die Wahrheit und Fruchtbarkeit des Theismus völlig in sich aufnimmt, wie schon des Verfassers beständige Anführung von geistreich ausgewählten Bibelsprüchen beweist."

Trine erscheint mir aber viel weniger ein Abkömmling Emersons, wie Christlieb betont, wenn sich seine Ideen auch mit denen des grössten amerikanischen Idealisten decken, als wie ein Schüler der „New Thougt Movement", welche wiederum, nachdem sie von Quimby ins Leben gerufen, von Mrs. Eddy als Christliche Wissenschaft verändert wurde, von dem Vater Horatio W. Dressers aber in vernünftige Bahnen gelenkt eine starke Anreicherung durch spiritualistische und vornehmlich theosophische Lehren erfuhr. Ich verweise dabei auf meine Arbeit über die christliche Wissenschaft in Band IX, Heft 2, Seite 52 u. ff. der N. M. R.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).